Geschenk

für

die erwachsene Jugend

aus

allen Ständen.

Von

Dr. und Prof. Joh. Anton Müller,
ord. Lehrer der neuern Sprachen in Landshut.

Paßau,
in der Pustet'schen Buchhandlung.
1821.

(82)

An die Leser.

Dieses Buch ist euch, meine jungen Freunde, gewidmet. Der Zweck desselben ist, euch zu unterhalten, zugleich aber auch, euch aufmerksam auf nützliche Wahrheiten zu machen. Ihr findet hier Lebens- und Klugheitsregeln, welche euch, wenn ihr sie befolgt, glücklich machen werden. Durch die Erzählungen suchte ich das, was ich in dem ersten Abschnitt sagte, bildlich darzustellen. Meine Absicht ist, euch auf die Natur und ihre Schönheiten aufmerksam zu ma-

chen, und zugleich wollte ich euch einige ernste Betrachtungen an das Herz legen.

Wenn euch der Inhalt des Buchs gefällt, und ihr einen guten Gebrauch davon macht, so verspreche ich euch bald eine zweyte Lieferung. Lebt wohl!

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Nro. Seite

I. Lebens- und Klugheitsregeln.

II. Betrachtungen.

1. Ueber den Ursprung und die Folgen des Hasses. . 17
2. Ueber die schädlichen Wirkungen des Zorns. . . 20
3. Lob der Freundschaft. 22
4. Trostgründe im Unglück. 24

III. Erzählungen.

1. Die Rekrutenaushebung. 31
2. Der Menschenfreund. 32
3. Beispiel der Kindes- und Bruderliebe. . . 33
4. Der Tod für's Vaterland. 34
5. Die großmüthigen Soldaten. 36
6. Edle Handlung. 37
7. Die rettende Bilderbibel. 38
8. Vaterlandsliebe. 40
9. Das sicherste Schicksal eines jeden Menschen ist der Tod. 42
10. Das unverhoffte Glück. 43
11. Die Vorposten. 44
12. Großmuth. 47
13. Der Sieg. 50
14. Die edelmüthige Aufopferung. 50
15. Der edle Sohn. 51
16. Der würdige Sohn. 55
17. Die Macht der kindlichen Liebe. 56
18. Der dankbare Sohn. 56
19. Der menschenfreundliche General. . . . 59
20. Heldenmuth bis zum Tode. 62
21. Geistesgegenwart. 65
22. Edelmüthige Sorgfalt für Verwundete. . . 68
23. Denke nichts Arges von deinem Bruder. . . 71
24. Großmuth, Ludwig des Baiers. 73
25. Fürstliche Auszeichnung. 76
26. Ein Beispiel sonderbarer Stärke. 76
27. Der edle Baier. 77
28. Die edle Rache. 78
29. Vertrauen auf Gott. 79
30. Der Kaiser und der Hirtenknabe. 79
31. Zwölf brave Söhne. 80
32. Der tapfere General Zandt. 81
34. Der junge dankbare Soldat. 82
35. Der menschenfreundliche Soldat. 83

36. Der wahrhaft große Fürst. 84
37. Der tapfere Soldat. 85
38. Lohn der Treue. 86
39. Der Grenadier-Zimmermann. 88
40. Der dankbare Karabinier. 93
41. Der großmüthige Plünderer. 98
42. Humanität eines Tyroler Insurgenten. . . 98
43. Seltene Entschlossenheit. 99
44. Der verstellte Rasende. 100
45. Der Heldentod. 105
46. Der Plünderer. 106
47. Das Blockhaus. 112
48. Seltener Diensteifer. 115
49. Zwei Feinde erkennen sich als Brüder. . . 122
50. Hachette, oder die Heldin von Beauvais. . 126
51. Liebe zum Fürsten. 127
52. Unterthans-Liebe. 128
53. Die treuen Unterthanen. 129
54. Noch ein Beispiel von Unterthanstreue. . . 131
55. Selbstaufopferung für das Vaterland. . . 132
56. Der Kampf für Fürst und Vaterland. . . 133
57. Muthvolle Entschlossenheit eines baierischen Kriegers. 134
58. Heldenmüthige Entschlossenheit. 135
59. Achtung gegen die Obrigkeit und die Landesgesetze. 136
60. Gemeingeist. 137
61. Selbstaufopferung des Königs Kodrus. . . 139
62. Das brennende Schiff. 140
63. Edle Handlung zweier baierischen Soldaten. . 142
64. Edelmüthige Schonung. 143
65. Die Schildwache. 144
66. Nur christliche Rechtschaffenheit, christlicher Muth und christliche Treue machen einen braven Soldaten. 145
67. Der tapfere Friedrich, der Zweite, König von Preußen, in der Schlacht bei Torgau. . . 147
68. Die Seeschlacht. 148
69. Die Schlacht bei Kollin. 149
70. Die Uhrkette mit der Bleikugel. 150
71. Der wohlthätige Jude. 151
72. Zartgefühl. 152
73. Trefflicher Verweis. 152

74. Der gewissenhafte Wiedertäufer. 153
75. Uneigennützigkeit. 154
76. Nächstenliebe. 155
77. Unschuld und Tod. 158
78. Der gute Soldat. 163
79. Das wandelbare Glück. 166
80. Kindliche Ehrfurcht. 171
81. Hochachtung gegen Eltern. 173
82. Die Freundschaft. 174
82. Der Wohlthäter in der Hütte des Armen. . 177
83. Der Biedermann. 178
84. Der Tod eines Helden. 180
85. Die Reue. 182
86. Der Held Andreas Doria. 185
87. Geschichte eines Spielers. 187
88. Der uneigennützige Spieler. 191
89. Die traurigen Folgen der Spielsucht. . . 193
90. Der französische General Marceau. . . . 200
91. Zophyrus. 203
92. Hektors Tod. 205
93. Miltiades. 208
94. Aristides. 213
95. Leonidas mit den 300 Spartanern. . . . 220
96. Bulis und Sperthies. 224
97. Cimon. 226
98. Die heilige Schaar bei den Tebanern. . . 229
99. Epaminondas und Pelopidas. 232
100. Horatius Kokles. 238
101. Mucius Scävola. 241
102. Kalpurnius Flamma. 243
103. Hanibal. 244
104. Armin oder Herrmann. 254
104. Wittekind. 258
105. Johannes von Procida. 261
106. Tamerlan, der Eroberer Asiens. 266
107. Johanna von Arc, oder das Mädchen von Orleans. 269
108. Der Schweizer-Schwur. 271
109. Ein Konstanzer Bürger stirbt den schönen Tod für's Vaterland. 275
110. Richtige Selbstschätzung. 279
111. Keuschheit. 280
112. Wirkung eines klugen Betragens. . . . 282

113. Mäßigung im Glücke. 284
114. Heilighaltung des Eides. 285
115. Genügsamkeit. 287
116. Edle Selbstüberwindung. 288
117. Ein edles Brüderpaar. 289
118. Der römische Feldherr Germanicus. . . 291
119. Das strenge Kriegsgesetz. 294
120. Sanftmuth und Versöhnlichkeit. 294
121. Nur selbst erworbenes Verdienst adelt. . . 297
122. Wahre Ehrliebe. 299
123. Charakterfestigkeit. 301
124. Klugheit. 302
125. Kindliche Ehrerbietung und Folgsamkeit. . 303
126. Aelterliche Liebe und Sorgfalt. 305
127. Seelenstärke im Unglücke und Gefahr. . . 309
128. Edelmüthige Abbitte. 310
129. So rächt sich der wahrhaft große Mann. . 312
130. Das schönste Ordenskreuz. 314
131. Ehre das Alter! 318
132. Das Taschenbuch. 319
133. Der Wohlthäter im Stillen. 320
134. Ein schottischer Bauer rettet sein Vaterland. 321
135. Der christliche Kriegsheld. 322
136. Dankbarkeit gegen Gott. 323
137. Anbetung Gottes. 324
138. Kamillus und Lucius. 326
139. Die Insulaner. 328
140. Edle Selbstverläugnung. 329
141. Die Geldsäcke. 330
142. Edelsinn und Großmuth. 330
143. Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer. 331
144. Der Bettler und der Soldat. 334

IV. Merkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Natur.

Die Vögel. 339
List und Vorsicht der Thiere. 345
Der Biber. 352
Der Wallfisch. 359
Die Riesenschlange. 362
Die Brodfrucht. 365
Die Berge. 368
Die Luft. 376

I.

Lebens- und Klugheitsregeln.

Vertrauen auf Gott läßt Niemanden zu Schanden werden.

Wenn ihr Verstand habt, so rühmt euch dessen nicht, denn ihr habt ihn euch nicht selbst gegeben.

Man muß den Menschen nicht nach seinen großen Eigenschaften betrachten, sondern nach dem guten Gebrauch, welchen er davon macht.

Ein guter Rath ist Goldes werth.

Wir sehen in allen Ereignissen unsers Lebens Spuren der göttlichen Vorsehung.

Man muß immer rechtschaffen handeln.

Ein gerechter Mensch ist die Zierde seines Geschlechts.

Der Menschenfreund vergißt sich selbst, um andern zu dienen.

Wer einen Tag vorüber gehen läßt, ohne etwas Gutes zu thun, der hat denselben verloren.

Die Jahre führen uns allmählig dem Grabe näher.

Wer gut gelebt hat, sieht den Tod heran kommen, ohne davor zu zittern.

Wenn der Unglückliche sich nicht mit der Hoffnung für ein besseres Leben trösten könnte, so würde er verzweifeln.

Der Mensch bildet sich am Besten in der Schule des Unglücks.

Es ist schwer, sich in das Glück und Unglück schicken zu können; in dem Glück nicht übermüthig, im Unglück aber nicht kleinmüthig zu werden.

Wenn wir unglücklich sind: so lasset uns auf die noch größeren Leiden unsrer Mitmenschen hinblicken. Unsere Herzen werden dadurch erleichtert werden.

Ein Unglück kommt selten allein.

Auf einen stürmischen Morgen kömmt oft ein heitrer Abend. Auf Regen kommt Sonnenschein.

Ein sicheres Mittel, sich bei jedem Unfalle zu trösten, ist: immer das Schlimmste zu erwarten.

Die Widerwärtigkeiten sind für das Gemüth das, was ein Gewitter für die Luft ist. Sie reinigen und erfrischen es.

Wer niemals einen Kummer gehabt hat, kennt auch das Vergnügen nur halb.

Das menschliche Schicksal ist dem Wechsel unterworfen.

Gott kennt der Freude rechte Stunde; er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

Allzuviel ist ungesund. Die Unmäßigkeit zieht nur traurige Folgen nach sich.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise, damit die Reue dich nicht treffe.

Die Mäßigkeit erhält die Gesundheit.

Der Mensch sollte trachten, eine gesunde Seele in einem gesunden Körper zu erhalten.

Je weniger der Mensch wünscht, desto reicher ist er.

Wenn man krank ist, dann fühlt man erst recht den

Werth der Gesundheit. Richtet also durch Ausschweifungen eure Gesundheit nicht zu Grunde.

Wie glücklich wäre der Mensch, wenn er seine Wünsche immer der Prüfung der Vernunft unterwürfe!

Gott versteht am Besten, was den Sterblichen nützet. Lasset uns also niemals gegen die Vorsehung murren!

Eine gränzenlose Bescheidenheit artet oft in Stolz aus.

Das wahre Verdienst ist immer bescheiden; das falsche immer stolz und eitel.

Der Stolz trennt uns von der Gesellschaft, und von den Freunden unsrer Jugend.

Die Eigenliebe ist die größte Schmeichlerin.

Wenige Menschen sind weise genug, den Tadel dem Lob vorzuziehen, und doch ist der Tadel nützlicher, als das Lob.

Wer uns tadelt, der macht uns aufmerksam auf unsere Fehler, um sie zu bessern.

Sehr oft lobt man uns in das Angesicht, und tadelt uns hinter dem Rücken.

Die Schmeichler spotten unsrer, wenn sie sehen, daß wir ihren Worten so gern Gehör geben.

Seyd daher vorsichtig, wenn man euch lobet, und prüfet strenge, ob ihr es verdienet.

Ein jeder Mensch hat in sich eine geheime Anlage zur Eigenliebe, welche oft in Stolz ausartet.

Der Stolze denkt immer gut von sich, und ist ungerecht gegen andere.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Der Stolz ist die Quelle der Feindschaften.

Man ist oft aus Eitelkeit verläumderisch.

Der Rechtschaffne beneidet Niemanden. Der Neid ist das häßlichste aller Laster.

Die Schmeichelei ist eine falsche Münze, welche nur für die Eitelkeit einigen Werth hat.

Wir sind sehr zu bedauern, wenn wir blos die lieben, welche unsern Leidenschaften schmeicheln!

Wer kann wohl die verächtliche Aufführung eines Schmeichlers betrachten, ohne vor Abscheu zu erröthen?

Die Eifersucht und der Neid stöhren unsre Ruhe, und machen uns andern gehässig.

Beständigkeit und Muth überwinden alle Hindernisse.

Das Glück begünstigt immer den Muthigen, und mit Entschlossenheit kommt man immer zum Ziele.

Für denjenigen, welcher ernstlich will, ist nichts schwer. Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Mühe und Arbeit gering.

Es fehlt uns gewöhnlich mehr an gutem Willen, als an Kräften, das Gute zu thun, und wir klagen oft über die Unmöglichkeit einer Sache, wo wir blos unsre Nachlässigkeit anklagen sollten.

Die Tugend ist nichts anders, als die Stärke, unsere Pflichten in jeder, auch noch so beschwerlichen Lage zu erfüllen.

Der tugendhafte und wohlthätige Mensch hat in sich selbst eine wahre Quelle der Zufriedenheit.

Die Hoffnung für ein besseres Leben tröstet ihn, und

beruhiget ihn über die Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale.

Wenn um ihn her alles stürmt und der Donner rollt, so ist er ruhig in seinem Herzen.

Der Lasterhafte hat nicht einen Augenblick Ruhe, denn seine Leidenschaften quälen ihn.

Sein Herz ist niemals der Freude offen, und seine Sorgen sind auf seinem Gesichte abgemalt.

Alles erschreckt und martert ihn, und wenn er an die Ewigkeit denkt, so möchte er verzweifeln.

Niemand hat noch eine gute Handlung bereut.

Wer gerecht ist, hat nichts zu fürchten.

Die Ruhe des Gemüths ist besser als Reichthümer.

Wer zufrieden ist, ist reich.

Nur der ist reich, welcher sein Geld gut anwendet.

Der Lasterhafte trägt seine Strafe in dem Gewissen.

Thut nichts, saget nichts, von dem ihr nicht wolltet, daß Jedermann es sehen, Jedermann es hören könnte!

Kein Mensch ist unglücklicher, als der Bösewicht.

Der Zornige zeigt immer eine schwache Seite, und giebt seinem Feind Gelegenheit, Nutzen davon zu ziehen.

Wer sich erzürnt, straft sich selbst für die Fehler anderer.

Diejenigen sind gewöhnlich am empfindlichsten gegen die Unbilden anderer, welche andere am öftesten beleidigen.

Nichts beschämt besser unsere Feinde, als wenn wir ihre Beleidigungen nicht achten.

Es ist schön, seinem Feind zu verzeihen.

Es ist besser, mit Geduld leiden, als sich unnütz zu beklagen.

Die liebenswürdigsten Menschen haben auch ihre Feinde.

Die Geduld verringert den Schmerz, und die Ungeduld vergrößert ihn.

Die Geduld ist zu allem gut.

Seinem Feinde verzeihen, ist großmüthig; allein seine Feinde wie sich selbst lieben, ist eine Tugend, zu welcher uns nur das Christenthum führen kann.

Der Klügste giebt nach.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Die Ehrlichkeit kann gedrückt, aber niemals vernichtet werden. Sie hat wohl manchmal zu leiden, aber sie dauert immer am längsten.

Es ist leicht, andere zu tadeln, aber schwer, sich selbst zu kennen.

Der wahre Weise ist der, welcher damit anfängt, sich selbst kennen zu lernen, und sich angewöhnt, seiner Leidenschaft Herr zu werden.

Urtheile nicht voreilig über andere, denn es ist leicht, sich zu irren.

Wir sollen so gegen andere seyn, wie wir wünschen, daß sie gegen uns seyen.

Gute Handlungen werden jederzeit geschätzt.

Großmüthige Seelen finden Vergnügen daran, das Elend der Unglücklichen zu lindern.

Auch Arme können und sollen gegen die, welche noch hülfloser sind, als sie, auf manche Weise wohlthätig seyn.

Verläumde deinen Nächsten nicht, denn der Verläumder wird früh oder spät zu Schanden.

Wohlthätigkeit und Menschenliebe wird immer von Gott belohnt.

Dem Lügner glaubt man nicht mehr, wenn er auch die Wahrheit sagt.

Der Heuchler ist der verächtlichste, und zugleich der gefährlichste aller Menschen.

Die schadenfrohen Menschen werden gefürchtet und gehasset.

Der Mensch lebt nicht für sich allein.

Wenn du Hülfe nöthig hast, so verlange sie mit Bescheidenheit, und wenn dir geholfen wird, so vergiß der Dankbarkeit nicht.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund.

So lange man reich ist, hat man Freunde, allein sie sind nicht aufrichtig.

Das Gold wird im Feuer, und die Freundschaft in der Noth geprüft.

Die schwache Tugend leidet oft Schiffbruch.

Lasset uns das Gute lieben, und Abscheu vor dem Bösen haben.

Die Faulheit und der Müßiggang sind die Quelle vieler Laster.

Wer nicht säet, der kann nicht erndten.

Sey sparsam mit der Zeit, und bringe sie nicht mit unnützen Dingen zu.

Die verlorne Zeit kommt niemals wieder.

Wer sich mit Kleinigkeiten abgiebt, ist zu großen Dingen nicht aufgelegt.

Wer den Kern genießen will, muß die Schale zerbrechen, und wer die Früchte genießen will, muß sich die Mühe, sie zu pflücken, nicht verdrüßen lassen.

Die Unbeständigkeit ist sehr schädlich, denn das Unbeständige fängt hundert Dinge an, und endet keines.

Wer zu viel unternimmt, richtet nichts aus.

Armuth folgt dem Müßiggang auf dem Fuße nach.

Lerne, so viel du kannst. Das Gelernte ist ein Schatz, welchen dir Niemand entreißen kann.

Gebrauche die Erholung des Körpers, wie eine Arzeney, um dich zur Arbeit zu stärken.

Was man heute thun kann, soll man nicht auf morgen aufsparen.

Wer etwas gelernt hat, stirbt niemals Hungers.

Der Hunger blickt wohl manchmal durch das Fenster des arbeitsamen Mannes, er getraut sich aber nicht, in seine Hütte einzudringen.

Die Jugend gleicht dem Frühling. Man erwartet von der Blüthe die herrlichsten Früchte. Wie oft wird man in der Erwartung getäuscht!

Eine gute Erziehung ist die größte Wohlthat für den Menschen. Liebet also diejenigen, welche euch diese Wohlthat verschaffen.

O! daß doch die Jahre der Kindheit und der Jugend zurückkehren könnten!

Wollte Gott, daß wir immer begieriger wären, zu hören, als zu sprechen.

Der Jüngling sollte sich an Arbeit und Beharrlichkeit gewöhnen. Die Gewohnheit macht uns die schwerste Bürde erträglich.

Der Mensch gleicht gewöhnlich der Gesellschaft, mit welcher er umgeht. Diese Wahrheit sollte uns bewegen, uns immer an Gute und Tugendhafte zu halten.

In der Jugend muß man sich gewöhnen, seine Begierden und Leidenschaften zu beherrschen.

Sage mir, mit wem du gehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Aus seiner Gesellschaft lernt man den Menschen kennen.

Fliehe die Gesellschaft der Bösen, denn sie verdirbt nach und nach die besten Sitten.

Ehre das Alter.

Das Alter pflanzt und säet, nicht für sich, sondern für die Nachkommen.

Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu fürchten.

Furcht vermehrt allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nemlich von wirklichen und von eingebildeten Gefahren. In der Noth weiß er sich nicht zu helfen, wenn auch noch Rettung möglich wäre.

Die Gegenwart des Geistes ist ein Geschenk des Himmels.

Der Aberglaube verblendet den Menschen, und lässet ihn die Wahrheit nicht sehen.

Die Gewohnheit ist eine andre Natur.

Die Straße, welche zur Vollkommenheit führt, ist nicht mit Rosen und Veilchen bestreut.

Trau, schau, wem. Traue der Gefahr nicht, und laß dich vor der Gefahr warnen.

Wer sich unvorsichtig in die Gefahr begiebt, kommt oft in derselben um.

Bete und arbeite.

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er von andern thun läßt.

Artigkeit und ein anständiges Betragen macht den Menschen liebenswürdig.

Der Eigennutz trennt oft die besten Freunde; er verleitet uns oft zu den größten Niederträchtigkeiten.

Die Bescheidenheit ist wie ein dicht belaubter Baum, welcher die süßen Früchte unter seinen Blättern verbirgt.

Man lobt oft blos andre, um gelobt zu werden.

Die wahre Menschenliebe ist eine seltene Tugend. Man spricht viel davon, ohne sie zu kennen.

Derjenige hat halb überwunden, welcher eine Sache mit Muth und Beständigkeit anfängt.

Der Mensch ist schwer zu befriedigen, denn er ist selten mit seinem Schicksale zufrieden.

Die Jugend ist schwach, und doch glaubt sie alles zu können, und nichts zu fürchten zu haben.

Das Verbotne reizt immer am Meisten.

Diejenigen, welche ihre Zeit nicht anzuwenden wissen, klagen immer über die Kürze derselben.

Das Lob andrer würde dann von hohem Werthe seyn, wenn es uns die Vollkommenheiten geben könnte, welche uns mangeln.

Wer sich gerne verbirgt, wird früh oder spät Ursache haben, sich zu verbergen.

Der ist wahrhaft gut, welcher andere zu nutzen, und sie vor Schaden zu bewahren sucht.

Derjenige, welcher gesteht, daß er gefehlt habe, rückt der Weisheit um einen Schritt näher.

Der rechtschaffne Mann wird lieber sein Leben in Kummer zubringen, als unrecht handeln.

Ein ehrlicher Mann hält sein Wort.

Ein gutes Wort kostet wenig, und kann oft viel nuzzen. Ein gutes Wort findet einen guten Ort.

Ein schönes Herz ist schätzenswerther, als ein schönes Gesicht.

Wer andre zu betrügen sucht, wird oft selbst betrogen, und wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.

Es ist besser beneidet, als bedauert zu werden.

Es ist leichter andern, als sich selbst zu rathen.

Ein rechtschaffner Mann spottet niemals über das, was andern ehrwürdig ist.

Aus einem vernachläßigten Funken entstand schon oft eine große Feuersbrunst.

Es ist besser einer Beleidigung zuvorzukommen, als sie zu rächen.

Die Reinlichkeit und Sauberkeit ist der Gesundheit zuträglich.

Kann man wohl die Schönheit der Natur betrachten, ohne von Gottes Daseyn überzeugt zu werden?

Die Menschen stellen sich gewöhnlich die Unglücksfälle größer vor, als sie sind.

Was man nicht ändern kann, muß man mit Geduld ertragen.

Quäle nie ein Thier aus Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.

II.

Betrachtungen.

Ueber
den Ursprung und die Folgen des Hasses.

Die Erinnerung an eine erhaltene Beleidigung, an einen zugefügten Schaden, erzeugt bey Menschen, welche ihren Leidenschaften zu viel Raum lassen, Haß gegen den Beleidiger, und dieser artet bald in Feindschaft aus. Die Feindschaft hat immer eine andere Leidenschaft zum Grunde, denn welcher Mensch wäre wohl sonst im Stande, seinen Bruder anzufeinden? Unser Stolz ist beleidigt, unsere Eitelkeit gekränkt, unser Eigennutz beschädigt, eine unsrer Absichten vereitelt, ein Hinderniß in den Weg gelegt, unser Leumund angegriffen, oder was immer für eine Beleidigung zugefügt worden, und daher entsteht unser Groll, der Haß, mit dem wir unsere Feinde verfolgen. Man sage nicht, daß es Menschen gebe, welche andere ohne Grund anfeinden, welche das ganze Menschengeschlecht hassen, weil das ganze Geschlecht sie nicht beleidigt haben kann. Es ist durchaus unmöglich, und der Natur des menschlichen Herzens ganz entgegen, zu hassen, ohne auf irgend eine Weise gereizt worden

zu seyn. Der Mensch ist zum Wohlwollen geneigt. Nur durch langen Druck, durch eine Reihe von Beleidigungen, durch ununterbrochene Kränkung, kann dieses natürliche Wohlwollen ganz in ihm unterdrückt werden. Erst dann, wenn dieses gänzlich zernichtet ist, hasset der Menschenfeind nicht etwa blos die, welche ihn beleidigt haben, sondern das ganze Menschengeschlecht. Er betrachtet von diesem Augenblick an alles von der gehässigsten Seite. Er weiß alles, ohne sich dessen bewußt zu seyn, mit den früher erduldeten Kränkungen in Verbindung zu bringen. Sein Groll erhält jeden Tag neuen Zuwachs, und aus der nemlichen Quelle, aus welcher der unbefangene Mensch Freude und Vergnügen schöpft, zieht der Menschenfeind Gift und Galle. Es giebt wohl keinen schrecklichern Zustand, — kein traurigeres Loos.

Um nicht in einen so qualvollen Zustand zu gerathen, muß der Mensch aller Regung des Hasses, bey ihrer ersten Entstehung entgegen arbeiten. Er darf dieser fürchterlichen Leidenschaft keine Stelle in seinem Herzen einräumen, damit sie sich nicht allmählig ausdehne, und ihn an den Abgrund des Menschenhasses leite, von welchem der Rückweg schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist. Es ist durch Erfahrung bestätigt, daß keine Gemüthskrankheit schwerer zu heilen ist. Die Wunde geht tief, das Gift wühlt im Innersten, und das ganze Wesen des Menschen wird angegriffen. Nur durch viele Bemühung läßt sich das Uebel heilen, die irregeleitete Vorstellungskraft zu recht zu führen, der verlorne Standpunkt, aus welchem der Mensch den

Menschen betrachten muß, wieder finden, und nach und nach das Herz zum natürlichen Wohlwollen umstimmen.

Sollte es wohl so schwer seyn, diese Leidenschaft in ihrem ersten Keim zu unterdrücken? Wenn wir bedenken, daß die Größe mancher Beleidigung blos von der Vorstellung abhängt, welche wir davon haben. Wenn wir uns erinnern, daß der Mensch, über dessen Beleidigung wir so bitter klagen, die Absicht vielleicht nicht hatte, uns wehe zu thun; daß er die Sache aus einem andern Gesichtspunkt betrachtete; daß wir ihn vielleicht durch vorhergehende Handlungen reizten; und daß, wenn die Beleidigung auch wirklich absichtlich geschah, nicht ein im Grunde verdorbenes, sondern nur ein irregeleitetes Herz ihn dazu verleitet habe. Wenn wir mit Billigkeit gestehen, daß auch wir schon vielfältig unsern Mitmenschen Ursache gaben, sich über uns zu beklagen. Wenn wir endlich in allen unsern Handlungen von dem Grundsatz ausgehen, daß wir vernünftige Menschen sind, dazu bestimmt, unsere Leidenschaften zu beherrschen, und nicht von ihnen beherrscht zu werden, so werden diese Vorstellungen im Stande seyn, unser Herz von den Eindrücken des Hasses zu bewahren. Wir werden das viele Gute im menschlichen Leben erkennen, und der widrige Eindruck, welchen das Böse auf uns macht, wird gemildert werden.

Ueber die schädlichen Wirkungen des Zorns.

Unter allen Leidenschaften ist wohl keine, welche uns so sehr aus aller Fassung bringt, und zu Ungerechtigkeiten verleitet, die wir bey kaltem Blute verabscheuen, als der Zorn. Diese Leidenschaft verdient es vorzüglich, daß man darüber nachdenke, und den Mitteln nachspüre, sie zu mäßigen, um uns manche bittere Reue zu ersparen. Nicht selten hat diese Leidenschaft in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen ihren Grund. Der Mensch, welcher ein aufbrausendes Temperament, und viel reizbare Galle hat, ist sehr zum Zorn geneigt. Oft, sehr oft, ist aber der Zorn eine Folge der Gewohnheit, oder auch die Wirkung einer andern gekränkten Leidenschaft, z. B. des Stolzes, des Eigennutzes ꝛc. In diesem Falle kann der Mensch mit aller Wirksamkeit dieser verheerenden Leidenschaft entgegen arbeiten. Wenn es ihm Ernst ist, und er Beharrlichkeit hat, so kann er es bald dahin bringen, sie, wenn auch nicht ganz zu unterdrücken, doch so zu beherrschen, daß sie ihn nicht auf Abwege leite. Bey Kindern können Eltern und Erzieher durch vernünftige Behandlung diese Leidenschaft in Schranken drängen, und bei Erwachsenen ist reifes Nachdenken über den Zorn, und seine schädlichen Folgen, das zweckmäßigste Mittel hiezu. Wenn wir mit ungetrübtem Auge öfters einen

Zornigen in seinen Handlungen betrachten und verfolgen; wenn wir, wenn wir selbst einmal von dieser Leidenschaft hingerissen wurden, unser Betragen bei kaltem Blute durchgehen. Wenn wir in ruhigen Augenblicken über die schlimmen Folgen des Zorns nachdenken, so wird diese Beschäftigung den wohlthätigen Einfluß auf uns haben, in dem Augenblick der aufbrausenden Leidenschaft uns zur Besinnung zurück zu führen. Die Bemerkung, wie vernunftwidrig der Zornige handelt; die Ueberzeugung, daß man sich oft der im Zorn verübten Handlungen zu schämen habe; die Betrachtung, welche unglückliche Folgen mancher in der Hitze gemachte Schritt für ein ganzes Menschenleben nach sich zieht, wird uns Kräfte geben, Meister über diese Leidenschaft zu werden.

Lob der Freundschaft.

Unglück ist der wahre Prüfungsstein für Freunde. So lang der Mensch im Glücke ist, und durch Glanz, sollte es auch nur durch äußern seyn, die Augen der Welt blenden kann, wird es ihm nicht an Freunden fehlen, die ihn umflattern, von seinem Fette zehren, in seinem Glanze sich sonnen, und mit Zärtlichkeit an ihm zu hängen scheinen. Wenn aber das unbeständige Glück den Rücken kehrt, verschwinden alle diese Freunde. Der gestern deine leisesten Wünsche an den Augen dir abzulesen wußte, wird heute taub gegen deine deutlichste Bitte seyn. Der gestern mit deiner Bekanntschaft prahlte, wie Wirthe durch den Namen großer Herren im Aushängeschilde sich wichtig zu machen suchen, wird heute dich nicht mehr kennen wollen. Der gestern dein unverschämtester Schmeichler war, wird heute der erste seyn, der deine Fehler und Schwachheiten aufdeckt. Nur der wahre Freund bleibt im Glück und Unglück der nemliche. Er freut sich deines Glückes, und genießt mit Vergnügen, weil es in deiner Gesellschaft geschieht, was du ihm vorsetzen kannst. Wenn du aber in Dürftigkeit herabsinkst, und ihm also nichts mehr geben kannst; wenn dein Name nicht mehr das Loosungswort unter den Glücklichen und Großen ist, wird er sich's doch vor aller Welt Augen zur Ehre rechnen, dein Freund zu seyn. Mit Freude theilt er, was er hat, mit dir, und ist noch eben so stolz auf den Namen dei-

nes Freundes, als er es war, da du noch dem Glück im Schooße saßest. Viele Menschen wissen sich im Unglück nicht zu fassen, und der Verlust ihrer Freunde schmerzt sie mehr, als all ihr übriges Mißgeschick. Thörichte Menschen! Saht ihr denn nicht, daß sie nicht euch, sondern nur eure Leckerbissen liebten; nicht eure, sondern nur eures Wohlstands Freunde waren? Wenn in eurem Unglück ein Freund euch bleibt, so seyd ihr reich, reicher als Viele im Besitz von Tausenden nicht sind. Wenn alles euch verläßt; wenn ihr von einer schwindelnden Höhe bis zur niedersten Stufe herabsinkt; wenn ihr, die ihr bisher alles im Ueberflusse hattet, nun darben, und euch kümmerlich behelfen müßt; wenn man eurer Ehre zu nahe tritt, — so lange ihr noch einen Freund habt, der es redlich mit euch meint, und sich nicht von euch abwendig machen läßt, so hadert nicht mit dem Schicksal. Der Zufall entriß euch nur, was zwar angenehm, dem denkenden Menschen aber zur Zufriedenheit nicht unentbehrlich ist. Die Stütze im Sturme, einen Freund, ließ er euch. Lernt den Werth der Freundschaft schätzen, und betragt euch im Glücke so, daß ihr es verdient, im Unglück Freunde zu haben!

Trostgründe im Unglück.

Seit geraumer Zeit verfolgten mich des Schicksals härteste Schläge, wie denn das oft der Fall im menschlichen Leben ist, daß eine Epoche besonders schwanger geht mit Widerwärtigkeiten aller Art, während eine andere glücklich, und jeder Schritt derselben mit neuem Segen bezeichnet ist. Unglückliche Tage haben unstreitig Nutzen für den Menschen. In solchen trüben Augenblicken denkt der Mensch gewöhnlich mehr, und ernster über manche Gegenstände nach. So lang es uns gut geht, alles nach unsern Wünschen ausfällt, keine Wolke unsere frohe Aussicht trübt, sind wir zu sehr mit dem Genuß unseres Glückes beschäftigt, als daß wir unsere Zeit ernsten Gegenständen widmen sollten. Wie wenig Menschen haben Festigkeit genug, sich mitten aus den Armen der Freude loszureißen, und dem Vergnügen der unzertrennlichen Gefährtin des Glückes, zu entsagen, um über ernste, aber nützliche Dinge nachzudenken? Wie gering ist die Anzahl der Weisen, welche den geistigen Genuß dem körperlichen vorziehen, gegen die unzählbare Menge der Sterblichen, welche genießen, so lang es gut geht, und erst dann, wenn Unglück ihre frohen Tage stört, Muße zum Nachdenken, und zur Beschäftigung finden? Es ist daher von der Vorsehung sehr weise die Einrichtung getroffen, daß Glück mit Unglück wechselt, und Regen auf Sonnenschein, — Licht auf Schatten fällt. Nur wäre zu wünschen, wenn

Sterbliche die große Natur meistern dürfen, daß Glück und Unglück mit mehr Gleichheit vertheilt, und jeder einen gleichen Antheil am Regen und Sonnenschein, am Licht und Schatten erhielte. Es trifft sich nicht selten, daß der Eine sein ganzes Leben im hellsten Sonnenschein zum großen Nachtheil seiner Augen zubringt, während der andere vor dem immer auf ihn eindringenden Regen sich nicht zu bergen weiß.

Ob ich einen Stab, eine Stütze finde, an welcher ich mich festhalten kann? Beseelt von der Hoffnung, Rettung von meiner quälenden Unruhe zu finden, machte ich mich an die Arbeit. Ich fand in meiner Ueberzeugung Trost, und setzte folgende Sätze, als Trostgründe, für jeden Unglücklichen fest:

„Jeder Mensch ist zum Glück bestimmt."

„Den Stoff und die Quelle seines Glücks trägt jeder Mensch in seinem Innern bey sich."

„Der Mensch besteht aus zwey Theilen, einem gröbern — dem Körper, und einem feinern — der Seele."

„Nur das, was die Seele unglücklich macht, ist wahres Unglück."

„Die Seele ist glücklich, wenn sie sich ihrem Ziele nähert, und unglücklich, wenn sie davon entfernt wird."

„Das Ziel der Seele ist — Vervollkommnung."

„Die Mittel, sich diesem Ziele zu nähern, sind Tugend, Religion, Aufklärung und alles, was hierauf Bezug hat.“

„Das, was uns von diesem Ziele entfernt, ist das Laster.“

„Tugend ist Ausübung des anerkannten Guten.“

„Religion ist die Lehre des Guten, und Aufklärung die Erwerbung der Erkenntniß des Guten und des Bösen.“

„Laster ist die freiwillige Ausübung des anerkannten Bösen.“

„Tugend und Aufklärung können uns von keinem Zufall, er sey auch noch so widrig, entrissen werden.“

„Unglück und Leiden sind Mittel, sich in der Tugend zu befestigen, — seinen Geist noch mehr aufzuklären.“

„Die innere Stimme, die Billigung unsers Herzens, ist Belohnung für die Tugend.“

„Diese Belohnung kann kein Unglück rauben.“

„Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist Trost.“

„Diesen Trost verschafft uns die Tugend.“

„Widrige Zufälle sind von der Menschheit unzertrennlich.“

„Alles hat in der Natur seine wohlthätige Absicht, also auch unser Unglück.“

„Es ist Trost in dem Gedanken, auch durch sein Unglück zum allgemeinen Zweck mitzuwirken.“

„Verdientes Unglück weiß der aufgeklärte Mensch mit Männlichkeit zu ertragen, und zu seiner Besserung zu benutzen.“

„Besserung ist Wohlthat, sie sey auch noch so theuer erkauft.“

„Alles wechselt unter dem Mond, also auch Glück und Unglück. Nach Regen kommt Sonnenschein.“

„Um Glück schätzen zu können, muß man Unglück ertragen haben.“

Dieses waren die Trostgründe, welche ich auffand, und ich gestehe, so unglücklich ich mich vorhin fühlte, so vielen Trost hatten diese Betrachtungen über mein Innerstes ausgegossen. Ich fühlte Muth, noch länger die Schläge des Schicksals zu ertragen, und bald machte ich die Bemerkung, daß vieles im menschlichen Leben von der Vorstellung abhängt, welche man davon hat, und von dem Gesichtspunkt, aus welchem man es betrachtet. Auch die Bemerkung drängte sich mir auf, daß handeln besser sey, als vernünfteln; daß nach Ueber-

zeugung streben zwar gut und nothwendig, nach Ueberzeugung handeln aber die eigentliche Bestimmung eines vernünftigen Wesens sey. Wer Muth hat, der hat viel, und wen die Hoffnung noch nicht verlassen hat, der ist nicht ohne Stütze, und endlich — nimmt alles, auch das größte Leiden, einmal ein Ende.

III.

Erzählungen.

1. Die Rekrutenaushebung.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß man Rekruten ausheben sollte, und die Landgerichte ließen deßwegen diejenigen jungen Leute, die das Loos traf, zusammen kommen, und schickten sie zum Regimente.

Unter diesen war einer, der weinte sehr. Schäme dich! sagte der Oberst des Regiments, du bist ein treuer Unterthan, und fürchtest dich, wenn deine Dienste nöthig sind? Ach, Herr Oberst! sagte der Bursche, aus Furcht weine ich nicht; aber ich habe zu Hause eine siebenzigjährige gichtbrüchige Mutter, und eine Schwester, die durch die Blattern blind geworden ist; diese beiden habe ich bisher mit meiner Arbeit ernährt; die jammern mich so sehr! Der menschenfreundliche Oberst berichtete an das Landgericht dieses Burschen, ob dieses sich also verhielte, und als dasselbe es bestätigte, ließ er ihn wieder frei.

Nach zwei Monaten starb die alte Wittwe, und kurz darauf die elende Schwester; und nun, sobald sie begraben waren, ging der Bursche zum Regimente, und meldete sich; denn er sprach bei sich selbst: Jetzt hält mich keine andere Pflicht ab, meinem König zu dienen und wenn sich der edle Oberst an mir nicht betrogen findet: so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig,

als er gegen mich gewesen ist. Der wackere Oberst hatte an diesem Burschen, als er ihn wieder sah, eine herzliche Freude, und dieser hielt sich in seinem neuen Stande so wohl, daß er in kurzer Zeit zum Unteroffiziere vorrückte, und die Achtung seiner Offiziere und die Liebe seiner Kameraden im vollsten Maaße genoß.

2. Der Menschenfreund.

Wilhelm war ein wackerer, braver Soldat; er wies vorzüglich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit bei seinem Regimente ankamen. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederlicher Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andere verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerlei Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. B. die Vortheile bei manchen von ihren Geschäften; brachte ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie, und half ihnen ihren Zeug putzen und in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegenheitlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beispielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit, als die einzigen Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens und ihres Standes insbesondere zu ertragen und zu versüßen.

Als einmal ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er sich freundschaftlich angenommen hatte; so ließ

dieser Wilhelm rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frei vor allen Umstehenden, daß er, nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren, vor Laster sei bewahrt geblieben.

3. Beispiel der Kindes- und Bruderliebe.

Den ältern von den zwei Söhnen einer Wittwe traf das Loos bei einer Ziehung der conscriptionsfähigen Jünglinge seiner Vaterstadt. Die Mutter war untröstlich, weil der ältere bei der Führung ihres Geschäftes unentbehrlich war. Liebe Mutter, weine nicht! rief ihr der jüngere, Namens Karl, zu. Mein braver Bruder, Heinrich, hat den Unterricht meines seligen Vaters genossen, und versteht daher unser Gewerbe besser, als ich, der ich bei dem Tode des Vaters kaum zwölf Jahre zählte. Auch hat Heinrich bisher uns durch seinen Fleiß den Vater ersetzt. Mit Freuden bringe ich ihm den Dank der Familie dadurch, daß ich für ihn als Soldat eintrete.

Heinrich und seine Mutter waren innig gerührt über diesen schönen Entschluß Karls, und wiewohl ihm Heinrich alle Gefahren des Soldatenstandes mit den stärksten Farben mahlte, so beharrte Karl dennoch bei seinem Vorsatze. Desto besser, rief Karl, wenn ich für dich Gefahren entgegen gehe; denn unterlägst du diesen Gefahren, so gienge unsere arme Familie zu Grunde. Da dieses Beispiel der Bruderliebe bald bei Karls Regimente bekannt geworden war, so wurde er von allen Offizieren bei jeder Gelegenheit mit Schonung und Auszeichnung behandelt.

Am Ende eines Feldzuges starb der General des Regiments, um dessen Person Karl als Grenadier

verschiedene Male mit der größten Tapferkeit und Aufopferung gefochten hatte, an den Folgen seiner im Kriege erhaltenen Wunden. Sechs Wochen lang vor seinem Tode bediente ihn Karl mit einer unermüdeten Sorgfalt, so, daß der kranke General mehreren ihn besuchenden Offizieren laut versicherte: Wenn meine Rettung möglich wäre, so würde sie gewiß durch die edle Pflege meines treuen Karls bewirkt. Nach dem Tode des Generals ward sein Testament geöffnet. Darinn standen bloß folgende Worte:

„Ein guter Sohn und Bruder verdient „einen guten Vater. Meinen edlen Diener, den tapfern Grenadier Karl, nehme ich, da ich kein Kind hinterlasse, „hiedurch an Kindes Statt an, und vermache ihm mein ganzes Vermögen. Ihn „segne Gott für seine Kindesliebe."

Karl war nun Besitzer eines schönen Ritterguts, und der Landesfürst selbst wünschte ihm zu diesem Erwerbe seines edeln Herzens in einem schmeichelhaften Schreiben, dem ein Verdienstordens-Kreuz beigelegt war, recht herzlich Glück.

4. Der Tod für's Vaterland.

Ein Artillerist, Namens Fink, stand an einem entlegenen Theile einer belagerten Festung bei den Kanonen Schildwache. Da dieser Punkt wegen des außen vorbeifließenden tiefen Stromes für unangreifbar gehalten wurde, so war außer dem genannten Artilleristen kein Soldat daselbst gelassen worden, da die ganze Besatzung zur Vertheidigung der schwachen Stellen nöthig schien. Allein die Feinde fanden Mittel, den Fluß

eine Viertelstunde oberhalb der Festung bei dem Einbruche der Nacht abzuleiten. Mehrere tausende schlichen sich im Finstern mit der möglichsten Stille unter die Mauern, legten einige hundert dazu vorbereitete Leitern an, und begannen das Werk der Ersteigung. Als die ersten um Mitternacht in die Festung sprangen, nahm Fink, der einiges Geräusch vernahm, sogleich die brennende Lunte in die Hand, um im Falle einer Gefahr schnell seinen Landsleuten durch Abfeurung der daselbst angestellten Lärmkanonen ein Zeichen zu geben. Die nahen Feinde, die nur von einer längern Verborgenheit einen glücklichen Erfolg erwarten konnten, bemerkten Finks Anstalten mit Schrecken. Leise rief ein feindlicher Hauptmann ihm zu: Freund! wenn du dich ruhig verhältst, so zahlt unsere Kriegskasse dir nach drei Stunden 50,000 Thaler. Aber nach dem ersten Geräusch wühlen fünfzig Degen in deinen Eingeweiden. „Ich bin ein armer Kerl, versetzte Fink, und wenn „ich todt bin, müssen meine Kinder betteln. Mein Leben „gehört dem Könige und meiner Pflicht.“ In diesem Augenblicke zündete er die Lärmkanone los, und ehe noch ihr Schall verhallt war, lag er zertrümmert unter den feindlichen Schwertern. Auf Finks Zeichen eilten seine Mitbrüder herbei, nahmen 1500 der eingedrungenen Feinde gefangen, und unter diesen den einzigen Sohn des feindlichen Königs, den sein brennender Muth und Thatendurst mit den ersten Soldaten in die Festung getrieben hatte. Dieser war ein kostbares Unterpfand des Friedens, welchen sein Vater ohne Verzug dem Vaterlande des braven Finks unter den vortheilhaftesten Bedingungen bewilligte. Doch Finks hinterlassene fünf Kinder bettelten nicht. Ihr Fürst bezahlte

ihnen reichlich den Dank, welchen er ihrem Vater schuldig geworden war, und versetzte sie in eine Glückslage, die ihnen das längste Leben ihres edeln Vaters nicht hätte verschaffen können.

5. Die großmüthigen Soldaten.

Konrad und Fritz, zwei gemeine Soldaten, nahmen einst im Kriege einen feindlichen Offizier gefangen, der sehr ermüdet war, und sie bath, ihm das Leben zu schenken. Ihr Leben ist bey uns sicher, antworteten sie, denn wir tödten keinen Gefangenen. Darauf both er ihnen sein Geld, seine Uhr und Ringe, und was er Gutes hatte, wenn sie ihn in Sicherheit brächten, und einen Wundarzt verschafften, der ihn verbände.

Nachdem sie nun alles von ihm genommen hatten, was er nur geben konnte, ohne von Geld und Kleidung ganz entblößt zu sein; so zeichneten sie sich seinen Namen und Rang auf, trugen ihn in Sicherheit, und schafften ihm einen Wundarzt, der ihn verband.

Als man die Verwundeten wegschaffte, erkundigten sie sich nach dem Orte, wo dieses Offiziers Aufenthalt, bis zu seiner Heilung, sein würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher, und glücklich angekommen sei; so meldeten sie bei ihrem Obersten, daß sie von einem feindlichen verwundeten Offiziere so viel an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen haben, welches sie hiemit ablieferten, mit der Bitte, es diesem Offiziere wieder zuzustellen.

Der Brief gieng ab, und als er ankam, erstaunte der feindliche Offizier über die edle, uneigennützige Gesinnung dieser gemeinen Soldaten. Mit den größten

Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freiwillig war, annahmen.

Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte. Und das Land, wozu diese Soldaten gehörten, wurde durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, bereichert und geehrt.

6. Edle Handlung.

Als die Baiern im Jahre 1805. in Oesterreich als Feinde waren, hatten sie öfter Mangel an Lebensmitteln, und waren gezwungen in den umliegenden Ortschaften mit Gewalt sich etwas zu verschaffen, um sich ihren Hunger zu stillen.

Ein Unteroffizier von einem tapfern baierischen Regimente gieng auf einmal in ein Dorf, woraus die Einwohner alle entflohen waren, durchsuchte mehrere Häuser, konnte aber nichts mehr finden. Schon wollte er, mißmuthig darüber, vergebens gesucht zu haben, wieder ins Lager zurückkehren; allein er dachte, daß er doch in einem kleinen Häuschen, bei dem er öfter vorbeigieng, etwas von Nahrungsmitteln finden könnte. Er gieng also hinein, kam in eine enge dumpfe Kammer, und fand da auf einem morschen Strohe liegend, einen armen kranken Greisen, der vor Mattigkeit kaum mehr athmen konnte, und der mit aufgehobenen Händen bath, ihn nicht zu tödten, und ihm doch nur etwas Weniges zur Labung zu verschaffen, indem ihn die Seinigen bei der Annäherung der baierischen Truppen verlassen, und dem Hungerstode preis gegeben hatten.

Der Unteroffizier, gerührt durch das Bitten des Alten, und durch sein Elend, eilte zu seinen Kame=

raden zurück, kaufte einem davon ein noch vorräthiges Kommißlaibchen ab, brachte es dem Alten, und rettete ihn damit vor dem Hungerstode.

7. Die rettende Bilderbibel.

Ein kleines französisches Heer, unter welchem Deutsche waren, eroberte eine deutsche Festung. Da die Plünderung derselben den Kriegern als Ersatz sechsmonatlicher Entbehrungen versprochen war, so eilte jeder Soldat in diejenigen Häuser, worin wohlhabende Leute zu wohnen schienen. Ein deutscher Krieger, Namens Edelreich, brach, durch das Beispiel seiner Mitstreiter verführt, in das Haus einer mittelmäßig begüterten Wittwe. Als er in das Zimmer trat, sah er eine in Trauerkleider gehüllte Mutter, von vier kleinen Kindern umklammert, deren ältestes, Gottlieb, ein Knabe von sechs Jahren, dem wild eintretenden Krieger entgegen lief, und ihm eine Bilderbibel mit den Worten both: „Da, lieber Mann! ich schenke dir mein liebstes „Eigenthum, nur thu meiner armen Mutter nichts.“ Betroffen öffnete der Soldat die Bibel, und traf mit seinem Blicke auf eine Stelle, die ihm durchs Herz gieng. Euch nehme ich nichts, sprach er mit nassem Blicke zu der todtenbleichen Mutter; aber die Bibel hier laßt mir. Gottes Segen dir, edelmüthiger Mann! rief ihm die Wittwe nach, als er das Zimmer verließ. Weit öffnete der menschenfreundliche Krieger die Hausthüre, setzte sich auf einen Ruhestein neben derselben, und schreckte seine raubgierigen Kameraden von dem Eintritte durch die Versicherung ab: „In diesem Hause „findet ihr nichts mehr.“

Als die zum Plündern verstattete Zeit verflossen war, schlug Edelreich die Hausthüre zu, und verfügte sich in die auf seinem Billete bezeichnete Wohnung.

Am andern Tage drang eine Abtheilung des vaterländischen Heeres des Nachts unvermuthet durch die zerschossenen Mauern in die Festung, und goß auf den unvorbereiteten Feind einen Hagel von Kartätschen. Während die ganze Reihe, worinn Edelreich stand, todt zu Boden stürzte, flogen auch ihm zwei Stücke Eisen gerade auf die Brust, und er fiel bewußtlos auf den Boden.

Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, griff verwundernd in die Brust, worauf er den schrecklichen Schlag bekommen hatte, und fand, daß die Eisentrümmer tief in Gottliebs Bibel stecken geblieben waren, die Edelreich bei nächtlicher Weile in den Busen verwahrt hatte.

Nach sieben Jahren sandte Edelreich, als Befehlshaber eines Bataillons, dem dreizehnjährigen Gottlieb fünfhundert Dukaten mit einem Briefchen folgenden Inhalts zu:

„Diese Kleinigkeit zur Belohnung dem „edlen Knaben, der vor sieben Jahren „sein liebstes Eigenthum zum Lösegelde „für seine Mutter brachte, und damit „das Leben rettete

seinem

dankbaren Freunde

Edelreich, Bataillonschef.

8. Vaterlandsliebe.

Max war der ältere Sohn eines unbemittelten Bürgers in einer kleinen Provinzialstadt. Seine Aeltern waren gute, christliche Leute, und erzogen daher auch alle ihre Kinder gut. Max wurde schon in seiner frühesten Jugend von seinen Aeltern fleißig in die Schule geschickt, und zum Lernen angehalten. Sein Vater sagte oft zu ihm, und zu seinen noch übrigen fünf Geschwistern: Kinder! gehet gerne in die Schule, und lernet fleißig, damit ihr einst geschickte und nützliche Leute werdet. Ihr wisset, ich kann euch, wenn ich sterbe, nichts hinterlassen; nur die Kenntnisse, die ihr euch jetzt in der Schule sammelt, sollen einst eure Mitgabe sein. Max war täglich fleißiger, und hielt sich so wohl, daß er stets, so lange er die Schule besuchte, den ersten Platz unter seinen Mitschülern behauptete.

Ein reicher Mann hier Orts, dem Max ungemein gefiel, nahm ihn zu sich, ließ ihm das Tischlerhandwerk lernen, und schickte ihn nach vollendeten Lehrjahren in das nächste Ausland in die Fremde.

Allein, kaum war Max ein halbes Jahr in der Fremde, so brach zwischen diesem Lande und seinem Vaterlande Krieg aus, und er wurde als Ausländer des Nachts aus dem Bette geholt, und unter das Gewehr gesteckt.

Max murrte nicht über sein hartes Schicksal, fügte sich willig darein, und hielt sich so wohl, daß er in kurzer Zeit zum Unteroffizier befördert wurde.

Es stand nicht lange an, so rückte das feindliche Heer in sein Vaterland ein. Niemand war froher, als Max; denn er dachte schon auf Mittel, wie er zu seinen vaterländischen Waffenbrüdern übergehen könne,

um sein Leben für sein theures Vaterland zu opfern. Kaum war so ein günstiger Augenblick für ihn da, so verließ er das feindliche Heer, wo man ihm den Eid der Treue abgezwungen hatte, und meldete sich bei einem vaterländischen Regimente, wo er mit Freuden aufgenommen wurde. Max hielt sich schon in den nächsten Tagen so tapfer, daß er mit noch einigen Kameraden von seinem Regimente ein feindliches Piquette mit zwei Kanonen aufhob. Aber in der nächsten Schlacht, die vorfiel, zeigte er erst vollends, was derjenige, der von Vaterlandsliebe beseelt, Blut und Leben für seinen König opfert, vermag.

Sein Regiment, das an der äußersten Spitze des linken Flügels stand, wurde von einem Theile des feindlichen Heeres umgangen, und von den vaterländischen Truppen ganz abgeschnitten. Schon war ein Theil des Regiments nebst seinem Obersten gefangen; allein kaum sah Max dieses, so sprach er seinen Kameraden Muth ein; sie griffen, Max an der Spitze, die feindlichen Truppen mit solcher Wuth an, daß diese nach einer Viertelstunde zum Weichen gebracht wurden, und noch dazu ihre gefangenen Brüder und ihren Obersten, nebst vielen Gefangenen, Blessirten und Todten zurücklassen mußten.

Der Oberste berichtete Maxens tapfere Handlung an seinen Monarchen, und schon nach acht Tagen ward dieser zum Kapitain, und zum Ritter des militärischen Verdienstordens ernannt.

Geht hin, und thut desgleichen.

9. Das sicherste Schicksal eines jeden Menschen ist der Tod.

Konrad, der mittlere unter drei Brüdern, hatte schon in früher Jugend den Entschluß gefaßt, sich dem Soldatenstande zu widmen, wozu er vorzügliche Lust zeigte.

Der Vater, der dieß nicht gerne sah, sagte ihm wohlmeinend, man müsse ein so gefährliches Geschäft nicht ohne Noth ergreifen, damit man sich, wenn es schlimm gehe, keine Vorwürfe zu machen habe. Wie wunderte sich der Vater, als Konrad ihm versetzte: Ohne Noth will ich auch nicht Soldat werden. Weil aber einer von uns drei Brüdern gewiß zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen werden wird; so habe ich mich darauf gefaßt gemacht, um sogleich für die Berufenen, oder für meine eigne Person wohl vorbereitet eintreten zu können. Da ich jetzt alles Fleißes erlerne, was auf das Kriegswesen Bezug hat, so wird es mir einst nicht sauer ankommen. Uebrigens hat die Natur unter uns Brüdern nur mich zum Soldatenstande bestimmt, da sie mir den stärksten und ausdauerndsten Körper gegeben hat.

Aber lieber Sohn, wendete ihm der Vater ein, hast du auch bedacht, daß du in dem ersten Feldzuge dein Leben verlieren kannst? Sehr wohl, antwortete Konrad, aber lieber Vater kann ich nicht eben so wohl mein Leben zu jeder Zeit durch eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, oder durch einen Unglücksfall verlieren? Der Sohn des uns gegenüber wohnenden Bierbräuers fand schon vor fünf Jahren seinen Tod in einer kleinen Pfütze, in welche er von einem Stege herab mit dem Kopfe fiel, daß ihm das Bewußtseyn vergieng; während der Sohn unsers Taglöhners, der

für ihn um vierhundert Gulden Soldat wurde, nach sechs großen Feldzügen gesund und wohl mit einem ehrenvollen Abschiede und unschätzbaren Erfahrungen nach Hause kam. Hätte der Bierbräuer die schuldigen Kriegsdienste selbst geleistet, so wäre er vielleicht heute noch am Leben. Ein Ziegel vom Dache, ein heftiger Fall oder Schlag, Feuer und Wasser können mir in jedem Augenblicke den Tod zuziehen. Warum sollte ich ängstlich vor dem Tode fliehen, da er doch mein sicherstes Schicksal ist? Darf ich nicht vielmehr hoffen, durch den Kriegsdienst mein Leben zu verlängern, da Strapazen den Körper stärken, und diejenigen, die das höchste Menschenalter erreicht haben, größtentheils Soldaten gewesen sind? Mein Leben steht in Gottes Hand; mein Stündchen komme, wann es wolle. Leichter, schöner und ehrenvoller ist der Tod, dem der Krieger muthig entgegen geht, als der, welcher uns langsam in unsern Hütten beschleicht.

Als Konrads Vater seines Sohnes festen Entschluß, Soldat zu werden, durch dieses Gespräch erkannt hatte, und seine Einwürfe von diesem entkräftet sah, so legte er ihm kein Hinderniß mehr in den Weg, und erlebte in seinem Alter die Freude, an ihm einen ausgezeichneten Offizier zum Sohne zu haben.

10. Das unverhoffte Glück.

Nach der Schlacht von Hanau kam der Fuhrwesens-Soldat, Karl, auf die Straße von Daringheim. An dieser lag ein getödteter Offizier. Karl sieht, daß dieser gute Stiefel anhat, geht hin, zieht sie ihm ab, und sich an. Während er neben dem Todten sitzt, hört er etwas wimpern, hält es für das Repetiren einer

Uhr, forscht nach, und findet eine kostbare, mit Brillianten besetzte, goldene Repetiruhr. Der von Haus aus blutarme, aber sehr ehrliche Karl steckt, hoch erfreut, seine Beute ein, und geht weiter.

Als er an die am Wege gelegene Knallhütte kam, begegneten ihm mehrere Kameraden. Er verschwieg den Vorfall, erfuhr aber, daß gar viel baares Geld bei dem gebliebenen wäre gefunden worden. Dieß erweckte bei ihm den Gedanken, daß ein Offizier, der eine solche reiche Uhr trägt, mehr bei sich haben müsse. Er eilt also wieder zu seinem Todten, sucht, und sucht, findet aber nichts. Mißmuthig warf er die Kleider des Getödteten weg. Da diese ihm jedoch ungewöhnlich schwer vorkamen, so machte er sich noch einmal daran, und findet an eingenähten Karolins, Dukaten, und Louisd'ors, und besonders Quadrupeln, die Summe von 12,000 Gulden.

Seine Dienstzeit war aus, und seiner außerordentlich guten Aufführung wegen, wurde ihm von seinem braven Obersten die Rückkehr in sein Vaterland, gegen Einstellung eines Burschen auf die Kriegsdauer bewilliget.

Karl gab seinem seit 20 Jahren schon dienenden Bruder zu seinem Aufkommen einen Theil des Geldes, das übrige verwendete er zum Ankaufe eines schönen Hofgutes für sich, ist jetzt einer der bravsten Unterthanen seines Orts, und lebt in den Armen einer wackern Gattinn sehr glücklich.

11. Die Vorposten.

Während nach einem siebenjährigen Kriege zwischen zwei Völkern der Friede unterhandelt wurde, wollte der

König des einen Volkes, der sein Heer in eigener Person befehligte, die Vorposten untersuchen.

Da ihm nämlich die eingetretene Waffenruhe einige Zeit gestattete, so benutzte er diese dazu, sich zu belehren, wie weit er sich auf seine Leute verlassen könnte. Er bekleidete sich daher wie ein Husarenunteroffizier, versah sich mit einem künstlichen Schnurbarte, der ihn völlig unkenntlich machte, steckte eine ziemliche Summe Geldes zu sich, und ließ sich bloß von einem vertrauten Generale in der Kleidung eines gemeinen Husaren begleiten.

Als er in das Dorf kam, wo der Offizier des Vorpostenkommandos lag, machte er sich an diesen, wußte ihn durch seine einsichtsvollen Reden so für sich zu gewinnen, daß er über den vermeintlichen Unterschied des Ranges wegsah, und mit ihm vertraulich umgieng, sprach von einer bedeutenden Beute, die er bei der Plünderung einer feindlichen Kriegskasse gemacht habe, ließ den besten Wein bringen, und trank dem Vorposten-Kommandanten so wacker zu, daß dieser der ganzen Welt vergaß. Die dem nahen Feinde gegenüber aufgestellten Schildwachen ließ er durch seinen Gefährten, den verkleideten General, einladen, in das Wirthshaus des Dorfes zu einem fröhlichen Tanze zu kommen, wobei sein Unteroffizier zur Feier des nahen Friedens jedem Anwesenden Wein und Bier auf seine Kosten wolle reichen lassen. Die Schildwachen, welche bei der Hoffnung des Friedens jede ängstliche Beobachtung des Feindes für überflüßig hielten, schlichen bei einbrechender Nacht in das Wirthshaus, und zechten sorglos auf die Rechnung des von ihnen bis in den Himmel erhobenen Husarenunteroffiziers. Von den Vorposten-Schildwachen

fehlte in der Schenke nur ein einziger Soldat, Namens Felsenberg, der für alle Lockungen des verkleideten Generals taub geblieben war. Als ihm dieser die Bereitwilligkeit seiner Kameraden vorgehalten hatte, rief ihm Felsenberg unwillig zu: Und wenn die ganze Welt den König verräth, so thue ich es nicht. Der König, der dieß mit Vergnügen vernahm, wünschte diesen braven Krieger persönlich kennen zu lernen, verließ die schwärmenden Treulosen in der Schenke, und eilte zu Felsenberg. Diesen fand er nun um so wachsamer auf seinem angewiesenen Posten, je mehr jetzt auf ihn ankam, da er nur noch der einzige war, der im Falle einer Gefahr seine Landsleute benachrichtigen konnte.

Der Husarenunteroffizier stellte sich betrunken, machte Felsenberg Vorwürfe, daß er an der Freude seiner Mitkrieger nicht Theil genommen hatte, und reichte ihm zu einiger Schadloshaltung eine große Flasche Wein.

Felsenberg, der mit verbissenem Grimme des Husarenunteroffiziers Worte angehört hatte, nahm die Flasche, und zerschmetterte sie ungeöffnet an einem nahen Baume, mit dem Ausrufe: „Dieß gebührt dir, du verführerisches Gift; so wirst du keinen mehr verleiten, an König und Vaterland zum Verräther zu werden.“

Dem Könige glänzten hier Freudenthränen in den Augen. Wirst du auch nicht mit mir gehen, sprach er, indem er ihm eine mit Gold gefüllte Börse zeigte — wenn ich dir dieses schenke? Kerl! geh mir aus den Augen, oder du bist des Todes, rief Felsenberg wüthend. Wenn du kein Schurke wärest, so würdest du einen ehrlichen Mann nicht zu bestechen suchen, seine Pflicht zu verletzen. Mit einer Donnerstimme setzte er

hinzu, indem er Miene machte auf die beiden Husaren Feuer zu geben: „Fort zum Tode und Teufel ihr Elenden."

Die Husaren giengen unverzüglich ab. Nach einer kleinen Stunde kam zu Felsenberg eine Abtheilung von 50 Mann seiner Kompagnie, deren Offizier ihm ehrerbiethig und glückwünschend ein eigenhändiges Billet des Königs überreichte, worinn er zum Hauptmann der Kompagnie ernannt war, in welcher er bisher als Gemeiner gedient hatte. Diesem Billete war der Befehl seines Generals beigefügt, die in der Schenke befindlichen Soldaten unverzüglich zu verhaften, und unter scharfer Bewahrung in das Hauptquartier zu bringen.

Felsenberg fieng an, das Vorgefallene zu ahnen, vollzog den Befehl pünktlich, und brachte die Betrunkenen bewußtlos und unfähig, ein Glied zu gebrauchen, auf mehrern Wägen in das Hauptquartier. Als sie des Morgens ankamen, trat der König, von allen seinen Generalen umgeben, doch immer noch in der vorigen Verkleidung, mit den Worten vor sie:

„Nichtswürdige! erkennt ihr den König?"

Wie ein Donnerschlag schmetterte dieß Wort sie aus ihrem Traume. Doch Felsenberg flehte für sie auf den Knieen den Monarchen um Gnade an. Dieser sprach endlich besänftigt zu ihnen: „Wohl euch, daß „ein Treuer unter euch war, denn nur um dieses Treuen „willen schenke ich euch das Leben."

12. Großmuth.

Friedrich, ein Jüngling von ausgezeichnetem Fleiße und Geiste, wurde in seinem neunzehnten Jahre von der Universität, worauf er studierte, verwiesen, weil er dem Rektor Magnifikus, der ihn, den zart-

fühlenden Jüngling, in seinem Hochmuthe wegwerfend behandelte, gesagt hatte, daß er unhöflich sei.

Friedrich, der unter diesen Umständen in seinem Vaterlande kein bürgerliches Amt zu erlangen hoffen konnte, nahm Kriegsdienste im Auslande, und stieg innerhalb fünf und zwanzig Jahren durch seine außerordentlichen Talente und Anstrengungen, durch Ordnung, Liebe, Treue und unerschütterlichen Muth bis zum General-Feldmarschall empor. Friedrichs neues, dankbares Vaterland gerieth bald hierauf mit seinem alten in einen schweren Krieg. Schon im zweiten Feldzuge schloß der Marschall die erwähnte Universitätsstadt, die etwas befestigt war, mit einem furchtbaren Heere ein, und bereitete sich zum Sturme vor, dessen glücklicher Erfolg bei der Schwäche der Außenwerke der Stadt nicht zweifelhaft war. Da der General bei mehreren Gelegenheiten seine Empfindlichkeit über die ihm von der Universität widerfahrene Behandlung geäußert hatte, so fürchtete die ganze Stadt, besonders aber die Universität, eine schreckliche Rache. Nach vielen vergeblichen Versuchen der Einwohner, dem Feinde die Stadt nur unter vortheilhaften Bedingnissen zu überlassen, trugen ihm endlich die aufs äußerste Geängstigten eine Kapitulation an, worinn sie sich nichts, als ihr Leben, und die Nichtverbrennung ihrer Häuser ausbedungen. Aber diese verwarf der Marschall, und drang auf eine unverzügliche, unbedingte Uebergabe. Da die Verzweiflung diese verzögerte, so wurde alles Widerstandes unfähige Stadt ohne den geringsten Menschenverlurst erstürmt. In ihrer Todesfurcht verwünschten die Einwohner die schreckliche Leichtigkeit, mit welcher der Stolz eines thörichten Menschen Unheil über Tausende bringen kann.

Nachdem die Feinde die Thore und Mauern so stark besetzt hatten, daß niemand aus der Stadt durch die Flucht entkommen konnte, zog die feindliche Armee auf den Markt. Hieher ließ der Marschall die Professoren vor sich rufen, die zu ihm mit der Ueberzeugung kamen, daß er sie zum Opfer seiner Rache ausersehen habe. Sie wurden jedoch vor Verwunderung starr, als dieser an sie folgende Rede hielt:

Meine Herren!

Ich wäre ein großer Thor, wenn ich an Ihnen die Schuld eines stolzen Mannes, der sich an mir zu meinem Glücke versündigte, strafen wollte. Doch möchte diese gute Stadt in einem ähnlichen Falle nicht mehr mit der bloßen Angst durchkommen, sondern einer unvernünftigen Rache ausgesetzt sein. Daher fordere ich von Ihnen das schriftliche Versprechen für sich und Ihre Nachkommen, daß die Vorgesetzten dieser Universität keinen ehrliebenden Jüngling mehr auf diese unwürdige Weise behandeln wollen. Unter dieser Bedingung soll keinem Einwohner dieser Stadt an seinem Körper und Vermögen das geringste Leid zugefügt werden.

Mit Entzücken stellten die Professoren dieses schriftliche Versprechen aus, und als sie dem Marschall ihre Bewunderung seiner Großmuth mit Worten auszudrücken suchten, unterbrach er sie durch die Aeußerung: „Ich will nicht, daß man meinetwegen sage, daß die Söhne dieses Landes jener schönen Tugend unfähig seien, welcher die schmeichelnde Dankbarkeit den Nahmen Großmuth beilegte.“

13. Der Sieg.

Lerne dich selbst kennen.

Ein Feldherr hatte den Feind in einer blutigen Schlacht überwunden, und das Land desselben zur Hälfte der Gewalt der Waffen unterworfen.

Der Ruf des Sieges verbreitete sich schnell, und des Feldherrn Mutter war vor Freude ganz entzückt. Bald erhielt sie aber von ihrem eigenen Sohne die Nachricht, daß er die Güter ihres Familien Feindes auch in seine Gewalt gebracht, dieselben plündern und zerstören lassen, und auf diese Art die beleidigte Familie gerächt habe. Da schrieb die Mutter an ihren Sohn: „Ich freue mich nicht deines Sieges in der Schlacht, weil du der Ueberwundene bist. Feinde kannst du schlagen, aber dich selbst nicht besiegen. Sich selbst überwinden ist, das ist der wahre Sieg.“

14. Die edelmüthige Aufopferung.

Während einer Schlacht erhielt Gutmann, ein verdienter Offizier, den Befehl, mit einer kleinen Abtheilung Soldaten zwei Kanonen wegzunehmen, die auf einer steilen Anhöhe aufgepflanzt waren, und sehr großen Schaden thaten. Gutmann, der die Gefahr dieser Unternehmung kannte, sagte mit einem Blicke zum Himmel: „Gott sei der Vater meines armen Weibes und meiner sechs unerzogenen Kinder.“ Den Adjutanten, der ihm den Befehl gebracht hatte, quälte der Gedanke, daß hier wahrscheinlich sechs liebenswürdige Kinder einen liebevollen Vater auf immer verlieren sollten.

Er erbath sich daher eilends von dem nahen Generale die Erlaubniß, die zur Wegnahme der Kanone bestimmten Krieger anzuführen. Diese wurde ihm ger=

ne gewährt, da man bei gefährlichen Unternehmungen die Freiwilligen allen andern Truppen vorzieht.

Der Adjutant eroberte zwar nach der heldenmüthigsten Anstrengung mit seiner Handvoll Leute die zwei Kanonen, erhielt aber von einem im nahen Gebüsche verborgenen Schützen einen Flintenschuß in den Unterleib. Gutmann, der ihn von ferne fallen sah, eilte mit dem, als Reserve zurückgebliebenen übrigen Theile der Kompagnie seinem edlen Freunde zu Hülfe. Allein es war zu spät; denn die Kugel war tief in den Unterleib gedrungen, und hatte eine tödliche Wunde erzeugt.

Als Gutmann den Edlen in den letzten Schlaf sinken sah, rief er ihm mit wehmüthiger Dankbarkeit zu: „Jener Allvergelter lohne dir deine menschenfreundliche That." „Grüße dein Weib und deine Kinder in meinem Namen!" sprach leise der Adjutant, und — verschied.

15. Der edle Sohn.

Heinrich der Sohn braver, aber armer Landleute, las an einem Sonntage bei dem Gemeindevorsteher in der Zeitung, daß ein reicher Mann in der benachbarten Stadt einen jungen Menschen suche, der für seinen Sohn, den das Loos traf, als Soldat eintreten wolle. „Wie glücklich ist ein Jüngling, sprach er bei sich selbst, der seine Aeltern aus einer großen Noth retten kann. Meine armen Aeltern sind in Gefahr wegen einer Schuld von 400 Gulden ausgepfändet zu werden, oder ihr einziges noch übriges Stückchen Feld zu verlieren. Wenn ich jetzt freiwillig Soldat würde, was ich über kurz oder lang vielleicht gezwungen, werden muß;

so könnte ich durch das Eintrittsgeld den Kummer meiner guten Aeltern auf einmal endigen, und ihnen wohl gar noch einen Vorschuß zur leichtern Führung ihres Gewerbes biethen. Gedacht, gethan. Heinrich eilte sogleich in die nahe Stadt zu dem Reichen, und ward mit ihm nach einer halben Stunde über 800 Gulden einig, welche Heinrich für seine Stellvertretung haben sollte. Aber zu diesen 800 Gulden müssen Sie mir noch einen sehr großen Gefallen thun, sagte Heinrich schüchtern. Und welchen? fragte der Reiche. „Da meine Aeltern nicht wissen sollen, daß ich für ihren Sohn Soldat werde, und doch das mir von ihnen zu zahlende Geld zur Unterstützung meiner nothleidenden Aeltern bestimmt ist; so bitte ich Sie recht herzlich, diesen das Geld als ein Geschenk aus ihrer Hand zuzuschicken, damit sie sich nicht meinetwegen einen neuen Kummer machen." Tief gerührt war die ganze Familie des Reichen über die zärtliche Kindesliebe, und in mehreren Augen glänzten Thränen der Freude.

Der Hausvater faßte Heinrich traulich bei der Hand und sagte: „Lieber Freund, du rettest auch mich von einem Kummer. Viele Wochen habe ich mich vergebens nach jemanden umgesehen, der für meinen geliebten Sohn die dem Soldaten oft drohende Lebensgefahr übernehmen möchte. Ich werde daher deinen Aeltern die vertragsmäßige Summe nach deinem Wunsche zusenden, aber derselben noch ein kleines Opfer meiner Dankbarkeit für dich beilegen, damit dich dein gutes Herz nicht in Schaden bringe." Heinrich küßte dem edlen Reichen dankbar die Hand, hielt sich bis zum andern Morgen in der Stadt auf, um die nöthigen Anstalten zu seiner Aufnahme in den Soldatenstand zu treffen, und

gieng dann höchst vergnügt nach Hause. Seine Aeltern und jüngern Geschwister eilten ihm entzückt aus dem Hause entgegen, und berichteten ihm mit der unaussprechlichsten Freude, daß ein reicher Mann aus der nahen Stadt 1600 Gulden in purem Golde ins Haus geschickt habe; 800 Gulden seien ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit dafür, daß Heinrich gestern seinen Sohn aus einer großen Gefahr gerettet habe, die andern 800 Gulden ein Geschenk für die Aeltern Heinrichs. Heiße Thränen der Dankbarkeit gegen Gott und den edelmüthigen Städter rollten hier über Heinrichs glühende Wangen herab.

Die Aeltern wollten wissen, aus welcher Gefahr gestern Heinrich den Sohn ihres Wohlthäters gerettet habe. Heinrich sagte: „Aus einer sehr unbedeu„tenden," die viele ausgezeichnete Menschen mit wahrem Vergnügen übernehmen. Auch hat uns der edle Reiche nicht bloß so vieles Geld geschenkt, sondern er hat mir noch überdieß einen guten Dienst bei einem sehr großen Herrn verschafft, worin ich gewiß keine Noth leiden werde. Von dort aus hoffe ich euch besser, als bisher, für eure Liebe gegen mich unterstützen zu können.

Acht Tage lang blieb die ganze Familie sehr vergnügt beisammen, am neunten entfernte sich Heinrich, von den heißesten Segenswünschen seiner nun sorgenfreien Aeltern und Geschwister begleitet, um, wie er sagte, seinen neuen Dienst anzutreten.

Ein ganzes Jahr erhielten die Aeltern keine Nachricht von Heinrich, worüber sie sich wenig kümmerten, da er nach ihrer Meinung gut aufgehoben war. Auf einmal kam der Gemeindevorsteher dieses Orts, ganz außer sich, mit der Zeitung in der Hand zu

Heinrichs Aeltern gerennt, und las ihnen folgende Nachricht vor:

„Der Kürassier, Heinrich Malter, der in „dieser blutigen Schlacht mit beispiellosem Helden-„muthe Seine königliche Hoheit den Kronprinzen „aus feindlicher Gefangenschaft heraus hieb, und von „einer augenscheinlichen Lebensgefahr befreite, ward „noch auf dem Schlachtfelde zum Kürassier-„Offizier und Ritter der königlichen „Krone ernannt. Und damit das Andenken die-„ser ausgezeichneten That zur Nacheiferung besser „erhalten werde, bewilligten Seine Majestät der „König dem Dorfe Streitau, Malters Ge-„burtsorte, eine dreijährige Steuerfreiheit, und „seiner Familie auf ewige Zeiten die in und um „das Dorf liegenden königlichen Domänen. Seit-„dem ist der Ritter und Kürassier-Offizier Mal-„ter beständig an der Seite Seiner königlichen „Hoheit, des Kronprinzen.“

Heinrichs Aeltern wußten sich vor freudiger Verwunderung nicht zu fassen. Nachher erfuhren sie, daß Heinrich die Veranlassung zu der erwähnten königlichen Beschenkung seiner Aeltern dadurch gegeben habe, daß er in der Hitze des Kampfes dem geretteten Königssohne zurief: „Mein Fürst, wenn ich falle, so ver-„gessen Sie meiner armen Aeltern nicht!“

Der Tag, an welchem Heinrich nach einer fünfvierteljährigen Abwesenheit seinen Geburtsort Streitau besuchte, war der fröhlichste unter allen Festtagen dieses Dorfes. Es war dem hochverdienten Krieger von der dankbaren Gemeinde eine Ehrenpforte errichtet, über welche der Pfarrer des Dorfes die Worte setzte:

„Kinder, die mit Dank die Aeltern
„pflegen,
„Krönet herrlich Gottes Vatersegen!“

16. Der würdige Sohn.

Ein berühmter Feldherr war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines berühmten Königs. Außer den Nachtwachen, die er im Vorzimmer des Königs für sich selbst thun mußte, that er deren noch manche für andere Pagen, und das Geld, welches er von ihnen dafür bekam, schickte er seiner armeu Mutter.

Einst, da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er nach dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte einigemale, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page ist. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzen, und einen Brief, bei dem er eingeschlafen, vor ihm liegen. Der König nimmt den Brief, und liest darin den vortrefflichen Anfang:

Meine beßte, geliebteste Mutter!

Jetzt ist es schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe, beinahe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehen Thaler für Sie erspart und verdient habe, und diese überschicke ich Ihnen hier. —

Der König, gerührt durch das gute Herz dieses edeldenkenden Jünglings, ließ ihn schlafen, legte ihm seinen Brief wieder hin, gieng in seine Kammer, holte zwei Rollen mit Dukaten, steckte dem lieben Jüngling

davon in jede Tasche eine, und legte sich wieder zu Bette.

Wie erschrack der Page beim Aufwachen, als er in seine Taschen fühlte, und aus dem Gelde, welches er darin fand, merkte, der König habe ihn schlafend gefunden. Sobald er ihn am Morgen sah, bath er denselben demüthigst, ihm den Fehler, daß er geschlafen habe, zu verzeihen. und dankte ihm für das gnädigste Geschenk.

Der weise und wohlthätige König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Offizier, und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich dafür alles, was er zu seiner neuen Stelle brauchte, anzuschaffen.

17. Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem persischen Könige Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: „Soldat! willst du den Krösus erschlagen?"

Der Soldat erschrack, und des Königs Leben war gerettet.

18. Der dankbare Sohn.

Ein braver Offizier hatte sich eine Zeit lang in einer gewißen Stadt in Schwaben anf Werbung aufgehalten.

Als er den Befehl erhielt, wieder zu seinem Re-

gimente zurückzukehren, meldete sich noch am Abende vor seiner Abreise ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden.

Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses seiner jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge? „Daß sie mich abweisen," war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas besorgen?

Weil ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir fort. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß er ihm erlauben möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewiße heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von der Ferne zu folgen. Er sah ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniße laufen, wo er anpochte, und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnißes kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. „Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in dem Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt gieng endlich dieser auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei, es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füssen. Der Letzte weigerte sich Anfangs, die ihm angebothene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn mitzunehmen; sein

Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

19. Der menschenfreundliche General.

Ein Jäger-Regiment schickte sich an, die Stadt Weil zu plündern. Der Obergeneral, ein harter und gefühlloser Mann, der mit kaltem Blute das Wohl von Millionen seiner Herrschsucht und Eitelkeit zum Opfer bringen konnte, hatte seiner Armee, wovon das Jäger-Regiment einen Theil ausmachte, beim Anfange einer großen Schlacht versprochen, daß sie, wenn sie den Sieg erhielte, die ganze Gegend rings umher ausplündern dürfte.

Die Schlacht wurde gewonnen, und dem Jäger-Regimente fiel durch das Loos die Stadt Weil zur Plünderung zu.

Mit tiefer Wehemuth las Edelfried, der General des Regiments auf den Gesichtern seiner Soldaten eine ausgelassene Freude, welche die Hoffnung einer reichen Beute bei den Meisten erzeugt hatte. Er ließ daher vor den Thoren der Stadt Weil die Krieger seines Regimentes um sich einen Kreis bilden, und sprach also zu ihnen:

Tapfere Waffenbrüder!

Die Bewohner der vor uns liegenden Stadt Weil, die an dem Kriege so unschuldig sind, als die über uns

stehende Sonne, haben während einer zweitägigen Schlacht vor ihren Thoren Todesangst ausgestanden. Viele von ihnen kamen durch die in die Stadt geflogenen Kanonenkugeln um's Leben. Die Häuser und Wohnungen wurden durch jene zertrümmert. Die Vorstädte giengen im Rauche auf, und ergriffen durch ihr verzehrendes Feuer mehrere Gassen der Stadt, die ein Raub der Flammen wurden. Die meisten Kranken der Stadt, und eine große Anzahl braver Mütter stürzte der Schrecken in ein frühes Grab. In diesem Augenblicke danken vielleicht die Uebriggebliebenen dem Höchsten für die Rettung ihres Lebens und ihrer kleinen Habe. Und ihr wollet über diese Unglücklichen wie reißende Thiere herfallen, und sie mit Gefahr ihres Lebens des Wenigen berauben, das sie aus dem großen Schiffbruche ihres Wohlstandes gerettet glauben. Dann wären nicht fühlende Menschen, sondern Tieger und Hyänen eure Väter und Mütter. Wendet mir nicht ein, daß auch der Obergeneral die Plünderung der Gegend als Lohn eurer Tapferkeit versprochen habe. Schämt euch vielmehr, daß er euch für fähig hielt, die Beraubung unschuldiger Menschen als eine Aufmunterung zur Erfüllung eurer Pflicht anzusehen. Zeigt ihm daher, daß ihr nicht aus Hoffnung eines Gewinnes, auf welchem der Fluch Gottes und der Menschen liegt, sondern aus Anhänglichkeit an seine Person, und aus Gehorsam gegen seine Befehle diesen glänzenden Sieg errungen habt. Sprecht, seyd ihr noch entschlossen, zu plündern? Statt des erwarteten Nein! erhob sich unter den Kriegern ein unzufriedenes Gemurmel. Der General warf ihnen einen Blick zu, der Zorn und Verachtung blitzte, und fuhr nach einigen Augenblicken also fort: „So will ich euch denn die

Plünderung der Stadt Weil abkaufen. Eurer sind 1500. Wenn ihr plündert, so müßt ihr erst erwarten, ob ihr etwas Bedeutendes findet. Ich biethe euch eine gewiße Beute. Der König ließ mir vor einigen Tagen einen rückständigen sechsmonatlichen Sold auszahlen. Nehmet diese 3000 Thaler, und vertheilt sie unter euch zur Schadloshaltung. Wem dieser Ersatz zu gering scheinen sollte, der melde sich, und ich werde ihm seinen Schaden besonders vergüten.

Die Jäger waren mit den 3000 Thalern zufrieden, und zogen ruhig von Weil in ihr Lager zurück. Die Bewohner der Stadt Weil erfuhren bald diese menschenfreundliche That des feindlichen Generals, ließen ihm durch Abgeordnete den herzlichsten Dank sagen, und vollen Ersatz anbiethen. Allein der General schlug diesen Ersatz aus, und sagte: „Die meinen Jägern bezahlten 3000 Thaler war ich der Stadt schuldig, da ich in den sechs Monaten, für welche jene den Sold ausmachten, aus den Mitteln der Stadt und der um sie liegenden Gegenden ernährt und unterhalten worden bin.

Als der Landesherr der Stadt Weil nach eingetretenem Frieden diesen Zug der edelsten Menschenfreundlichkeit dieses feindlichen Generals erfahren hatte, schrieb er demselben folgenden Brief:

Vortrefflicher Mann!

Ich bin unfähig, Sie für ihre Herzensgüte zu belohnen. Jede Gegend meines Landes, wo Sie standen, rühmt laut ihre edelmüthige Schonung. Sie haben sich in meinem und meiner Unterhanen Herzen ein unvergängliches Denkmal errichtet. Verzeihen Sie mir den Wunsch, mich in dem Andenken des edelsten Man-

nes zu erhalten, und nehmen Sie mein beigelegtes Bildniß gütig auf. Nie wird mein Vaterherz das Gute vergessen, welches Sie meinen Kindern erzeigten.

Das Bild des Königs war in Gold gefaßt, und reich mit Diamanten besetzt. „Dieses Bildniß, sagte Edelfried oft zu seinen Mitgeneralen, ist mir mein liebstes Ehrenzeichen; denn ich habe mir es nicht durch Bruderblut, sondern durch brüderliche Schonung verdient.

20. Heldenmuth bis zum Tode.

Reichenau, der Oberst eines Grenadier-Bataillons, wurde in einer Schlacht durch eine Flintenkugel an dem linken Arme verwundet. Als seine Leute das Blutfliessen sahen, riethen sie ihm, das Schlachtfeld zu verlassen, um seine Wunde besser besorgen zu können. Dann wäre ich, versetzte Reichenau, eine Memme, dem jeder tapfere Grenadier in's Gesicht sagen könnte: du warst auch froh, als du leicht verwundet wurdest, um mit guter Art vom Schlachtfelde wegzukommen. Ich wäre selbst ein nichtswürdiger Bürger, wenn ich in diesem entscheidenden Augenblicke einer kleinen Verwundung wegen meinen Dienst verließe. Ja ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich meine braven Grenadiere, welche ihr Leben so oft für meine Rettung gewagt haben, im Stiche ließe.

In diesem Augenblicke nahm eine Kanonenkugel dem tapfern Obersten die rechte Hand mit dem Degen weg. Mit einer Kaltblütigkeit, als hätte ihn eine Wespe gestochen, bat er den nahe stehenden Adjutanten, ihm mit seinem Schnupftuche den handlosen Arm zur Stillung des Blutes fest zu verbinden.

Als dieß geschehen war, nahmen ihn zwei Offiziere, um ihn aus dem Schlachtgetümmel in die Gegend des Standortes der Feldärzte zu bringen. Allein Reichenau verbat sich dieß, indem er sagte: „Der gute Vater verläßt seine Kinder am wenigsten in der Gefahr. Wenn ich euch auch nicht mehr vertheidigen kann, so kann ich euch doch noch rathen. Ich bleibe bei euch. Frisch an, meine Kinder!" Die Grenadiere, von dem Heldenmuthe ihres Obersten angefeuert, kämpften mit einer Tapferkeit, welche die Aufmerksamkeit des ganzen Heeres auf sich zog.

Allein, obgleich um Reichenau's Bataillon Hügel von feindlichen Todten lagen; so wurde auf vielen andern Seiten um so schlechter gefochten, und die Schlacht schien, so gut wie verloren.

In dem Augenblicke, wo der Oberfeldherr seinem äußerst geschwächten Heere den Befehl zum Rückzuge ertheilen wollte, war Reichenau mit seinen Kriegern bis in die Nähe der feindlichen Hauptbatterie gedrungen. Mit Wehmuth sah Reichenau, daß unter derselben viele Tausende seiner Landsleute, welche sie hätten erstürmen sollen, in ihrem Blute lagen.

Brüder! rief er aus Leibeskräften seinen Soldaten zu, nur hier, oder nirgends können wir zeigen, daß Heldenblut in unsern Adern fließt. Wir müßen die Batterie nehmen!

Die Helden stutzten bei dem Anblicke der auf fast unzugänglichen Anhöhen aufgepflanzten unzähligen Feuerschlünde, welche in einem Augenblicke ganze Reihen ihrer Landsleute niederdonnerten; und als eben einige Offiziere Reichenau die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens vorstellen wollten, riß diesem eine vier und zwan-

zigpfündige Kanonenkugel beide Beine bis auf den Rumpf weg. Sogleich beeiferten sich eine Anzahl Krieger, den Obersten aus der Schlacht zu bringen. Allein dieser schrie aufgebracht: ich bleibe hier; jeden, der mich von hier entfernen will, erkläre ich für einen Feigen, welcher Gelegenheit sucht, sich der Gefahr zu entziehen.

Ich muß sterben; aber rächt meinen Tod, oder ihr habt mich nie geliebt. Hier unten will ich warten, bis ich euch auf dem Hügel im Besitze der feindlichen Kanonen sehe, und wenn mir von der Höhe herab mein Name aus eurem Munde ertönt, so werde ich mit Entzücken sterben.

Auf! Reichenau sei unsere Losung! riefen die Grenadiere, stürzten sich von der Seite über Haufen von Leichnamen mit Blitzesschnelle in die feindliche Batterie, schlugen die Kanoniere todt, und streckten ganze Heeressäulen des Feindes, welche die Batterie zurück erobern wollten, mit seinem eignen Geschütze zu Boden.

Reichenau's Landsleute, die sich bereits auf allen Richtungen zurückzogen, griffen bei dem Anblicke dieses unerwarteten wichtigen Vortheiles der Ihrigen den Feind von Neuem an, und gewannen in einer halben Stunde den vollständigsten Sieg, der alles Geschütz und Gepäck, und die Hälfte des Heeres der Feinde in ihre Hände gab.

In dem Augenblicke, wo Reichenau's Oberfeldherr mit brennender Ungeduld von seinen Adjutanten forderte, ihm schleunig den Namen des ausgezeichneten Offiziers auszumitteln, welcher die Hauptbatterie des Feindes eroberte, erscholl als Siegesgeschrei dreimal der Name Reichenau von dem Hügel herab, und das ganze Heer, welches diesen Ruf verstand, wiederholte eben so oft Reichenau!!!

Kaum waren fünf Minuten verflossen, so standen die Generale und Stabsoffiziere des ganzen Heeres glückwünschend um den verstümmelten Obersten. Deutlich las man auf seinem sterbenden Gesichte die Züge der innigsten Wonne.

Nach einer Stunde schlossen sich seine Augen auf ewig. Sein letztes Wort war: „Heil dem Könige! Heil dem Vaterlande!!

Dem heldenmüthigen Obersten war auf Kosten seines Königs an dem Orte, wo er tödtlich verwundet den Befehl zur Erstürmung der feindlichen Hauptbatterie gab, ein marmornes Denkmal errichtet, und darauf seine Bildsäule von Metall in kolossaler Größe aufgestellt.

21. Geistesgegenwart.

Der König Heinrich, welcher sein Heer in Person kommandirte, war in Gefahr, bei der Untersuchung der Stellung der Feinde, von diesen gefangen genommen zu werden. Er hatte bloß einen General und sechs berittene Jäger bei sich, und wurde von 1500 Feinden, die sich in einem Hinterhalte gelagert hatten, völlig umringt, und von den Seinigen abgeschnitten.

Der König zog sich mit seinen sieben Begleitern in eine kleine Vertiefung des Wäldchens zurück, welches in der Mitte des von den Feinden eingeschlossenen Raumes lag, und sprach hier zu seinem Häufchen also: „Freunde, ich bin verloren; denn es ist unmöglich, daß wir uns durch einen uns mehr als 200 mal überlegenen Feind durchschlagen. Doch wäre es ein ungeheures Unglück für unser Vaterland, wenn ich lebendig in die Hände der Feinde fiele, weil sie meinen Unterthanen bei ihrer liebevollen Anhänglichkeit an mich, als Bedingung meiner

Freilassung den nachtheiligsten Frieden ab rotzen würden. Ich will und muß daher sterben. Damit aber mein Tod dem Staate einigen Nutzen bringe, so werde ich mich unter die Feinde stürzen, und ihnen mein Leben so theuer als möglich verkaufen. Ich überlasse es euern Herzen, ob ihr mich auf meinem Wege begleiten wollt, auf welchem die Rückkehr unmöglich ist.

Wir sterben mit dem Könige, oder befreien ihn! riefen die Sieben einstimmig.

Aber Euer Majestät, sprach ein Jäger, Namens Stör, entschlossen, müssen mir rasch Ihre Kleidung und Ihren Degen geben, und dafür meine Kleidung und Waffen nehmen. Für das Uebrige wird der Himmel sorgen.

Schnell gieng bei diesen Worten dem Könige ein Strahl der Hoffnung seiner Rettung auf. In einem Augenblicke waren Kleider und Waffen gewechselt, und wie ein Blitz stürzte sich jetzt Stör in Königstracht, ohne daß der König und die sechs übrigen Begleiter ihn erreichen konnten, mitten unter die Feinde, und richtete mit dem reichbrillantirten königlichen Schwerte ein fürchterliches Blutbad an. Die Feinde, welche Stör für den feindlichen König ansahen, enthielten sich sorgfältig jeder Verwundung desselben, da sein Tod ihnen wenig, seine Gefangenschaft aber unendlich viel nützen konnte. Sie schlossen vielmehr um ihn einen engen Kreis um seine Entweichung unmöglich, und ihn durch seine Entwaffnung sich unschädlich zu machen.

In dieser Lage, wo die ganze Aufmerksamkeit der Feinde auf den vermeinten König gerichtet war, entkam der verkleidete wirkliche König mit seinen übrigen sechs Begleitern, ohne im mindesten beunruhiget zu werden, glücklich zu seinem Heere.

Während nun Stör entwaffnet, und mit einer sehr großen Bedeckung in Sicherheit gebracht wurde, griff der König, von der Stärke und Schwäche der Feinde durch den Augenschein genau unterrichtet, dieselben ohne Verzug an, und zwar zu einer Stunde, wo sie sich wegen der vermeinten Gefangenschaft des Königs einer ausgelassenen Freude überließen.

Heinrich hatte den Sieg in vier Stunden erkämpft, und die Feinde räumten mit einem schrecklichen Verluste an Menschen und Geschütz das Schlachtfeld. Doch hielten sie diesen Verlust für höchst unbedeutend gegen den köstlichen Gewinn der gefangenen Person des Königs, und sagten laut, daß sechs gewonnene Schlachten den Feinden diesen Schaden nicht ersetzen könnten. Allein wie erstaunten sie, als sie durch die unzweideutigsten Beweise erfuhren, daß sie nicht den König, sondern einen gemeinen Jäger in königlicher Rüstung gefangen hatten.

Bald darauf diktirte der siegreiche König Heinrich den Frieden, und machte die Auslieferung des gefangenen Stör samt der königlichen Kleidung und Rüstung, die er bei seiner Gefangennehmung trug, zu einer eigenen Friedensbedingung.

Als Stör nach seiner Zurückkunft schüchtern vor dem mit seinem ganzen Hofe und vielen Generalen umgebenen König erschien, gieng ihm dieser entgegen, umarmte und küßte ihn, und sagte: Mein lieber Stör! ich und Ihr Vaterland sind Ihrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit den unaussprechlichsten Dank schuldig. Sie treten von heut an die Stelle ihres vorgestern an seinen Wunden gestorbenen Obersten. Ihre Kleidung und Waffen behalte ich. Sie sollen auf ewige Zeiten den

kostbarsten Theil des königlichen Schatzes ausmachen. Dafür lasse ich Ihnen meinen Degen und meine Kleidung zum Andenken. Doch wünsche ich, daß Sie den erstern, welchen Sie in einem entscheidenden Augenblicke zur Rettung des Vaterlandes führten, beständig an Ihrer Seite tragen, die Letztern aber, gegen Erstattung ihres vollsten Werthes durch mich, der Hauptkirche ihrer Vaterstadt zur Aufbewahrung ausliefern möchten.

Man denke sich das Staunen und Entzücken des braven Stör!

22. Edelmüthige Sorgfalt für Verwundete.

Der Kaiser Karl bewies nach jedem kleinern oder größern Treffen den Verwundeten und Todten die zärtlichste Sorgfalt. Selbst, wenn der Kampf am spätesten Abend endete, verfügte er sich, von zahlreichen Wundärzten und Krankenpflegern begleitet, mitten in die Reihen der in ihrem Blute Liegenden, sprach den noch Athmenden Trost und Hoffnung zu, reichte ihnen mit eigener Hand erquickende Speisen, Getränke und Arzneien, half sie auf die Tragbahren heben, und hielt strenge Wache, daß jedem Einzelnen die möglichste Erleichterung zu Theil würde. Denjenigen, der es wagte, einen Verwundeten zu berauben, oder schonungslos zu behandeln, ließ er ohne Verzug mit dem Tode bestrafen. Sogar die Todten mußten mit der größten Achtung behandelt, und auf die feierlichste Weise zur Erde bestattet werden.

Als einst der Kaiser mehrere an ihn gesandte Adjutanten, um seine Befehle in Absicht der nöthigen Verpflegung der gesunden Krieger einzuholen, lange ohne Antwort ließ, während er für die Verwundeten sorgte, trat sein Sohn, der sechzehnjährige Kronprinz Ferdi-

nand zu ihm, und sagte: „Beßter Vater, scheinen Sie nicht, bei ihrer edlen Sorge für die Sterbenden die Lebenden ein wenig zu vernachläßigen?“

„Allerdings, mein Sohn! versetzte der Kaiser, aber ch wäre der undankbarste und treuloseste Landesvater, wenn nicht nach jeder Schlacht die Sorge für die Verwundeten meine erste und einzige wäre. Die gesunden Krieger können zur Noth für sich sorgen, die verwundeten nicht. Jene können eine kurze Vernachläßigung ertragen; die Rettung dieser macht oft der Aufschub einer Minute unmöglich. Auch verdanken Fürst und Staat den schönsten und wichtigsten Theil des Sieges nicht den gesunden Kriegern, sondern den todten und verwundeten. Der lebensgefährlichere Kampf, das Blut und der Tod der Letztern sind die Bedingung und der kostbare Preis des Sieges, während die den wenigsten Gefahren ausgesetzten des Sieges köstliche Früchte ärndten.“

Als der Kaiser die letzten Worte sprach, fieng ein Soldat, der 150 Schritte von dem Kaiser aus einem Busche kroch, laut an zu singen, und ein Sieggeschrei zu erheben.

Der Kaiser näherte sich ihm in der Dunkelheit der Nacht unbemerkt mit seinem Sohne.

Kamerad! rief der nahe liegende Musketier Werner, dem beide Füße abgeschossen waren, dem Jauchzenden zu, bist du denn nicht verwundet? Als ich dich vor einigen Stunden bei dem Busche stürzen sah, hielt ich dich für erschossen. Das war Spaß, versetzte der andere; als ich ein Plätzchen sah, wo ich einige Stunden liegen zu können glaubte, stellte ich mich schwer verwundet, fiel hin, und stehe nun frisch und gesund wieder auf, um an der reichen Beute und der Ehre und Freude

des Sieges Antheil zu nehmen. Weil du denn nicht verwundet bist, sprach Werner, so nimm mich auf deinen Rücken, und trage mich zu dem nächsten Feldarzte, damit ich verbunden werde; sonst kostet mich die Verblutung das Leben. Dazu habe ich keine Zeit, versetzte der Gesunde, wenn ich etwas zu plündern kriegen will. Ich kann bloß deine Thorheit bemitleiden, dich einer solchen Verwundung auszusetzen. O, bemitleide, fiel Werner ihm ein, lieber dich, der seinen Kaiser, und das Vaterland in dem entscheidendsten Augenblicke verließ, und den heiligen Beruf eines Vaterlands-Vertheidigers durch die Raubgier eines Straßenräubers entehrt.

Kerl, du bist ein Narr! erwiederte der andere, und wollte eben einen todten Offizier seiner beßten Habseligkeiten berauben. „Und du ein Schurke!" rief ihm der nahe Kaiser mit flammendem Zorne zu.

„Man bringe den feigen Verräther auf die Galeeren, und frage mich über Jahr und Tag, ob ich ihm Gnade erzeigen könne."

Mit diesen Worten hob der Kaiser den Verwundeten auf, trug den Braven, von seinem Sohne unterstützt, an den nächsten Ort, wo Verwundete verbunden wurden und empfahl seine Heilung den Wundärzten auf's angelegentlichste.

Thränen der Freude und Dankbarkeit flossen dem braven Werner über die Wangen herab, während der Kaiser ihn, seiner Weigerung ungeachtet, an den Ort der Hülfe trug.

Durch diesen Vorfall tief gerührt, that der Kronprinz noch auf dem Schlachtfelde ein Gelübde, niemals in seinem Leben den Kranken und Verwundeten seiner Heere

die möglichste Hülfe mangeln zu lassen. Auch bemerkte man, daß des Kaisers tapferste Soldaten immer solche waren, die früherhin als Verwundete seine fürsorgende Hand zu ihrer Rettung gefühlt hätten.

23. Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Friede gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er gieng daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder eine Anstellung geben möchte.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm einzunehmen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Arbeit, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder Tabak nehmen; aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegeben wurde, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt, und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden hätte.

Da sagte ein anderer Gast, es müßte der ganzen

Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde, und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle andere folgten seinem Beispiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun.

Man sagte ihm: er würde sich dadurch sehr verdächtig machen; aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb wäre, und alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und gieng nach aufgehobener Tafel nach Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freute sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bath er ihn, er möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht umgekehrt habe.

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wohl sagen. Gestern konnte ich's nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere sein möchte, der mir aus einer unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen zu speisen die Ehre haben würde. Ich hatte mir daher unterwegs eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jederman gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deßwegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von Neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich einladen, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm in's Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die vorgefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sei, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen werde.

25. Großmuth Ludwig des Baiers.

Im Jahre 1314. wurde Ludwig, genannt der Baier, ein eben so edler, als tapferer Fürst, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde vor Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt.

Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, gab sich alle Mühe, diese Würde an sich zu reißen, und wurde wirklich von einigen Wahlfürsten zum deutschen Könige gewählt, und gekrönt. Er konnte sich aber als solcher nicht behaupten, und erklärte deßwegen Ludwig dem Baier den Krieg, welcher sieben

Jahre dauerte, bis es endlich zu einer entscheidenden Schlacht kam.

Zu dieser Schlacht hatten sich Friedrich, die übrigen österreichischen Prinzen, und seine Bundesgenossen ein ganzes Jahr gerüstet. Sie brachten ein Heer von 30,000 Mann zusammen, und rückten, mit solcher Zuversicht auf ihre Macht, in Baiern ein, daß es schien, als wären sie vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Besitz zu nehmen, als erst um den Sieg zu kämpfen.

Friedrich und die Seinigen, sind auch wirklich, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, bis nach Mühldorf vorgerückt. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit.

Ludwig rückte ihm entgegen. Als er aus seiner Hauptstadt München auszog, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unter Wegs strömten die Einwohner der Landstädte und Dörfer herbei, mit der Entschlossenheit, für ihren Landesherrn, und den Ruhm ihrer Nation, zu siegen oder zu sterben. Auch seine Freunde und Bundesgenossen eilten ihm zu Hülfe, und es kam am 28. Sept. 1322, auf den sogenannten Vechwiesen zwischen Ampfing und Mühldorf zu einer mörderischen Schlacht.

Ludwig der Baier erfocht durch die Klugheit und Entschlossenheit seines Feldherrn, Seyfried Schweppermann, eines gebornen Nürnbergers, den vollständigsten Sieg, nahm 1500 Oesterreicher vom guten Geblüte gefangen, worunter sich auch Friedrich der Schöne selbst befand.

Als man Friedrich ankündigte, daß man ihn vor den Kaiser Ludwig führe, erschrak er heftig,

denn er glaubte, daß er nun fürchterliche Rache an ihm nehmen werde.

Allein Ludwig, als man ihn vorführte, sah ihn mit freudigem Blicke an, und sprach: „Ich sehe Sie „gerne bei mir, lieber Vetter! Seien Sie gutes Mu„thes! Sie haben vor dem Tode nicht zu fürchten, das „Leben ist Ihnen gesichert.“ Friedrich senkte das Angesicht zur Erde, und sagte: „Das Schicksal hat mich „in Ihre Hände geliefert, ich bin zufrieden.“

Den andern Tag ließ Kaiser Ludwig den Friedrich nach Trausnitz, einem Schlosse in der Oberpfalz, abführen.

Nach der Hand begab sich Kaiser Ludwig, des Krieges satt, selbst persönlich nach Trausnitz, und setzte den Herzog Friedrich den Schönen, welcher sich bei seiner Ankunft vor Schrecken nicht fassen konnte, durch seine Anrede, freundliche Begegnung und Großmuth in Erstaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingung eines Lösegelds die Freiheit schenkte, sondern ihm zugleich den Vorschlag that, aus Liebe zum Frieden die Reichswürde mit ihm so zu theilen, daß sie beide dem deutschen Reiche mit gleichem Ansehen vorstehen, und die Stände dazu anhalten wollten.

Er führte hierauf den innigst gerührten Friedrich mit sich nach München, wo beide Fürsten eine ordentliche Urkunde ausfertigten, und solche mit wechselseitigen Zeugen bewährten, sich aber darin jetzt dahin verstanden, daß dem Ludwig die Reichsregierung im Deutschlande, dem Friedrich aber in Italien überlassen werden sollte.

Kaiser Ludwig machte diesen Entschluß den Reichsständen bekannt, allein diese bewilligten es nicht, sondern bestanden darauf, daß Ludwig allein die ganze deutsche Reichsregierung behalten mußte.

26. Fürstliche Auszeichnung.

Als am Abende nach der oben erwähnten Schlacht bei Mühldorf Kaiser Ludwig mit seinen Feldherren die Abendmahlzeit einnahm, bei welcher sich ein Mangel an Eiern äußerte, so, daß jeder Anwesende nur Ein Ei bekam, legte er seinem obersten Feldherrn zwei mit den Worten vor: „Jedem Manne Ein Ei, dem „frommen Schweppermann zwei;" denn ihm haben wir es zu verdanken, daß wir heute in dem Lager speisen.

27. Ein Beispiel sonderbarer Stärke.

Als sich Georg der Reiche, Herzog von Baiern, mit Hedwig, einer Tochter des Königs Kasimir von Polen, vermählte, hielt er zu Landshut eine überaus prächtige Hochzeit, bei welcher Kaiser Friedrich der Dritte mit seinem Sohne Maximilian nebst 15 andern Fürsten und etlich vierzig Reichsgrafen mit ihren Gemahlinnen erschien.

Alle genossen das größte Vergnügen und alle möglichen Ergötzungen. Unter andern fand sich auch ein polnischer Graf von ungemeiner Größe und Stärke ein, der mit Hohn und Verachtung von den Deutschen sprach, und ihre Ritterspiele nur Kindergezänke nannte, und stolz jeden von den Deutschen zum Zweikampfe herausforderte. Da sich nun Niemand an ihn wagen wollte, so both sich Herzog Christoph von München zum Kampfe an.

Beide erschienen auf dem Kampfplatze, und die Baiern erwarteten sorgenvoll für ihren Prinzen den Ausgang der Sache. Christoph sprang nach deutscher

Gewohnheit vom Pferde, und forderte vom Gegentheile ein Gleiches, um vor jedermann zu erweisen, daß keiner einen unritterlichen Vortheil gebrauche. Der polnische Graf wollte sich lange hiezu nicht bequemen, und gab vor, daß er seiner Leibesschwere wegen hart wieder zu Pferde kommen würde.

Auf den Ausspruch der Ritter mußte er doch absteigen, und dann zeigte es sich, daß er mit zwei Riemen an das Pferd geschnallt war, um nicht so leicht aus dem Sattel gehoben zu werden.

Hierüber entstand nun ein allgemeines Hohngelächter des zuschauenden Volkes.

Endlich schwang sich Christoph behende wieder auf das Pferd, da der schwerleibige Pole von seinen Leuten mit vieler Mühe und mit entsetzlichem Schnauben auf seinen Gaul gehoben wurde.

Jetzt rannten sie auf einander, und der hagere, aber nervigte Prinz versetzte dem stolzen Riesen einen solchen Stoß auf die Brust, daß er ihn zwei Mannslängen hinter das Pferd hinaus warf, durch welchen Fall er nach zwei Tagen seinen Geist aufgab.

28. Der edle Baier.

Max Emanuel gieng in dem Kriege wider Oesterreich, mit einigen tausend Baiern auch auf Tyrol los. Alles schien nach Wunsche zu gehen. Er nahm in Eile die starken Festungen Rattenberg und Kufstein weg, kam bis nach Innsbruck, der Hauptstadt dieses Landes, und ließ sich dann den Eid der Treue schwören. Er wollte weiter vorrücken, aber auf einmal griffen die Bauern zum Gewehre, besetzten die engen Thäler, durch welche man ziehen mußte, und der Churfürst fand sich genöthigt, Tyrol wieder zu verlassen.

Aber auch der Rückzug war nicht mehr so leicht, die Bauern hatten sich auf die Berge gelagert, und richteten viele hundert Baiern zu Grunde; der Churfürst selbst stand in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Was wagt aber nicht ein edler Baier für das Leben seines Fürsten? —

Graf Arco, sein getreuer Vasall, ritt bisher auf der linken Seite desselben, als er die Gefahr wahrnahm, trat er auf dessen rechte, und sieh! als sie bei der sogenannten Martinswand (einem hohen Berge) vorbeiritten, geschah ein Schuß, und Arco lag an der Seite seines Fürsten im Blute. Die Bauern hatten ihn, wie er vermuthete, für den Churfürsten angesehen. So ward Emanuels Leben durch den Tod eines der rechtschaffensten Baiern gerettet, und er kehrte unverletzt in sein Land zurück.

29. Die edle Rache.

Bei der edlen Handlung des Unterthans, kann ich auch die seines Fürsten nicht verschweigen.

Nach eingetretenem Frieden, da Max Emanuel wieder in sein Baiern eingesetzt wurde, kam der Tyroler Handel, Arcos Mörder, nach München, in der Meinung, daß ihn da niemand kennen würde. Er wurde aber doch verrathen, und seine Gegenwart dem Churfürsten gemeldet. Dieser hätte nun seinen Frevel rächen, und ihn hart bestrafen können. Aber nein!

Er schickte ihm zwölf baierische Thaler zum Geschenke, und ließ ihm sagen: Er möchte sich in aller Stille aus der Stadt machen, denn er könnte ihm für sein Leben nicht gut stehen, wenn die Bürger seinen Aufenthalt erführen. So rettete der Fürst dem das Leben,

der es ihm rauben wollte, und belehrte seine Unterthanen, wie rühmlich es sei, seinen Feinden zu vergeben.

30. Vertrauen auf Gott.

Als Karl Albert sich während des Krieges, den er mit Oesterreich hatte, in der freien Reichsstadt Frankfurt aufhielt, kamen am neuen Jahrstage verschiedene Stände, sowohl Freunde, als Feinde, dem gütigsten Kaiser aufzuwarten.

Der Fürst war außerordentlich herablassend und leutselig; er sprach mit jedermann sehr freundlich, besonders aber that er es gegen seine Feinde. Einer seiner Vertrauten erinnerte ihn in der Stille: er möchte ein wenig vorsichtig sein; es wäre möglich, daß sich unter der Zahl seiner Feinde auch ein Meuchelmörder einschliche. Der Kaiser gab ihm aber gelassen zur Antwort: Freund! wen Gott bewahrt, den bewahrt er auch mitten unter seinen Feinden.

31. Der Kaiser und der Hirtenknabe.

Karl Albert ritt einst mit einigen seiner Hofherren über Land. Auf dem Wege traf er einen Hirtenknaben an, der die Schafe weidete. Der Kaiser hielt mit seinem Pferde still, und fragte den Knaben, wem diese Schafe gehörten. Der Knabe wies mit seinem Stocke auf den nicht weit von ihnen entlegenen Bauernhof, und gab dadurch zu verstehen, daß sie dem Inhaber desselben zugehörten. Und was bekömmst du denn für deine Mühe, fragte er weiter? — Er giebt mir Kost und Kleidung, antwortete der Hirtenknabe. Das ist nicht viel, versetzte der Kaiser. — Hast du mehr, fragte der Knabe in einem freimüthigen Tone? —

Der Kaiser war darauf still, zog seine Börse heraus, und schenkte ihm ein Goldstück. Im Fortreiten sprach er zu denen, die ihn begleiteten: Wahrhaftig! eine schöne Lehre für einen Fürsten.

32. Zwölf brave Söhne.

Zu London, der Hauptstadt in England, lebte vor mehrern Jahren ein fast hundertjähriger Mann, von Handwerk ein Schneider.

Dieser Mann hatte zwölf Söhne, die alle Soldaten waren, und die in dem letzten amerikanischen Kriege sich alle brav gehalten haben. Die Vorsehung hatte über ihr Leben gewacht; und sie kamen alle gesund und glücklich zurück.

Sie eilten, ihren alten Vater aufzusuchen.

Als sie bei ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar am Brode.

Kein Brod, rief der jüngste Sohn aus, und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben!

Das ist nicht recht, ihm muß sogleich geholfen werden!

Aber wie? erwiederten die andern.

Wie? ist denn kein Leihhaus hier?

Ein Leihhaus? — Ja; aber was kann uns das helfen, da wir nichts zu versetzen haben?

Wir hätten nichts? Hört Brüder! unser Vater hat viele Jahre lang das Schneiderhandwerk getrieben, und stirbt jetzt Hungers, das beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande gedient, und keiner darf sagen, daß wir unsere Ehre jemals befleckt haben. Kommt, laßt uns unsere Ehre

für ihn versetzen! Man wird uns, hoffe ich, doch wohl fünfzig Pfund *) auf ein solches Pfand leihen.

Die Brüder lächelten Anfangs über diesen Einfall; endlich billigten sie ihn. Einer fertigte folgende Schuldverschreibung aus, und alle unterschrieben sie.

„Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der „in einem Alter von beinahe hundert Jahren in „die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten, „und alle eifrig im Dienste des Königs und des „Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses „um die Summe von fünfzig Pfund, ihren armen „unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden sie ihre Ehre, und versprechen, besagte Summe nach dem Verlaufe eines „Jahres wieder zu bezahlen."

Diese Verschreibung schickten sie nach dem Leihhause. Man zahlte ihnen die verlangten fünfzig Pfund aus, zerriß den Zettel, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte.

Kaum ward diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme hin, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leerer Hand. Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande war, seinen braven Söhnen ein kleines Vermögen zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

33. Der tapfere General Zandt.

Der baierische Brigadegeneral Zandt ritt bei Landshut über die schon von den Flammen ergriffene

*) Dreihundert Thaler.

Brücke, und fiel im Angesichte des Kaisers, der auf ihn folgte, dem Heldentode in die Arme. Seine letzten Worte waren noch ein Aufruf des Heroismus. „Schonet meiner nicht, rief er der ihm nachsprengenden Kavallerie zu, „unser ist der Sieg, rasch stürzt über meine „Leiche dem Feinde nach!" Worte, würdig eines sterbenden Helden von Rom und Griechenland! —

34. Der junge, dankbare Soldat.

Mit den Regimentern, die in den letzten schlesischen Krieg geführt wurden, gieng auch ein Knabe von eilf Jahren. Er war ein verlassener Waise, ohne Verwandte, ohne Schutz. Martin Knall war sein Name. Bei der Belagerung von Schweidnitz erblickte ihn mit in der hitzigsten Arbeit und dem heftigsten Kanonenfeuer ein Offizier. Wo willst du hin, unglücklicher Junge? fragte ihn der Offizier; rette dich! Ich suche, so erwiederte der gutmüthige Knabe, die Grenadiere von meinem Regimente, um den Peter Stark, der mich bisher gekleidet hat, ein Glas Brantwein zur Labung zu bringen. —

Die Dankbarkeit des Knaben gefiel dem Offiziere so wohl, daß er, nachdem die Belagerung vorbei war, die Sache seinem Generale erzählte. Dieser befahl sogleich, man sollte den tugendhaften Martin Knoll in das Erziehungsstift für die Soldatenkinder bringen, und ihn auf des Fürsten Kosten so lange versorgen, bis er sich sein Brod selbst verdienen könne.

Der arme Martin hielt sich so wohl, daß er schon nach einigen Jahren als Unteroffizier in der nämlichen Grenadier Kompagnie angestellt wurde; und der brave General erlebte noch die Freude, an ihm einen tapfern und geschickten Offizier zu haben.

35. Der menschenfreundliche Soldat.

Im Jahre 1783. am 22. Juni entstand durch den ausgetretenen Isarfluß in der Vorstadt Au zu München eine gräuliche Ueberschwemmung, und viele Leute wären in Gefahr gewesen, ihr Leben und ihr ganzes Habe zu verlieren, wenn nicht so viele mitleidige Menschen thätige Hilfe geleistet hätten.

Vor andern aber verdient ein gemeiner Soldat vom Leibregimente, Namens Anton Fink, von Augsburg gebürtig, in der Geschichte der Menschheit aufgezeichnet zu werden. Dieser, als er in der Au ein Kind der größten Lebensgefahr ausgesetzt sah, warf sogleich seine Montur weg, stürzte sich in den reißenden Strom, schwamm der Hütte zu, und rettete das Kind mit vieler Gefahr und Mühe. Mit diesem konnte der tapfere Mann sein warmes Gefühl der Menschenliebe noch nicht sättigen, sondern er wollte den Aeltern des Kindes ihren größten Reichthum, nämlich ihre einzige Kuh, nicht zu Grunde gehen lassen. Er schwamm also noch einmal hinein, und so sehr sich die Kuh, durch das viele hereindringende Holz und anderes Geräthe verwildert, widersetzte, so bemeisterte er sich ihrer doch. Er schwang sich auf dieselbe, und ritt, wie ein Sieger, an das Gestade.

Da nach einer so liebevollen Handlung die Zeit schon verflossen war, in die Kaserne zurückzukehren, so blieb Fink diese Nacht bei den Verunglückten, und half getreulich mit, wo noch etwas zu retten war.

Bei Tages Anbruch begleiteten ihn die Geretteten dankbar, erzählten bei dem Kommandanten des Leibregiments, was der gute Mann an ihnen gethan hätte, und dieser überhäufte ihn mit Lobsprüchen.

Als bald darauf die churfürstliche Oberlandesregierung von dieser edeln That benachrichtiget wurde, ließ sie diesem trefflichen Menschenfreunde drei Karoline auszahlen, und öffentliche Blätter mußten in Baiern seine heldenmüthige Handlung bekannt machen.

36. Der wahrhaft große Fürst.

Einer der damal noch regierenden Fürsten war einmal im Sommer bei der Musterung seiner Regimenter im Lustlager. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß er durch ein Dorf ritt, wo ein Mädchen an einem Brunnen stand, und Wasser schöpfte. Gieb mir zu trinken, sagte der Fürst. Freundlich both ihm das Mädchen einen Trunk. — Du bist ein dienstfertiges Mädchen, sagte der Fürst, komm mit mir in die Stadt, du sollst gute Tage haben.

Nein, antwortete das Mädchen mit niedergesenktem Blicke, ich muß meinem armen kranken Vater auswarten. Deinem Vater? Wer ist er? Wo ist er?

Ach Herr! erwiederte das Mädchen, mein Vater war einst Soldat, er hat in sieben Schlachten sein Leben für seinen Fürsten gewagt, und nun liegt er krank, elend und dem Hungerstode nahe in dieser schlechten Hütte.

Der Fürst gieng hinein, und fand einen alten krüppelhaften Mann auf dem Strohe liegen und ächzen.

Ihr dauert mich, lieber Alter! ihr dauert mich, sagte der gekrönte Menschenfreund. — Ja, lieber Herr! sagte der Alte, vergehen, ja Hungers sterben müßte ich, wenn mich nicht meine Tochter bisher mit ihrer Hände Arbeit genährt, und sorgsam gepflegt hätte. O, Gott vergelts dem Engel!

Thränen rollten dem alten Krieger über die Wangen, und — — der Fürst weinte mit. Froh in diesem

seligen Augenblicke, daß er Fürst war, ließ er gleich eine ansehnliche Summe Geldes zurück, wies dem Alten und seiner braven Tochter eine bessere Wohnung an, versprach ihm einen lebenslänglichen Unterhalt, und der Tochter eine reichliche Aussteuer mit den Worten: Du verdienst den besten Mann des Landes, liebes Mädchen! — ich bin dein Landsherr. Wie fröhlich bestürzt der Alte und seine Tochter gewesen, in welchen Dank sie mögen ausgebrochen sein, will ich nicht beschreiben.

Tausend Segen dem Lande, wo der Arme auch einen Vater an seinem Fürsten findet! —

37. Der tapfere Soldat.

Ein tapferer General erhielt nach einer Schlacht den Auftrag, mit einem starken Korps den Rückzug der Armee zu decken. Als er mit Anbruch des Tages die feindlichen Vorposten rekognoscirte, stieß er bloß von einem kleinen Gefolge begleitet, auf eine starke Abtheilung feindlicher Kavallerie. Furcht hatte noch nie in des Generals Brust Platz gefaßt; wohl aber warfen ihm seine Freunde vor: sein Muth arte zuweilen in Verwegenheit aus. Doch der Tapfere weiß ja auch am besten, wie viel er auf sich selbst zählen kann, und was Truppen einen geachteten Anführer zu Liebe wohl wagen. Der Genergl griff die feindliche Abtheilung sogleich an; allein ihre Ueberlegenheit vewickelte ihn in eine große Gefahr. Gleich bei dem ersten Angriffe stürzte das Pferd des Ordonanz=Korporalen, Namens Held, an seiner Seite in eben dem Augenblicke, als ein feindlicher Reiter einen Stoß auf den Generalen führte. Held zu Fuß vergaß sich selbst, sah nur die Gefahr seines geliebten Anführers, und führte einen so schnellen und ge=

waltigen Hieb auf den feindlichen Reiter, daß dieser sogleich vom Pferde fiel; er dringt dann mit der größten Entschlossenheit unter die Feinde, nimmt ihnen sein aufgefangenes Pferd, das er um keinen Preis missen wollte, wieder ab, schließt sich an den General an, und schützt ihn wie ein undurchdringlicher Schild.

Er fing eine Menge Hiebe, welche die Feinde auf den General führten, durch geschickte Paraden auf, und verließ, trotz fünf erhaltener Wunden, das Schlachtfeld nicht eher, als bis er den General gerettet sah.

Dieser brave Krieger erhielt wegen dieser That von seinem Fürsten nebst tausend Gulden die goldene Medaille zur Belohnung.

38. Lohn der Treue.

Nach einer Affaire meldete sich in den letzten Feldzügen bei einem Anführer ein junger Mann, der einen kleinen Handel führte, um unter seiner leichten Reiterei Dienste zu nehmen. Der junge Mann hatte so etwas Gefälliges in seinem Aeußern, und in seinem Betragen, und so ganz den Anstrich der Bravheit, daß der General ihn sogleich um die Bedingungen fragte, unter denen er in seine Dienste treten wolle. Der Mann äußerte, daß er Weib und Kinder habe, die er mit seinem Handel ernähre, und deßwegen die Bedingung machen müsse, nur so lange unter seiner Fahne zu dienen, bis der Feind über die Gränze gejagt und sein Vaterland befreit wäre, dann müsse er aber seinen Abschied haben, da die Sorge für die Seinigen ihm eben so heilig sei, als die Liebe zu seinem Vaterlande.

Dem Generale gefiel diese Freimüthigkeit. Er nahm den jungen Mann unter seine Husaren, und schon

in dem nächsten Scharmützel zeigte der brave Mann so viel Tapferkeit und Gewandtheit, daß er bald Unterofficier wurde. In diesem Posten begleitete er seinen Befehlshaber, stritt oft an seiner Seite und erwarb sich die Achtung des ganzen Korps.

Als das Vaterland von den Feinden befreit, und das Korps schon im Begriffe stand, den feindlichen Boden zu betreten, rief der General den braven Mann vor die Fronte, und erklärte ihm, daß er ihn jetzt seiner Dienste entlasse, und er zu den Seinigen zurückkehren könne.

Gerührt vernahm der junge Mann diese Worte. Jetzt ritt der General näher an seine Leute. Kinder! sagte er, nicht wahr, der junge Mann hat sich brav gehalten? Ihr gebt ihm gewiß alle dieses Zeugniß? Alle bekräftigten die Aeußerung und Meinung durch ein lautes J a!

Hier mein Sohn! fährt der General fort, indem er sich zu dem jungen Manne wandte, hier mein Sohn hast du deine Belohnung als S o l d a t. Mit diesen Worten giebt ihm der General zehn Max'dor. Und nun muß ich dich als F r e u n d belohnen. Mit diesen Worten fällt er ihm um den Hals, küßt ihn unter heißen Thränen, und sagt laut: Du hast redlich für das Vaterland gefochten. Lebe wohl, und nimm von deinem Freunde das Versprechen mit, daß ich deine Freundschaft nie vergessen werde.

Alle Umstehenden waren tief gerührt. Der junge Mann geräth vor Freude ganz außer sich, und wirft die zehn Maxdor mit den Worten auf die Erde:

Da Kameraden, nehmt ihr das hin! Ich bin belohnt genug, und Weib und Kinder mögen es mir ver-

geben, wenn ich für mein Vaterland und für meinen großmüthigen Generalen Leben und Tod wage.

49. Der Grenadier=Zimmermann.

Ein armer Zimmermann, der in einer sehr abgelegenen Gasse in einer grossen Stadt ein kleines Häuschen bewohnte, hatte bei den schon länger anhaltenden Kriegs-Unruhen wenig Verdienst, und konnte daher sein kränkelndes Weib nebst vier unerzogenen Kindern, wovon das älteste erst sechs Jahre alt war, nur mit äußerster Noth ernähren. Leider wurde er auch selbst krank, und seufzte schon seit einigen Wochen auf dem Krankenbette, und da nun der Ernährer fehlte, so befand sich die ganze Familie in der äußersten Dürftigkeit.

Der größte Theil der wenigen Habseligkeiten waren bereits verkauft, oder versetzt, als auf einmal die Feinde in so großer Menge in die Stadt drangen, daß auch dem elenden Zimmermann vier Mann zur Einquartierung angesagt wurden.

Gott, was wird das werden! seufzte der Mann, der bereits erfahren hatte, daß es einigen Hauswirthen nicht am besten ginge, die fast so dürftig wie er, das von den feindlichen Truppen Verlangte nicht hatten herbeischaffen können. Sag' liebes Weib! was fangen wir an, wenn wir, die wir selbst nichts zu leben haben, noch vier Soldaten ernähren sollen? —

Das arme Weib rang die Hände, und konnte nur mit Thränen antworten. Laß uns nur auf Gott bauen, tröstete sie den kranken Mann, er wird's wohl machen! —

Eben hatte sie sich auf den letzten gebrechlichen Stuhl auf die Hausflur gesetzt, die zwei ältesten Kinder spiel-

ten an ihrer Seite, und langsam drehte ihr matter Fuß das Rad, mit welchem sie kümmerlich durch Wollespinnen noch täglich einige Kreuzer verdiente, als vier große bärtige Grenadiere hereintraten.

Sie war vor Entsetzen zu Boden gesunken, aber das Gerassel der Waffen, und die rauhen Stimmen der Krieger brachten sie wieder zu sich.

Ein Zimmer, Bier, Wein, Essen ward im Augenblicke und mit größtem Ungestümme gefordert, aber leider! geschwinder gefordert als angeschafft. Der Schrecken hatte das arme Weib an allen Gliedern so gelähmt, daß sie unvermögend war, auch nur vom Stuhle aufzustehen. Die Soldaten hielten dieß für eine Unlust, ihnen zu dienen, und für eine strafbare Langsamkeit. Donner und Wetter, schrie der eine wüthend, hat sie nicht gehört? Geschwind zu essen und zu trinken, oder — — er ergriff jetzt das Gefäß des Seitengewehrs. Jesus Maria! schrie das erschrockene Weib, und weinend umklammerten die Kleinen ihre Knie. Sie erhob sich dann mit Zittern, und führte schwankend die furchtbaren Gäste in das kleine dumpfe Zimmer, in welchem das Krankenbett des Mannes nebst einer halb zerbrochenen Wiege stand, in welcher die beiden kleinsten Kinder eingeschichtet, und mit den durchlöcherten Resten eines alten Kleidungsstückes bedeckt, schlummerten. Ein morscher Tisch, der sich mit der Rückseite gegen die Wand lehnte, und eine Bank von gleicher Beschaffenheit, ihm zur Seite, waren hier nebst einem zerbrochenen Kruge die ganzen Geräthschaften. Den Platz, wo sonst der Spiegel hing, nahm jetzt ein schon ziemlich schmutziger Holzschnitt, den Erlöser am Kreuze vorstellend, ein.

Die Soldaten warfen unwillig ihre Gewehre und Tornister in einen Winkel, aber ihre anfängliche Heftigkeit schien jetzt schon durch die so sichtbaren Spuren von Elend und Armuth etwas gemildert. Doch fragte einer von ihnen, ob kein anderes Zimmer im Hause wäre, wo sie wohnen könnten. Das arme Weib bezeigte ihr Bedauren, daß sie sich mit diesem engen Raume behelfen müßten. Oben, sagte sie, wären zwar noch ein Paar Kammern; allein die eine habe eine alte Wittwe zur Miethe, und in der andern schlief sie mit ihren beiden ältern Kindern auf dem Strohe.

Verdrüßlicher als vorher verlangten die Gäste nun das Essen. Der kranke Mann seufzte tief, das Weib verbarg ihre nassen Augen unter der Schürze, und mit halb erstickter Stimme versicherte sie, daß sie seit drei Tagen für sich und ihre Kinder nur um zwei Kreuzer Brod im Hause gehabt hätte, jetzt aber gänzlich außer Stande sei, etwas anzuschaffen, sie möchten auch mit ihr machen, was sie wollten.

Die Soldaten machten finstere Gesichter, und sprachen eine Weile stille unter sich.

Ein Grenadier-Zimmermann mit einem gewaltigen Barte, der seinen ohnehin wilden Blick nur noch grimmiger machte, schien eine Bewegung mit der rechten Hand nach dem Säbel machen zu wollen, und schon glaubte die Mutter, die Schärfe des Schwertes zu fühlen, und starrte daher mit Wehmuth auf ihren kranken Mann und ihre armen Kleinen, als der gefürchtete Soldat einige Semmeln aus der Tasche zog, die er schon seit ein Paar Tagen auf den Nothfall für sich herumgetragen hatte, und solche nun unter die armen halb verhungerten Kinder vertheilte, die das Brod,

ob es gleich schon etwas hart war, wie Leckerbissen verzehrten.

Mit Wohlbehagen bemerkten die Soldaten insgesammt die Freude der Kinder, vorzüglich aber der, der sie veranlaßt hatte. Doch machte einer seiner Kameraden die Bemerkung, daß das Brod der großen Volksmenge wegen, in diesen und den nächsten Tagen wohl sehr kostbar sein könne, und er daher doch wohl besser gethan haben würde, wenn er es noch behalten hätte, da ihr Hauswirth überdieß in so äußerst ärmlichen Umständen sei. „Das wird sich in der Folge zeigen, antwortete der Grenadier; ich würde mich selbst hassen, wenn ich das Brod in der Tasche tragen, und diese armen Geschöpfe hungern sehen könnte.“ Er suchte nun Geld hervor, damit das Weib Wein, Fleisch und Gemüse, oder was sonst an Lebensmitteln zu bekommen wäre, und sowohl für ihn und seine Kameraden, die ebenfalls dazu beitrugen, als auch für ihre eigene Familie zurichten möchte. Sie soll es aber ja so machen, setzte er hinzu, daß auch der kranke Mann eine kräftige Suppe davon habe.

Sie schickte sogleich fort, und ließ einkaufen, was an eßbaren Dingen zu haben war, und alles war geschwind und gut zu aller Zufriedenheit zugerichtet. Nach dem Essen aber beschlossen die Soldaten, sich nach einem andern Quartiere umzusehen; nur der Grenadier-Zimmermann, der sehr gut bei Gelde war, wollte nicht weg, indem er versicherte: Gott habe ihn gewiß in der Absicht hierher geführt, daß er diesen armen Leuten in ihrer Noth beistehen sollte; und von seinem rechtlich erworbenen Gelde glaubte er nur dann rechten Gebrauch zu machen, wenn er Hülfsbedürftigen

damit beistünde. Auch sollt ihr sehen, sagte er zu seinen Kameraden, als sie ihn verließen, daß keiner von uns vieren seinem Hauswirthe angenehmer, und von ihm mehr geschätzt sein wird, als ich.

Er blieb also, und trug nun täglich die kleinen Haushaltungskosten, die sich bei der guten Eintheilung, die die Hausfrau machte, nur auf ein Weniges beliefen.

War die Hausfrau draußen beschäftiget, so pflegte er selbst den kranken Mann, erzählte ihm mancherlei Vorfälle aus seinem Leben, und dieser erholte sich bei guter Wartung und nahrhaften Speisen in wenigen Tagen. Die Kinder wurden munter und guter Dinge, und der alte Kriegsheld fand ein großes Vergnügen daran, sich unter sie zu mischen, mit ihnen zu spielen, sie auf seinen Knien reiten, und sich an seinem rauhen Barte von ihnen zupfen zu lassen. Vorzüglich hatte er Sophie, das älteste Kind, ein allerliebstes Mädchen, sehr lieb gewonnen, die von seinem behaarten Munde durchaus nicht geküßt sein wollte, wenn er es nicht mit einem Kreuzer von ihr erkaufte.

So war er schon ganz Mitglied der Familie geworden, als nach mehreren Tagen das Regiment, wozu er gehörte, zu einer großen bevorstehenden Schlacht ausmarschiren mußte.

Sein durch ihn wieder genesener Hauswirth, dessen Weib und Kinder, alles weinte laut bei seinem Abschiede.

Auch er konnte sich der Thränen nicht enthalten. Fast mit Gewalt drang er dem armen Zimmermann den größten Theil seiner Baarrschaft auf, die dieser nur un=

ter der Bedingung annahm, sie ihm bei seiner Rückkehr wieder zu erstatten.

Nach langem Scheiden trennte sich endlich der brave Grenadier mit einem kurzen Lebewohl. — Tausend Glück! Tausend Segen! rief Klein und Groß ihm einstimmig nach, und noch lange, nachdem er schon um die Strasseneckе verschwunden war, hielt die Mutter, die kleine Sophie, seinen Liebling, hoch auf den Armen, daß sie ihm nachsehen möchte.

40. Der dankbare Karabinier.

In einem der letzten Feldzüge ward eines Abends ein kleines Detaschement Karabiniers zum Recognosciren der Feinde ausgeschickt. Auf dem Rückwege in der Nacht, die sehr dunkel war, bemerkte einer der Karabiniers, Namens Schmid, daß sein Pferd hinke; er stieg daher ab, um nachzusehen, ob es nicht vielleicht einen Nagel in den Fuß getreten, oder ein Stein sich zwischen das Eisen geklemmt habe. Die andern eilten indessen fort, und da die Untersuchung etwas lange dauerte, so folgte er im scharfen Trotte. Allein er war von dem rechten Wege abgekommen, und ehe er sich's versah, sank sein Pferd in einen Torfmoor. Zwar gelang es ihm, sich wieder herauszuarbeiten, allein nur auf einige Schritte; denn das Pferd sank tiefer als vorher, und er selbst hatte, indem er abgestiegen, das nämliche Schicksal. Alle Anstrengungen waren jetzt vergebens. Zwar hob sich das Pferd mehrere Male, da es aber keinen festen Boden fassen konnte, und der Reiter zu sehr mit sich selbst beschäftiget war, als daß er ihm hätte Hülfe leisten können, so schlug es endlich um, und riß seinen Herrn mit sich nieder.

Schon glaubte der Karabinier fest, daß diese Nacht die letzte seines Lebens sein, und er sowohl, als sein Pferd hier umkommen würde, da er bis über den halben Leib in dem Schlamme steckte, das Pferd kaum noch mit dem Kopfe herausragte, und er von aller menschlichen Hülfe entblößt war. Er rief zwar laut um Hülfe, allein sein Rufen verhallte über den weiten Moor in den Lüften.

Aber plötzlich erblickte er ein schwaches Licht in der Ferne, und hörte bald nachher Menschenstimmen. Mit halb erstickter Stimme schrie er jetzt von neuem um Hülfe. Man antwortete, und das Licht kam näher. Es war der Schullehrer des nächsten Dorfes, welcher von einem Besuche, den er seinem Freunde, einem ziemlich fern von seinem Orte einzeln wohnenden Förster abgelegt hatte, zurück ging. Er ward von einem Knechte begleitet, der die Laterne trug.

Schon war der menschenfreundliche Schullehrer dem Versunkenen nahe, und scheute die Gefahr nicht, sich dem Schicksale des Erstern auszusetzen; allein der Knecht wollte ihm nicht folgen, da er nicht mehr festen Fuß fassen konnte, und man schon bis an die Knie in den Schlamm sank. Nur noch wenige Schritte war der Schullehrer von dem Unglücklichen entfernt, da er aber nicht auf den Beistand des Knechtes rechnen durfte, welcher eine gute Strecke hinter ihm stehen geblieben war, um den Ausgang abzuwarten, so schien sein Untergang ebenfalls unvermeidlich, wenn er sich noch weiter vorwagte.

Schon war er entschlossen, den Knecht nach mehrerm Beistande zurückzusenden; doch die Entfernung war zu groß, da der Reiter schon erschöpft, und halb erstarrt

war, und mit jedem Augenblicke tiefer sank. Schnell faßte er daher den Entschluß, seine Kleider auszuziehen, und sie einzeln zu Unterlagen beim Fortschreiten zu gebrauchen. Auch der Knecht mußte die seinigen hergeben, die ihm der wackere Menschenfreund zu ersetzen versprach. So gelangte er zu einem festen Grasetorfe, warf dann den Rest seiner Kleider in den Bruch, um sich den letzten festen Tritt zu verschaffen, und reichte nun dem versunkenen Manne die Hand, die dieser mit der größten Heftigkeit ergriff. Zwar war der Schullehrer ein starker Mann, und vom festen Körperbaue, aber fast hätte er doch der Gewalt nachgeben müssen, mit welcher ihn der Versunkene nach sich zog.

Die Gefahr, in welcher der Knecht seinen Herrn sah, machte ihn beherzt; er wagte sich in dessen Fußstapfen weiter vor. Endlich konnte er ihn erreichen, und so, indem einer den andern zog, war nach vielen Anstrengungen der Unglückliche gerettet, und glücklich herausgebracht. An das versunkene Pferd war aber jetzt so wenig, wie an die tief in den Schlamm getretenen Kleidungsstücke zu denken, und man eilte, um sobald als möglich des Schullehrers Wohnort zu erreichen, der fast noch eine Stunde entfernt war, wo man sich mit einer warmen Suppe erquickte, und dann zur Ruhe begab.

Mit Tagesanbruch schickte der Schullehrer mehrere Leute mit Hebebäumen und Brettern hinaus, die das Pferd, zwar sehr abgemattet, aber doch noch lebendig antrafen, und es glücklich, nebst den fast ganz verdorbenen Kleidungsstücken zurückbrachten.

Mann und Pferd wurden nun so gut verpflegt, daß der Karabinier am nächsten Morgen mit einem Atteste von seinem Erretter in Hinsicht seines Unfalles zu

seinem Regimente reiten konnte. Schon am vorigen Tage hatte der Schullehrer einen Bothen an den Obersten des Karabiniers, der zwei Stunden von ihm sein Quartier hatte, geschickt, um ihm den Vorfall anzuzeigen; allein das Regiment war bereits aufgebrochen, und weiter vorwärts gegangen.

Mit der herzlichsten Danksagung schied der Kavallerist von seinem Erretter, und dessen Gattin, und der gute Schullehrer gab ihm noch etwas Geld und Lebensmittel mit auf den Weg, wie es seine Umstände erlaubten.

Etwa vier Wochen nach diesem Vorfalle war dieser Karabinier bei einem Vorposten-Gefechte so glücklich, einen feindlichen Offizier, der sich zu weit vorgewagt hatte, nach einer tapfern Gegenwehr zum Gefangenen zu machen.

Der sehr verwundete Gefangene, gab ihm seine wohlgefüllte Börse, und seine goldene Uhr. Ich würde nichts annehmen, sagte der Karabinier, wenn ich damit nicht eine Schuld abtragen wollte. Er zählte dann zwanzig Louisd'ors aus dem Beutel, und gab den bedeutend größern Rest dem Offizier mit den Worten zurück: „Behalten Sie dieß, aber verbergen Sie es gut, damit „es Ihnen nicht von einem Schlechtdenkenden abgenommen wird; im Lazarethe, und auf dem Marsche werden Sie sich manche Erleichterung und freundliche Gesichter dafür verschaffen können.“ Sagen Sie mir Ihren Namen, vielleicht bin ich einst durch Zufall so glücklich, Ihnen das wieder ersetzen zu können, was ich jetzt aus Pflicht und Dankbarkeit gegen einen braven Mann, von Ihnen anzunehmen gezwungen bin. Der Offizier, der neben ihm ritt, ergriff hastig seine Hand, und drückte sie herzlich, indem ihm Thränen in den Augen

standen. O, sagte er, ich bin jetzt ruhiger, da ein Mann mich zum Gefangenen gemacht hat, der eben so gut, als tapfer ist.

Der Schullehrer unterhielt sich noch zuweilen mit seiner Familie über die wunderbare und gefahrvolle Rettung des Kriegsmannes. Vielleicht, sagte er oft, vielleicht ist er wohl nun schon längst todt, oder zum Krüppel geschossen, und leidet in dem Lazarethe an den Schmerzen seiner Wunden. Ob er wohl noch unser gedenket?

Eines Tages, da er eben wieder von ihm gesprochen hatte, kam von der Post ein dicker Brief, nebst einer kleinen Schachtel, für den Schullehrer. Nach genauer Besichtigung der Aufschrift und des Siegels ward der Brief geöffnet. Der Schullehrer sah ihn einen Augenblick still durch, und las dann laut:

Mein Erretter!

Nehmen Sie dieß, was ich mir mit Gefahr meines Lebens, aber rechtmäßig erworben habe, als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit an. Die Uhr habe ich Ihnen, das Geld Ihrer lieben Frau zugedacht, und bitte Sie, dieselbe doch wegen der vielen in Ihrem Hause gemachten Umstände in meinem Namen um Verzeihung zu bitten. Ich bin lebenslang

Ihr

dankbarer Schuldner,

W. Schmid, Karabinier.

Die ganze Familie des Schullehrers war vor Freude entzückt.

Ei, der herrliche Mann, rief die Schullehrerin, hätte ich doch meine Lebetage nicht geglaubt, daß es auch unter den wilden Kriegsmännern Herzen giebt, deren sich die besten Menschen nicht schämen dürfen. —

41. Der großmüthige Plünderer.

Nach der Einnahme einer baierischen Stadt drang in das Haus einer Dame ein Haufe feindlicher Soldaten, und begann zu plündern. Alles, was sie von Geld und Geldeswerth besaß, wurde ihre Beute, und die Bedaurungswürdige sah sich bald in eine Lage gesetzt, die so viele ihrer Mitbürger betraf. — Als sie am andern Tage trostlos ihr Schicksal beweinte, trat plötzlich ein junger feindlicher Soldat zu ihr herein, fragte sie, ob sie geplündert worden wäre, und als sie dieß bejahte, gestand er, daß er auch mitgeholfen, und vorzüglich emsig in Hinwegräumung ihres Geldes und ihrer Kostbarkeiten gewesen wäre.

Die Dame vermuthete Spott über ihr Unglück, und unterdrückte ihre bittere Empfindung mit schweigendem Unmuthe.

Auf einmal zog der junge Mann ein Päckchen hervor, das einige Geldrollen und Sachen vom hohen Werthe enthielt, und überreichte es der Dame, mit den Worten: „Hier, Madame! ist das, was ich Ihnen „genommen habe; nehmen Sie es wieder zurück. So „oft, setzte er noch hinzu, meine Kameraden plünderten, „drängte ich mich hinzu, und nahm, was ich nehmen „konnte, um es dem Eigenthümer wieder zurückzustel„len.“ — Hierauf entfernte er sich schnell, ohne den Dank der erstaunten Dame abzuwarten.

42. Humanität eines Tyroler-Insurgenten.

Die Gemahlin eines baierischen Stabsoffiziers, den die erbitterten Tyroler getödtet hatten, saß mit ihrem Kinde auf dem Arme in ihrem Zimmer. Plötzlich drang ein wilder Haufe herein, und sie sah ihrem gewissen

Tode entgegen; aber einer der allerwüthendsten Tyroler verschaffte ihr einige Stunden Frist, und man ließ sie allein.

Nach einigen Minuten kam eben der am blutdürstigsten Scheinende zurück, und sagte mit Wehmuth: „Gnädige Frau! Ihr Kind kann und will ich retten; geben „Sie mir's, und empfehlen Sie Ihre Seele Gott."

Man kann sich diese Szene und den schmerzhaften Kampf der Mutter denken. Der Tyroler wurde dringend, riß ihr das Kind weg, und versprach, auch sie binnen einer Viertelstunde zu retten. Er hielt Wort, brachte Bauernkleider, vermummte sie, und eilte mit ihr die Treppe hinab, an deren letzten Stufen ihnen schon der mordsüchtige Haufe begegnete und sie fragte: Ob die Baierische noch oben sei? Ja, antwortete er, macht nur, setzte er hinzu, daß ihr hinauf kommt, sonst findet ihr sie nicht mehr, denn sie will sich eben verstecken. Die Wüthenden befolgten seinen Rath, und Mutter und Kind waren gerettet.

43. Seltene Entschlossenheit.

Bei dem Vorrücken unter dem heftigsten feindlichen Artilleriefeuer riß eine Kanonenkugel einem Korporal, Namens Peter Germann, als dieser eben sein Gewehr abdrücken wollte, beide Arme weg. Er wurde sogleich auf den Verbandplatz, und von da zurück in ein Dorf gebracht; allein schon am nächsten Morgen zeigten sich an ihm die Merkmale des herannahenden Todes.

Noch einmal wünschte er seine Waffenbrüder zu sehen. Dieser Wunsch wurde auch erfüllt, denn das Regiment, zu welchem German gehörte, mußte bald der feindlichen Uebermacht weichen, und bis zu dem Dorfe, in welchem er verwundet lag, seinen Rückzug antreten.

German war auch allen seinen Kameraden werth und theuer, erst 22 Jahre alt, erfreute er sich eines schönen Körperbaues und edler Züge, fröhlich in den Stunden der Erholung, ein zuverläßiger Gefährte in den Stunden der Gefahr, wurde er um so schätzbarer durch eine für seinen Stand nicht gewöhnliche Geistesbildung, und durch Talente, die für die Zukunft einen wackern Offizier versprachen. Schaarenweise besuchten ihn daher seine Waffenbrüder, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen.

Gern wollte ich euch, rief er ihnen mit Heiterkeit entgegen, noch einmal die Hände drücken, doch die Kanonenkugel verdarb uns die Freude.

Mit Eifer erkundigte er sich nun nach einzelnen Umständen der Schlacht. „Nun sterbe ich gerne, rief er „dann mit großer Seelenruhe aus, da ich weiß, daß „der Feind auch noch im Siege vor unserer Tapferkeit „erbeben mußte.“

Zwei Stunden darauf schloß der edle German, nachdem er noch einmal mit einem zärtlichen Blicke von seinen Waffenbrüdern Abschied genommen hatte, seine Augen auf ewig.

44. Der verstellte Rasende.

Beim Vordringen einer feindlichen Armee statteten einige abgestreifte Soldaten von der Avantgarde einem reichen Gutsbesitzer einen kostspieligen Besuch ab. Um dergleichen nicht ferner ausgesetzt zu sein, bath er den General, der dieses Korps kommandirte, um eine Sauvegarde, wozu ihm mit vieler Gefälligkeit zwei Mann bewilligt wurden.

Der größte Theil der feindlichen Armee ward erst am Abende erwartet. Die Bewohner des Dorfes hatten

schon beim Eindringen der Avantgarde sehr viel gelitten, und waren nun in bangen Besorgnissen, was sie erst bei der Ankunft der feindlichen Armee noch alles für Unglück auszustehen hätten, vorzüglich war der Müller, der etwas abgelegen wohnte, und schon vorher am härtesten mitgenommen wurde, in peinlicher Angst.

Kaum hatte er erfahren, daß die zwei Schutzmänner angekommen waren, so gieng er zum Gutsbesitzer, um ihn zu bitten, daß er ihm einen davon überlassen möchte, worein dieser jedoch nicht willigte. Er wendete sich nun an die Sauvegarde, allein beide wiesen ihn damit ab, daß sie ihren hier angewiesenen Platz nicht verlassen dürften.

Eben da er zurückkehren wollte, trat ein Soldat von sehr furchtbarem Ansehen herein, der am Fuße blessirt war. Die Sauvegarde redete ihn freundlich an, und der Müller, der vorher bei seinem Anblicke erschrocken war, faßte jetzt Vertrauen zu ihm. Er redete ihn an, und ersuchte ihn, mit ihm als Sauvegarde zu gehen.

Der Soldat ließ es sich gefallen, und sie giengen mit einander nach der Mühle. Der Müller suchte ihn aufs beste zu bewirthen, allein er genoß wenig; nur das that ihm sehr wohl, daß sich die Müllerin, die sich anfangs über sein wildes Aeußere noch mehr, als ihr Mann entsetzt hatte, seines wunden Fußes annahm, die Wunde mit warmem Wasser reinigte, verband, und ihm ein weiches Kissen unter die Ferse schob, damit der Fuß bequem ruhen konnte. Ich glaube doch, sagte die Frau zu ihrem Manne, daß er ein recht guter Mensch ist, so wild er auch aussieht. —

Bis jetzt war alles ruhig gewesen; aber die Ruhe dauerte nicht lange. Es kam ein Trupp Soldaten an

die verriegelte Hausthüre, und pochte mit starken Kolbenstößen. Der Verwundete donnerte ihnen mit so gewaltiger Stimme entgegen: sie sollten sich packen, er sei hier zur Sauvegarde, daß sie sogleich abzogen.

So gieng es mehrere Male bis gegen Abend. Oefters sagte er, daß er mit der Pflege und Wartung hier sehr wohl zufrieden sei, er aber bedauere, daß er nicht lange hier bleiben dürfe, indem er wieder zu seinem Regimente zurückkehren müsse, welches hier in der Nähe bivouaquirt.

Lange hatte er ruhig in einem Lehnstuhle gesessen, und mit dem kleinen Sohne des Müllers gespielt; aber plötzlich sprang er auf, rannte in die Mühle, warf einige Säcke mit Getreide um, streute das Mehl umher, stürzte dann wieder in die Stube herein, riß die Betten aus den Bettstellen, streute das Stroh in der Stube herum, und schüttete die Federn aus einigen Kissen hinaus auf die Hausflur. —

Starr vor Schrecken, getraute niemand sich ihm zu nahen, denn jeder glaubte, er sei rasend. Jetzt blickte er noch einmal wild in der Stube herum, schüttete dann Pulver auf die Pfanne, trat zu dem Müller, und forderte Geld, indem er ihm die Uhr aus der Tasche zog. Willig gab der Müller in der Bestürzung seine Uhr preis, und bath um Schonung seines Lebens. Nichts, schrie der Soldat ihm zu, Geld, Geld, alles Geld will ich haben!

Der Müller versicherte, er habe nichts, als etwas kleine Münze, die er ihm überreichte, allein da der Soldat Miene machte, den Schrank zu zersprengen, so holte er endlich, unter großem Klagegeschreie, mit seiner Frau ein paar gefüllte Beutel herbei. Immer mehr, alles, alles, schrie der Soldat. Der Müller betheuerte, er

habe nichts mehr; allein der Soldat ward wild, setzte ihm das geladene Gewehr auf die Brust, und drohete, ihn zu erschießen, wenn er nicht auf der Stelle alles herbrächte. Endlich holte der Müller noch ein Beutelchen mit Goldstücken, welches nebst einer silbernen Halskette und andern Sachen von großem Werthe, alles in den Tornister des Soldaten spazieren mußte. Jetzt warf er noch einen Komodkasten auf den Hof hinaus, und gieng fort.

Sprachlos sahen der Müller und seine Frau sich einander an, endlich machte ein heißer Thränenstrom ihrem Herzen Luft. Gott! wir armen Leute, fieng die Müllerin an, so ist denn alles verloren! Aber dem Kerl hättest du es auch wohl gleich ansehen können, daß er ein Soldat sei, wie konntest du ihn in's Haus aufnehmen? Der Mann suchte sie zu beruhigen, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, aber da half kein Reden.

Doch jetzt kam ein neuer Auftritt.

Aufgemacht! schrien draußen einige Stimmen, und in einem Augenblicke war das ganze Haus voll Soldaten. Aber kaum traten sie herein, und fanden alles umhergeworfen, Schränke und Kästen erbrochen, Mann und Frau in Thränen, als sie geschwind den Rückzug suchten. Ihnen folgte ein neuer Trupp, der Miene machte, der schon angerichteten Zerstörung zum Trotze, dennoch hier Quartier zu nehmen. Sie fiengen eben an, den schon leeren Geldschrank noch einmal zu durchsuchen, als die Müllerin mit zerfleischtem Herzen auf sie lossprang, und ihnen ihr Kind mit dem Ausrufe entgegen hielt: „Da, ihr Ungeheuer, nehmet auch dieß, und „dann bringt mich um!“ — Die Soldaten sahen einan=

der an, lächelten, stellten aber doch die weitere Nachsuchung ein, und verlangten bloß einige Erfrischungen.

Gerne hätte ihnen der Müller mitgetheilt, was er noch im Hause hatte, allein er befürchtete, sie möchten dadurch bewogen werden, ihm ihre Gegenwart noch länger zu schenken, oder noch andere Dinge im Hause zu vermuthen, wenn sie sähen, daß noch Lebensmittel hier zu haben wären, und daher versicherte er sie ernstlich, daß ihre Vorgänger nicht das Geringste mehr übrig gelassen hätten. Die ganze Verfassung des Hauswesens ließ sie vermuthen, daß dieses die Wahrheit sei, sie hielten sich daher nicht lange auf, sondern zogen weiter.

Die Durchmärsche, und die damit verknüpften Besuche in der Mühle dauerten einen Theil der Nacht, und fast den folgenden ganzen Tag fort, wobei der Müller mitunter einige kleine Mißhandlungen erdulden mußte, doch suchte niemand genau mehr nach, weil im Hause alles der Zerstörung Jerusalems glich.

Am Abende des andern Tages wurde es ruhiger, es kamen nur noch wenige Soldaten in die Mühle, die sich aber nicht aufhielten, weil sich niemand im Hause sehen ließ, und sie dasselbe für verlassen ansahen.

Nach Mitternacht machte der Müller seine Hausthüre zu, um sich ein wenig zur Ruhe zu begeben; allein kaum hatte er sich niedergelegt, so erscholl ein gewaltiges Klopfen an der Hausthüre. Der Müller wußte nicht recht, ob er aufmachen sollte oder nicht, doch fürchtete er im letztern Falle üble Folgen.

Zitternd schob er also die Riegel zurück; aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er das gräßliche Gesicht desjenigen Soldaten erblickte, der ihn so schändlich behandelt und beraubt hatte. Der Soldat faßte ihn freundlich

bei der Hand, und führte ihn in das Zimmer. Doch kaum öffnete er die Thüre, so machte die Müllerin einen lauten Schrei, und stürzte vor Schrecken zu Boden. Der Soldat gieng auf sie zu, hob sie auf, nahm seinen Tornister ab, langte das Geld, die Uhr, und alle mitgenommenen Sachen heraus, und gab sie ihnen mit den Worten zurück: „Hier nehmen Sie Ihre Sachen, und verwahren Sie alles „gut. Zwar ist die größte Gefahr schon vorbei, doch ist „es gut, vorsichtig zu sein. Ich wollte Ihnen blos zeigen, „wie mans im Kriege machen muß, um vor raubsüchtigen „Soldaten sich sicher zu stellen, und gewiß würden Sie „auch alles verloren haben, wenn ich's Ihnen nicht zuvor „abgenommen hätte. Nun leben Sie wohl, ich muß „wieder zu meinem Regimente eilen, welches vier Stun„den von hier entfernt ist."

Außer sich vor freudigem Erstaunen drangen der Müller und seine Frau in ihn, nur eine kleine Summe als einen Beweis ihrer Dankbarkeit von ihnen anzunehmen; allein er ließ sich dazu durchaus nicht bewegen, sondern verließ sie mit diesen Worten: „Sie haben mich, als ich „gestern zu Ihnen kam, für einen guten Menschen gehal„ten; ich würde aber ein schlechter Mensch sein, wenn ich „mich für eine gute That bezahlen ließe.

45. Der Heldentod.

Bei einer großen Schlacht verlor ein Grenadier-Oberlieutenant Namens Ostermann, durch eine Kanonenkugel einen Fuß. Muthig sah er noch lange der Tapferkeit seiner Leute zu; da aber seine Verwundung tödtlich war, brachten ihn zwei Grenadiere in eine Scheuer zurück. Mehr besorgt um den guten Ausgang der Schlacht, als um sein Leben, mußte ihn ein Gre-

nadier, der bei ihm zurückblieb, noch einmal aus der Scheuer heraus bringen, und mit seinem Fernglase, das er wegen Augenschwäche immer bei sich zu führen pflegte, beurtheilte er immer die Bewegungen der Armee, die gerade in diesem Augenblicke sehr günstig waren, und sagte zu dem Grenadiere: Nun sterbe ich gerne, es geht gut.

Er ließ sich wieder auf das Strohlager zurück bringen, und verschied an der Verblutung seiner Wunde mit einer kaltblütigen Ruhe, die den wahren Helden charakterisirt.

46. Der Plünderer.

Vor dem Hause eines öffentlichen Beamten lärmte um Mitternacht ein feindlicher Soldat, und verlangte eingelassen zu werden, weil, wie er sagte, ein vaterländischer Offizier des Beamten sich dort versteckt halte.

Da man ihm nicht aufmachen wollte, rief er ein Paar seiner Kameraden herbei, die eben vorbeigingen, und versicherte, er habe einen Offizier von der feindlichen Armee in dieses Haus springen sehen, man wollte ihm aber nicht aufmachen. Er foderte daher seine Kameraden auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und die Thüre zn sprengen. Diese waren sogleich bereit; die Thüre mußte ihren gewaltigen Kolbenstößen weichen, und sie drangen hinein.

Das Geschrei und Geklirre ihrer Waffen ertönte durch das ganze Haus, und eben sprengten sie die Thüre des Wohnzimmers auf, als der Hausherr bemüht war, einige Kostbarkeiten zu verstecken, die er in der Angst zusammen gerafft hatte. Sie entsanken seinen Händen, als er die rohen Gäste erblickte, wurden aber zum Glü-

cke von diesen nicht bemerkt. Der, welcher zuerst an der Thüre getobt hatte, faßte den Beamten bei der Brust, und drohete mit donnernder Stimme, ihn niederzustossen, wenn er nicht sogleich entdeckte, wo der Offizier versteckt sei.

Alle Entschuldigungen, daß er von keinem Offizier etwas wisse, waren umsonst. Er sollte es theuer bezahlen, hieß es, wenn er nicht mit der Warheit heraus wollte, und zum Beweise, daß dieß Ernst sei, verversetzte ihm der Soldat sogleich einige Kolbenstöße auf Abschlag.

Jetzt forderte dieser Geld, und machte Miene, im Weigerungsfalle die flache Klinge zu gebrauchen. Die beiden andern sahen nur zu deutlich, daß das vorgebliche Verstecken des Offiziers bloß zum Vorwande gedient habe, um sie mit in sein Interesse zu ziehen, Geld zu erpressen, wozu sie ebenfalls nicht unabgeneigt zu sein schienen.

Der Beamte versicherte, er habe nichts als eine Kleinigkeit, die er zur täglichen Ausgabe brauche, wenn sie diese haben wollten, stände sie zu Diensten. Man ward damit zufrieden, und ließ ihn los, um das Geld herbeizuschaffen. Er schloß sein Pult auf, zog wie er glaubte, den Schubkasten heraus, der seine Haushaltungs-Kasse enthielt; aber kaum blickte er in den herausgezogenen Kasten, als er mit einem lauten Schrei zu Boden sank.

In dem Augenblicke stürzte die Frau des Beamten aus einem Seitenzimmer, wohin sie sich geflüchtet hatte. Das Geschrei ihres Mannes zog sie herbei. Gott! rief sie im höchsten Ausbruche des Schmerzens, als sie ihren zu Boden gesunkenen Mann und den offenen Ka-

sten erblickte, worinn 4000 Thaler, ihrem Manne anvertraute fremde Gelder, in Rollen lagen; Gott! wir sind unglücklich. Bei diesen Worten stockte ihre Stimme.

Wie erstarrt stand sie da, ohne daß es ihr möglich war, ihrem in Ohnmacht liegenden Gatten beizustehen; ihre Augen waren starr auf den Tisch geheftet, auf welchem die Soldaten indeß die geöffneten Rollen zählten. Der Mann erholte sich endlich wieder; unter einem Strome von Thränen, und unter Händeringen verließ die Frau das Zimmer, ohne selbst eigentlich zu wissen was sie that.

Kaum erhielt der wiederbelebte Mann seine Besinnungskraft, als er die Soldaten um Gottes Willen bath ihn mit seiner Familie nicht ganz unglücklich zu machen, und sich doch nur mit einem Theile des Geldes zu begnügen. Haben Sie Erbarmen mit mir, meine Herren, sagte er im rührenden Tone des tiefsten Schmerzens, wenn, woran ich nicht zweifle, menschliches Gefühl in Ihnen ist. Dieses Geld ist mir anvertrautes Gut, und müßte ich es erstatten, so reichte alles was ich besitze, nicht dazu hin. Großer Gott, was soll dann aus meinem Weibe und meinen Kindern werden, die ich schon jetzt von meiner geringen Einnahme als ehrlicher Mann kaum ernähren kann. Sollte einer unter Ihnen sein, der auch ein liebes Weib, der auch Kinder zurückgelassen hat, ich bin es versichert, daß er mein Fürsprecher sein wird, und Gott wird es ihm segnen.

Die Soldaten hatten indeß einen großen Theil des Geldes gezählt, so, als wenn sie es eben unter sich theilen wollten.

Der, welcher die andern zuerst ins Haus gebracht hatte lächelte nur zu den Klagen des Hausherrn; die

Freude über die schöne Beute lachte ihm aus den Augen, und eben wollte er eine neue Rolle zu zählen anfangen, als plötzlich einer davon, der seiner grimmigen Miene, und seines gewaltigen Schnurbartes wegen der Furchtbarste zu sein schien, und der seiner Uniform nach Unteroffizier sein mochte, alles schon gezählte Geld auf einen Haufen zusammen schob.

Hier nehmen Sie Ihr Geld, Herr! rief er dem Hausherrn zu; zwar habe ich nicht 8 Groschen in der Tasche, aber wo ich hinkomme, bin ich doch ernährt, und Gott soll mich daher bewahren, daß ich nicht einen Menschen um des Geldes Willen, mit Frau und Kinder unglücklich mache. Ich habe auch Kinder, und denen wird's gewiß Gott einst segnen, wenn ich lange schon unter der Erde liege, daß ihr Vater ein ehrlicher Kerl gewesen ist. Gern schickte ich Ihnen etwas, aber auf diese Art erwerben? — Nein, ich mag's nicht. —

Eben hatte er die letzten Worte ausgesprochen, als der erstgedachte Soldat wüthend über das Geld herfiel. Was! schrie er mit wilder Stimme, ich sollte meinen von Gott und Rechtswegen mir zukommenden Theil nicht haben? Eher lasse ich das Leben auf der Stelle. Mache jeder mit seinem Antheile, was er will, ich behalte den meinigen; wer ein Narr ist, und dazu Lust hat, kann sein Geld hier lassen.

Schurke! rief der Unteroffizier, indem er nach seinem Gewehre sprang, dir will ich den Gelddurst vertreiben. Ein Paar gewaltige Kolbenstöße stürzten den Soldaten rücklings zu Boden. Jetzt drehte er das Gewehr um, und hätte ihn bestimmt mit dem Bajonet durchbohrt, wenn der Hausherr und der zweite Soldat ihn nicht in die Arme gefallen wären.

Der verdammte Schurke, schrie der Unteroffizier; aber warte, ich werde dich dem Obersten melden, du sollst deinem Richter nicht entgehen. Packe an, Kamerad! wir wollen die Kanaille auf die Gasse werfen. Der Kamerad schien ein stiller Mensch zu seyn, und war mit allem zufrieden.

Beide ergriffen den Soldaten, der sich eben wieder aufrichtete, und da er sich sträubte, und sogar Miene machte den Säbel zu ziehen, kam ihm der Unteroffizier zuvor. Hageldick fielen jetzt die Hiebe, flach und scharf auf Rücken, Kopf und Arm; taumelnd und vom Blute triefend erreichte er die Thüre, und ein mächtiger Tritt zeigte ihm den nicht zu verfehlenden Weg über die Treppe hinab. Hätte ich doch nimmer geglaubt, Kamerad, sagte der Unteroffizier zu seinem Gefährten, daß unter unserm Regimente ein so ausgemachter Schurke wäre; das muß der Oberst wissen, beim Regimente kann der nicht länger bleiben. — Aber nun Herr Wirth! lassen Sie etwas zu essen bringen, auch denke ich, ein Glas Wein kann wohl nicht schaden, wenn sie ihn im Hause haben, ob ich mich gleich ein wenig geärgert habe, worauf er sonst schädlich sein soll.

Vor Freude außer sich, rief der Hausherr Frau, Kinder und Magd herbei, wußte bei den mancherlei Empfindungen seines Herzens nicht, wozu er greifen, noch wie er dem wackeren Unteroffiziere die Gefühle seiner Dankbarkeit zu erkennen geben sollte. Freund! rief er aus, indem er ihn umarmte, Sie geben mir das Leben wieder, verlangen Sie, was Sie wollen, mein ganzes Haus steht Ihnen zu Diensten.

Die Frau konnte sich noch immer nicht von ihren Schrecken, und der ausgestandenen Angst erholen, und

ihr Mann hatte Mühe, sie zu überzeugen, das Geld sei gerettet, und der biedere Unteroffizier ihr Beschützer.

Indeß war das Essen besorgt, alle setzten sich zu Tische, und waren bei einem Glase Weines sehr vergnügt. Der Hausherr bestand durchaus darauf, daß die Gäste den Rest der Nacht bei ihm zubringen sollten; allein dieß ward verweigert. Beim Abschiede wollte er jedem 20 Stück Louid'ors aufdringen. Gott behüte, daß wir von diesem Gelde etwas nehmen, was nicht einmal ihr Eigenthum ist, sagte der Unteroffizier. Ich für meine Person nehme durchaus nichts von Ihnen, als ein Paar Schnupftücher, die man zuweilen zum Verbinden eines Verwundeten nöthig hat, und dazu sind die schlechtesten, die Sie bei der Hand haben, gut genug. Wollen Sie aber meiner Frau und meinen Kindern einige Thaler schicken, so werden Sie diese dafür segnen.

Als der Beamte sich gerne dazu verstand, so übergab er ihm die Addresse seiner Frau. Sollte vielleicht mein Kamerad hier auch etwas Geld nöthig haben, so steht es bei ihm, ein Paar Thaler von Ihnen anzunehmen.

Nur mit Gewalt mußten diesem einige Thaler aufgedrungen werden, der Unteroffizier aber blieb standhaft auf seiner Weigerung, und nahm außer 3 Schnupftücher nichts an.

Beide Theile schieden dann mit der größten Herzlichkeit, und bei dem letzten Händedrucke wünschten alle dem wackeren Soldaten tausend Glück nnd Segen. Gleich am andern Tage aber wurden der Frau des Un-

teroffiziers 20 Stücke Louisdo'rs mit einem Briefchen folgenden Inhalts übersandt:

Ein kleines Geschenk zum Andenken einer edlen That Ihres braven Mannes, die nicht mit Gold zu bezahlen ist.

47. Das Blockhaus.

Ein tapferer Hauptmann, Namens Hermann, hatte beim Eindringen der Feinde in sein Vaterland ein hölzernes Blockhaus zu vertheidigen. Schon hatten sich mehrere feste Plätze an die Feinde ergeben; schon mußten sich mehrere Schaaren von seinen Waffenbrüdern, von den Feinden gedrängt, in das Blockhaus hinein werfen, allein er beschloß diesen ihm angewiesenen Platz bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Er nahm daher seine in das Blockhaus geflüchteten Landsleute nur unter der Bedingniß auf, daß sie sich mit ihm durch die Feinde durchschlagen, oder mit dem Degen in der Faust sterben sollten, und ließ sich dieses Versprechen mit einem Handschlage geloben. Die Feinde erschienen nun auch am Blockhause, und forderten den Hauptmann Hermann zur Uebergabe und zur Unterhandlung auf; allein er wies jede Unterhandlung zurück, und schlug jeden ihrer Angriffe blutig ab.

Es fiel eine nahe Festung, und sogleich erfolgte an den Hauptmann Hermann eine neue Aufforderung zur Uebergabe des Blockhauses; zugleich wurden mehrere Gefangene zu ihm hinauf geführt, um durch die Erzählung des grausamen Looses ihrer Brüder, die im Blockhause zu erschüttern; dasselbe, setzte der feindliche Unterhändler hinzu, stehe auch ihnen bei längerm Widerstande bevor.

Hauptmann Herrmann hörte ruhig die Erzählung an, und erwiederte kalt, die Vertheidigung des Blockhauses bis auf's Aeußerste sei ihm aufgetragen worden. Den Tod fürchte er nicht. Wer den erhabenen Beruf in sich fühle, sein Vaterland zu vertheidigen, müsse jeden Augenblick bereit sein, für dasselbe zu sterben, und er — wolle mit Ruhm auf dem Felde der Ehre fallen. —

Das herzhafte Betragen des jungen Helden, und einige männliche Worte zu seiner Mannschaft gesprochen, entflammte diese zur höchsten Begeisterung. In diesem schönen Augenblicke gelobten sie alle feierlich, als wackere Waffenbrüder sich beizustehen, und lieber zu fallen, als sich zu ergeben. — Eine heilige Schaar, die sich dem Tode für das Vaterland geweiht hatte!

Der Feind rüstete sich sogleich zum Angriffe, und kaum eine halbe Stunde nach der Aufforderung stürmten 6000 Mann von allen Seiten auf die Brustwehre heran. Umsonst, das Feuer aus dem Blockhause warf eine Schaar nach der andern zu Boden; immer neue rückten heran; Haufen von Leichen thürmten sich auf, Bäche von Blut rieselten die Anhöhe herab, und noch hatte der Feind nichts gewonnen. Mit wilden Blicken nähern sich neue Schaaren, sie sehen sich dem Kriegsdämon geweiht, dringen vorwärts, und theilen das Loos mit ihren gefallenen Brüdern. Stunden schon währet der Kampf; da zündete eine Haubitzgranade das hölzerne Blockhaus an. Der Feind erblickt die Flamme, und jubelnd schleudert er neue Werkzeuge der Zerstörung dahin; vom Winde angefacht verbreitet sich schnell das Feuer.

Keine Kapitulation! rief unerschrocken die Besatzung; ein Theil stirbt in den Flammen, und muthvoll kämpfen die andern fort. Doch die Flamme wird immer heftiger, und drohet den Pulvervorrath zu erreichen. Da stürzt sich Hauptmann Herrmann mit dem Reste der Besatzung aus dem Thore mitten in die dichtesten Haufen der Feinde; er ficht im Handgemenge so lange, bis er schon öfters verwundet, durch den Blutverlust völlig entkräftet zur Erde fällt. Jetzt erst können die Feinde ihn tödten; seine tapfere Schaar fällt mit ihm, treu hatte sie ihren Schwur gehalten. Ein schwer Verwundeter war der einzige Gefangene, welchen die Feinde von der ganzen Besatzung erhielten. Ein Feldwebel und vier Gemeine lagen unter dem Schutte, und wurden von den Feinden für todt gehalten. In der Nacht rafften sich diese schwer Verwundeten auf, und brachten ihrem Obergenerale die Nachricht, wie ihre Brüder den Heldentod starben.

Der Obergeneral, gerührt durch die Tapferkeit und den Heldenmuth des jungen Hauptmanns Herrman, schrieb darauf an seinen Vater folgenden Brief:

Bedauerungswürdiger Vater!

Sie beweinen den Verlust Ihres Sohnes; gerecht ist Ihr Schmerz!

Wie gerne wollte ich ihn lindern, wenn es in meinen Kräften stünde! Allein da ich es nicht vermag, so kann ich nur der Wahrheit das kalte Opfer bringen, das ich laut bekenne: Ihr Sohn starb den Tod der Helden.

Ich habe ihm die Vertheidigung des Blockhauses anvertraut; dieser feste Punkt mußte bei den damali=

gen Verhältnissen seinem Schicksale überlassen werden. Doch des Vertheidigers Entschluß war: Lieber auf dem Felde der Ehre zu fallen, als dem Feinde den großen Kampf zu erleichtern. Er hörte auf keine Aufforderung, verachtete jede Drohung des Feindes, und flößte durch sein Betragen auch seinen Waffenbrüdern den heroischen Entschluß ein: Lieber zu sterben, als ihren Posten dem Feinde zu überlassen.

Furchtbar wurde dem Feinde der Angriff erschwert, bis es endlich diesem gelang, das Blockhaus in Brand zu stecken. Mit dem Degen in der Faust machte Ihr Sohn einen Ausfall, und — fiel überwältigt durch die Uebermacht. So starb Ihr edler Sohn für die Rechte seines Fürsten und seines Vaterlandes. Nie wird ihm dieses den Dank und die Achtung versagen, und jeder Soldat wird mit Theilnahme und Rührung seinen Namen nennen, der in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte stets als ein Beispiel zur Nachahmung glänzen wird.

Empfangen Sie zugleich die Versicherung jener Achtung, mit welcher ich bin

Ihr

J. Obergeneral.

48. Seltener Diensteifer.

Bei einem der letzt ausgebrochenen Kriege, wo die Feinde in unserm deutschen Vaterlande überall, wo sie hinkamen, durch Plünderung, Brand und Mord, alle Menschen in Angst und Furcht setzten, sprengten auch 5 Dragoner mit gezogenen Seitengewehren in das Haus eines Gutsbesitzers, Namens Liebmann, schwangen sich von ihren Pferden, und banden diese am Eingange

des Wohngebäudes an. Alles Hausgesinde hatte sich bei der Annäherung der feindlichen Kriegsmänner versteckt; der Gutsbesitzer allein ging den Ankommenden entgegen, um sich nach ihrem Begehren zu erkundigen.

Geld, Wein und Speisen waren die Forderungen, welche sie schon in geläufiger Bereitschaft hatten.

Wegen Mangel des Erstern, suchte sich Herr von Liebmann zu entschuldigen; um das Letztere herbeizuschaffen, wurden sogleich die versteckten Dienstbothen gerufen. Doch Entschuldigungen fruchteten bei den geldsüchtigen Kriegern wenig, und mit donnernder Stimme und mit drohenden Geberden forderten sie eine beträchtliche Summe.

Alles Weigern von Seite des Gutsbesitzers diente zu nichts, als ihre Forderung noch höher zu spannen. Der Streit ward jetzt laut, und Herr von Liebmann, dessen reitzbares Gefühl, trotz seiner großen Herzensgüte leider nur zu leicht aufbrausete, äußerte seine Empfindlichkeit in heftigen Ausdrücken.

Die Dragoner fanden sich schon durch das Zögern beleidiget, noch mehr aber durch die hier übel angebrachte Hitze. Zwei von ihnen zogen sogleich ihre Seitengewehre, und der Gutsbesitzer würde ihrer Wuth nicht entgangen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke einer der Kriegsmänner sich vor ihn, und den Angreifenden entgegen gestellt hätte. Halt, Kameraden! schrie er. — Niemand beleidige diesen Mann, sonst hat er es mit mir zu thun. Wer zustößt, muß zuerst mich durchbohren! —

Die übrigen Dragoner waren eben so erstaunt als der Herr von Liebmann. Kennen Sie mich nicht mehr? fragte unser braver Krieger Herrn von Lieb-

mann. Herr von Liebmann fand zwar etwas Bekanntes in seinen Zügen; doch wie hätte er sich in dieser Verwirrung und in einem so kritischen Augenblicke besinnen sollen, besonders da ein großer Knebelbart fast das halbe Gesicht des Dragoners bedeckte. Er beantwortete die Frage mit nein! Hm, sagte der Dragoner, sollte ich mich so sehr verändert haben, daß mich sogar mein alter Herr nicht wieder erkennt? Erinnern Sie sich Ihres ehemaligen Bedienten Georg, nicht mehr, den Sie wegen eines ungegründeten Verdachts, als hätte er Ihnen 20 Stück Loui'd'ors entwendet, zwei Monathe lang im Gefängnisse schmachten ließen, und dann mit einer guten Tracht Schläge fortschickten, obgleich er nicht des Diebstahls überführt werden konnte?

Dieser Georg bin ich. — Ihre an mir begangene Grausamkeit, die Ihres sonst guten Herzens unwürdig war, hat mich dazu gebracht, unter den feindlichen Truppen Dienste zu nehmen, da ich ohne Attestat über meine Aufführung auf keine Dienste bei einer Herrschaft wieder Rechnung machen konnte. Jetzt habe ich mich aber bloß zur Gesellschaft dieser raubsüchtigen Menschen da geschlagen, um Ihnen einen Besuch abzustatten.

Wie versteinert stand Herr von Liebmann da, und starrte den Dragoner an. Gott, auch das noch! rief er händeringend aus, indem er die nassen Augen gen Himmel wandte; denn jetzt glaubte er, sei alles verloren, da Georg sowohl um sein beträchtliches baares Vermögen wußte, als auch alle Winkel im Hause genau kannte.

Doch der Dragoner suchte ihn sogleich über diesen Punkt zu beruhigen; denn sein gutes Herz fand sich

durch die seinem alten Herrn verursachte Angst schon hinlänglich für die unverdiente Strafe gerächt.

Fürchten Sie nichts von mir, sagte er zu Herrn von Liebmann, ich weiß es zu gut, daß Sie nur auf Anrathen Anderer ungerecht gegen mich handelten. Ward mir gleich bei meiner damaligen Vertheidigung alle Gelegenheit benommen, Ihnen meine Treue und Anhänglichkeit an Ihre Person zu zeigen, so werde ich Ihnen hoffentlich heute davon unwiderlegliche Beweise davon zu geben, Gelegenheit haben. Kommen Sie jetzt, und rechnen Sie auf meinen Beistand. Indem er dieß sagte, reichte er dem Herrn von Liebmann die Hand; aber dieser im hohen Gefühle der Herzensgüte des braven Georgen umarmte ihn herzlich, und drückte ihn an seine Brust. Worte fehlten ihm, seine Gefühle, seine Dankbakeit auszudrücken. Der Dragoner, der dieß wahrnahm, wischte still eine Thräne weg, und drückte schweigend seinem alten Herrn die Hand.

Zwei von den andern Dragonern hatten sich bereits entfernt, um die brauchbarsten und besten Sachen des Hauses, und den Inhalt von den Schränken und Komoden einsweilen in Augenschein zu nehmen. Den beiden übrigen fing die Zeit bei einem solchen Gespräche ziemlich lang zu werden an, und schon gingen sie unruhig und mit starken Schritten auf und ab.

Doch jetzt rief sie der biedere Georg herbei. Kameraden! fing er an, ich finde in diesem braven Manne einen Freund, und meinen alten Herrn wieder; ich kenne euch zu gut als brave Leute, als daß ihr einem Freunde eines eurer Kameraden Leides thun solltet. Wenn daher mein Wort etwas gilt, so nehmen wir hier mit einer guten Mahlzeit vorlieb, und ihr reitet dann in

Gottes Namen weiter; ich aber bleibe hier, um meinen Freund vor jedem andern Besuch von streifenden Parteien zu schützen. Wenn die andern zwei damit zufrieden sind, erwiederte der eine von diesen, so habe ich nichts dagegen. — Jene wurden sogleich herbeigerufen. Nun, was giebt's denn, fragte einer von ihnen, habt ihr vielleicht auch einen solchen Fund gethan, wie wir? Ja der Schurke, sagte er, indem er sich zu Herrn v. Liebmann wendete, versicherte, er habe kein Geld im Hause; hier seht her! Er zog einen großen Beutel unter dem Mantel hervor, und langte eine Handvoll der schönsten Dukaten heraus.

Es fehlte wenig, so wäre Herr von Liebmann bei diesem Anblicke in die Erde gesunken; denn ob man ihn gleich nicht geradezu geizig nennen konnte, so liebte er dennoch das Geld, und vorzüglich diese schönen Dukaten, die er ausdrücklich zu seinem Vergnügen eingewechselt, und längst schon zum Heirathgute für seine älteste Tochter, Emilie, bestimmt hatte.

Georg bemerkte seine Verlegenheit. Dieser Beutel mit den Dukaten bleibt hier, rief er jenem zu! Ich habe so eben erklärt, daß der Herr hier mein Freund ist, und ich schwöre hiemit, daß, so lange ich hier bin, ihm schlechterdings nichts entwendet werden soll.

Ei, seht doch! erwiederte jener lachend, das wäre ja allerliebst, daß ich so um eines filzigen Schurken willen meine schönen Dukaten wieder heraus gäbe, — Nein, mein Kamerad! mach' er sich deßhalb keine Sorgen, ich werde sie schon an einen sichern Ort zu bringen wissen; finden wir aber beim genauern Nachsuchen weiter nichts, und er will nach der Theilung seinen Antheil seinem Freunde hier überlassen, so ist es ihm un=

verwehrt. Auf Kameraden, die Zeit ist edel, in der Gegend, wo dieses gelegen ist, liegt mehr. Die Schränke geöffnet, Herr! und das Geld heraus, oder es wird Alles in Trümmer und Stücke zerhauen!

Angstvoll und zitternd blickte der Gutsbesitzer den Mann an, der sich zu seinem Beschützer aufgeworfen hatte.

Tod und Teufel! schrie dieser, indem er wüthend sein Schwert aus der Scheide riß, wer wagt hier vom Rauben zu reden, wo ein redlicher Mann seinen Freund vertheidiget! — Der andere zog ebenfalls, und es erhob sich ein mörderischer Kampf. Hiebe fielen wie Hagel, bis sich die Uebrigen in's Mittel schlugen. Sie ergriffen Georgen von hinten, umklammerten seine Arme so, daß alle seine Anstrengungen, sich loszumachen, vergeblich waren. Sie warfen ihn in den Hof hinaus, und verriegelten die Thüre.

Blutend warf er sich auf sein Pferd, und eilte, von einem ebenfalls berittenen Bedienten des Herrn von Liebmann begleitet in das zwei Stunden von dem Gute entfernte Hauptquartier. Obschon mitten in der Nacht, ward er doch sogleich bei dem Generale gemeldet, trug diesem den Verlauf der Sache vor, und bath, daß der Herr von Liebmann von den Räubern befreit, und er demselben als eine Sauvegarde überlassen werden möchte.

Der menschenfreundliche General bewilligte dieß sogleich, ließ ihm die Ordre dazu ausfertigen, lobte seine Treue, und gab ihm noch einige Mann zur Unterstützung mit, die er bei sich behalten könnte, wenn er es für gut fände.

So langte er in kurzer Zeit wieder auf dem Gute an. Eben waren die Dragoner beschäftigt, die vorge-

fundenen Gelder unter sich zu theilen, als er mit seinen zur Hülfe mitgebrachten Begleitern die verriegelte Thüre einsprengte.

Schrecken überfiel die elenden Räuber beim Anblicke der Ankommenden. — Die Theilung war sogleich beendigt; der Gutsbesitzer erhielt sein Geld zurück, die Räuber wurden entwaffnet, und als Gefangene abgeführt.

Doch kaum waren diese fort, als andere abgestreifte und umherschwärmende Soldaten ankamen, um dasselbe Spiel von neuem zu beginnen; aber der Zuruf unsers braven Dragoners: Packt euch, ich bin auf Befehl des Herrn Generals als Sauvegarde hier, bewirkte sogleich ihren Abzug. So gieng es mehrere Male in der Nacht, bis am andern Morgen zeitig das Armeekorps seitwärts abzog.

Die Dankbarkeit des Herrn von Liebmann gegen seinen alten Bedienten und nunmehrigen Freund, war ohne Grenzen. Schon in der Nacht hatte er ihn seiner Familie als ihren Retter vorgestellt, und dieser war von derselben mit der größten Zärtlichkeit behandelt worden. Doch jetzt erforderte es seine Pflicht, das Haus zu verlassen, welches ihm so viel verdankte.

Herr von Liebmann sowohl als seine Gemahlin konnten sich nicht von ihm trennen, vorzüglich ließ ihn ersterer fast nicht aus seinen Armen. „Gott, rief er „ihm mehrere Male zu, mit welchem Edelmuthe lohnten „Sie mein Vergehen! Ich werde es mir nie vergeben, „einen so edeln Menschen verkannt, so ungerecht behan„delt zu haben. — O wie schwer liegt der Gedanke auf „mir, wie ich Ihnen meine Schuld abtragen soll!“ — Mit Bescheidenheit erwiederte der edle Dragoner: „Be„ruhigen Sie sich, ich finde hinlängliche Belohnung in

„meinem Herzen.“ Doch dieß war keine Genugthuung für Herrn von Liebmann, er suchte daher mit Gewalt dem Kriegsmann eine Summe Dukaten aufzudringen, die dieser aber mit der Aeußerung abzulehnen suchte: sie würden ihm jetzt nichts nützen, da er vielleicht morgen nicht mehr unter den Lebendigen sein könne. Nur mit Mühe riß er sich endlich los, schwang sich auf sein Pferd, und ritt schnell davon. — Thränen der Dankbarkeit folgten ihm nach.

Am andern Tage hatte das Regiment, worunter der Dragoner stand, einen Ruhetag. Gegen Abend wurde er zum Chef des Regiments gerufen.

Ich habe ihm, sagte der Chef, anzuzeigen, daß ein gewisser Gutsbesitzer, Namens von Liebmann, vorläufig 4000 Gulden zur Regiments-Kasse geschickt hat, wovon er monatlich 100 Gulden bis zur Beendigung des Krieges empfangen wird. Dauert der Krieg länger, als das Geld reicht, so zahlt Herr von Liebmann nach. Ist der Krieg zu Ende, so erhält er seinen Abschied; denn jener Herr von Liebmann hat ihn für einen Posten von 1000 Gulden jährlicher Revenüen bestimmt. Er erhält die Stelle eines Inspektors über alle Güter des Herrn von Liebmann.

In Absicht des Abschiedes erfülle ich sehr gern den Willen dieses Herrn; denn so gern ich brave Männer bei meinem Korps sehe, so lieb ist es mir auch, wenn mir Gelegenheit gegeben wird, Bravheit, Treue und Edelmuth zu belohnen.

49. Zwei Feinde erkennen sich als Brüder.

Räche mich, Bruder! rief ein Husar seinem Kameraden zu, indem er vom Pferde stürzte. Ein gewal-

tiger Hieb, von der nervigten Faust eines feindlichen Dragoners, nach ihm geführt, warf ihn zu Boden.

Der Muth hatte den Dragoner in einer Affaire zu weit vor, und der feindlichen Linie zu nahe gebracht. Eben, als er auf den Rückzug dachte, wurde er von zwei Husaren attaquirt. Schon hatte er mehrere Wunden erhalten, als es ihm gelang, den einen seiner Gegner vom Pferde zu hauen, aber die Aufforderung des Letztern, ihn zu rächen, entflammte den andern zur grimmigsten Wuth. Wie ein Verzweifelter hieb er auf den schon ganz vom Blute triefenden feindlichen Dragoner ein, so, daß dieser, trotz seines starken Armes, und seiner ausgezeichneten Tapferkeit, sich endlich zum Ziele legen mußte. Halt ein Kamerad! rief er seinem Gegner zu, ich gebe mich gefangen. Auch aus meinen Wunden fließt deutsches Blut, so gut, wie aus den deinigen, hältst du daher deinen Freund für gerächt, so nimm hier mein Schwert, und laß uns Freunde sein. Der Husar nahm dieß an, ergriff die Zügel von dem Pferde des Dragoners, und, da sich das Regiment, wozu er gehörte, indeß etwas zurückgezogen hatte, so ritt er diesem mit seinem Gefangenen gemächlich nach.

Unterwegs erkundigte sich der Husar um den Geburtsort seines Gefangenen, und wie erstaunte er, als er seinen eigenen Geburtsort nennen hörte.

So wären wir ja Landsleute, sagte der Husar, denn auch ich bin aus dem nämlichen Orte.

Ja wahrhaftig, du hast mir so etwas bekanntes, und ich glaube, wir haben uns schon in den Schuljahren gekannt.

Wie ist denn dein Name?

Sollten wir uns gekannt haben, so müßte es in

der frühesten Jugend gewesen sein, erwiederte der Dragoner; denn schon in meinem neunten Jahre bin ich von meinen Aeltern weggekommen, und bei einem Onkel erzogen worden, für dessen ältesten Sohn er mich zwang Soldat zu werden, und dessen Name ich jetzt auch führe; dieser ist Martin.

Martin? schrie der Husär, Martin heißt du, wie der Onkel! O Gott, dann heißt du auch Schröder, wie ich, dann bist du mein Bruder! In dem Augenblicke sprangen beide von den Pferden, und fielen sich um den Hals.

Guter Gott! rief der Dragoner aus, wie leicht hätte ich statt jenes andern meinen Bruder, ohne es zu wissen, morden können, wenn nicht eine unsichtbare Hand den Streich abgewandt hätte! O dann, versetzte der Husar, wäre das wohl ewig ein Geheimniß geblieben, was mich jetzt mit Freude und Grausen erfüllt. Bruder, wirst du mir es vergeben können, daß ich dich wie meinen ärgsten Feind behandelte, dir nach deinem Leben trachtete, und dich mit Wunden bedeckte? Doch das Korps ist schon weit entfernt; wie schwer es mir wird, mich gleich im ersten Augenblicke unserer Erkennung wieder von dir trennen zu müssen, wirst du selbst fühlen; allein die Pflicht gebeut. Nimm hier deinen Säbel zurück, und kehre um. Die Wunden, die ich von dir trage, werden mir in ihren Narben stets ehrenvolle Denkmäler bleiben, daß mein Bruder ein braver Mann ist; ihr Anblick wird stets die Bruderliebe erhöhen, die ich zu dir fühle, und mich in Gefahren mit neuem Muthe erfüllen. Gott gebe einen baldigen Frieden, daß wir uns auf vaterländischem Boden, und in unserer Heimath wieder finden! Lebe wohl!

Hiermit umarmte er noch einmal den Bruder, und schwang sich auf's Pferd. Allein der Dragoner ließ ihn nicht fort. Nein Bruder, sagte er, ich bin dein Gefangener, und will es auch bleiben, denn du bist ein Mann, dessen Gefangener zu sein, ich mich nicht schämen würde, wenn du auch mein Bruder nicht wärest. Komm! ich reite mit dir.

Der Husar wendete alle seine Beredsamkeit an, um ihn zur Rückkehr zu seinem Korps zu bewegen; allein da half nichts.

Das Husarenregiment hatte unterdessen hinter einem Dorfe eine Position genommen, um eine Kolonne des Feindes zu beobachten. Der Husar brachte seinen Gefangenen zu dem Obersten, und stellte ihm denselben als seinen Bruder vor. Der Oberste ließ sie, nachdem beide, so gut wie sich's in der Eile thun ließ, verbunden waren, ihre Lebensgeschichte erzählen. Jeder der beiden Brüder suchte sich so kurz wie möglich zu fassen, als sie aber auf ihr Zusammentreffen und nachheriges Erkennen kamen, stieg das Feuer ihrer Erzählung in einem so hohen Grade, daß sie sich nicht enthalten konnten, sich in des Obersten Gegenwart zu umarmen.

Der Oberst, ein vortrefflicher Mann, schickte den Dragoner in das nächste Feldspital, und gab dem Regimentsarzte Befehl, fleißig nach seinen Wunden zu sehen. Zugleich versprach er, sogleich nach dem zu hoffenden Friedensschlusse seinem Bruder den Abschied zu ertheilen, wo sie dann beide zu ihrer alten Mutter, die sie schon todt wähnte, in ihre Heimath zurückkehren konnten. Der Husar wurde für den abgelegten Beweis seines Muthes sogleich zum Unteroffizier befördert, und indem ihm der Oberst diese Erhöhung bekannt machte, sagte

er: Ich ehre in Ihnen sowohl den Muth, als die Bruderliebe.

50. Hachette, oder die Heldinn von Beauvais.

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Karl, der Kühne von Burgund, die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehre ihn ermüdete, so entschloß er sich zum Sturme. Schon bahnten sich die kampfgeübten Burgunder, die Sturmleiter in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verschanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung, und floh. Da stürmte ein Weib, Hachette war ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verstärkte ihre Stimme. „Ihr flieht! rief sie. Habt ihr kein Va„terland — keine Kinder mehr? Feige, fliehet! Ich „will sie vertheidigen.“ Auf der Heldinn Ruf kehrte Muth in die Herzen zurück. Sie folgten dem Weibe, und warfen sich auf's neue dem andringenden Feinde entgegen. Aber dreimal zurückgeworfen, flohen sie in verwirrter Flucht wieder in die Stadt zurück, und vergebens suchte Hachette sie noch einmal zu ermuthigen. Um sie tönte das Heulen und Wehklagen der erschreckten Weiber. Ganze Haufen eilten nach den Kirchen, die Einen betheten, die Andern verbargen ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern.

Hachette erschien: „Ihr winselt, rief sie, da „ihr handeln könnet? Die Furcht überlasset den Män„nern! Ergreifet die Waffen, die sie wegwarfen! „Wenn sie Weiber sind, so lasset uns Männer sein! „Folget mir!“ Von neuem Muthe beseelt, ergriffen die Weiber die Waffen, sie drangen, Hachette an der

Spitze, mit Ungestüm dem Feinde entgegen. Er staunte, und — wankte. —

Schon war die Mauer erstiegen. Eine burgundische Fahne auf die Höhe gebracht, flatterte im Winde, und diente den Feinden zur Vereinigung. Karl deckte sie selbst mit seiner Lanze. Hachette erblickte die Fahne, sie flog dahin, wich dem auf sie gerichteten Lanzenstoße aus, ergriff und entführte sie. Karl floh, Alle flohen, und Beauvais war gerettet — durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiserinnen verordnete König Ludwig der Eilfte, eine jährliche Prozession, in welcher die Weiber den Zug anführen sollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geschenke. Die Fahne in der Hand, führte sie, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an; und als sie starb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grabe aufgehängt, wo sie den späten Nachkommen zeiget: Beauvais Retterin war Hachette!

51. Liebe zum Fürsten.

In einem der letzten Kriege wurde ein jetzt noch regierender Fürst bei der Annäherung der Feinde gezwungen, sein Land zu verlassen, und in ein anderes zu fliehen.

Kaum war der Fürst dort angelangt, als ihm durch die Post ein Brief und ein versiegelter Beutel mit 900 Gulden im Golde zugestellt wurde. Neugierig erbrach er den Brief. Er war von einem Schneider aus seiner Residenzstadt, welcher als ein älternloser Knabe im fürstlichen Waisenhause erzogen wurde. Der Schneider bath sich in seinem Schreiben aus Besorgniß, sein Landesvater möchte bei den jetzigen Umständen Mangel am Gelde leiden, die Gnade aus, ihm mit dieser Kleinigkeit bei-

springen zu dürfen. Er habe, — sagte er, — der Wohlthätigkeit des fürstlichen Waisenhauses Alles zu verdanken, was er besitze, es sei also seine Pflicht, das wieder zu erstatten, was dieses an ihn verwendet habe.

Der Fürst, hocherfreut über diese große Liebe und Anhänglichkeit an seine Person, behielt dieses Geld bis zur Rückkehr in seine Residenz, ließ dann den wackern Unterthan zu sich rufen, gab ihm sein Geld mit einem ansehnlichen Geschenke zurück, und versprach, für ihn und seine Familie, so lange er lebe, zu sorgen.

52. Unterthans-Liebe.

Lukas Kranach war nicht nur der größte Mahler seiner Zeit, sondern auch ein Mann von edlem Herzen und großem Verstande. Schon in seiner Jugend wendete er seine Zeit vortrefflich an, und daher kam es, daß er weit früher ein nützlicher Mensch ward als andere. Im neunzehnten Jahre seines Alters lernte ihn sein Landesfürst kennen, und nahm ihn auf seiner Reise in's gelobte Land mit sich. Nach der Rückkunft in's Vaterland berief er ihn an seinen Hof, und machte ihn zum Bürgermeister der Residenzstadt.

Als sein edler Landesvater, der unglückliche Johann Friedrich von Sachsen in dem Schmalkaldischen Kriege bei Mühlberg in die Gefangenschaft Kaisers Karl V. gerathen war, ließ der Kaiser, der sich jetzt erinnerte, daß Kranach ihn als Knabe gemahlt hatte, diesen edlen Mahler zu sich in's Lager kommen. Wie alt war ich damals, als du mich mahltest? fragte der Kaiser. Eure Majestät — antwortete Kranach — hatten acht Jahre. Es gelang mir nicht eher, Euer Majestät zum Stillsitzen zu bringen, als bis Dero Hofmeister verschiedene Waffen an die Wand hängen ließ.

Unterdessen, daß Dieselben diese kriegerischen Instrumente mit unverwandten Augen beobachteten, hatte ich Zeit, Ihr Bild zu vollenden.

Bitte dir eine Gnade von mir aus, Maler! sagte der Kaiser. Demüthig fiel ihm Kranach zu Füßen, und bath mit Thränen in den Augen, nicht um eine Summe Geldes, oder um einen Titel, sondern um — die Freiheit seines Churfürsten. —

Der Monarch gerieth in die größte Verlegenheit: sein Herz war durch diesen gerechten Wunsch eines frommen Unterthans sehr getroffen, und doch glaubte er den rechtschaffenen Kranach vor der Hand abweisen zu müssen. „Du bist ein braver Mann, sagte er zu ihm, aber lieber hätte ich dich, wenn du um etwas anders gebethen hättest.“

Als nach einiger Zeit der Churfürst seine Freiheit erlangte, ließ der dankbare Herr diesen seinen getreuen Diener nie von der Seite, er mußte beständig bei ihm wohnen, und selbst bei ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen sitzen.

53. Die treuen Unterthanen.

In einem Kriege wurde die Residenzstadt eines guten und geliebten Fürsten von den Feinden erobert. Der Befehlshaber der Armee ließ sogleich den Stadtrath zu sich rufen, und forderte ihn auf, daß er seinem Herrn auf der Stelle huldigen, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen seinen eigenen Fürsten stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Ausruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung.

Die Magistratspersonen versammelten sich auf dem

Rathhause, und faßten, nach gehaltener Berathschlagung, endlich den großmüthigen Entschluß, ihrem Fürsten treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das herzhafteste ausgeführt. Die sämmtlichen Rathsglieder giengen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, von dem Rathhause auf den Markt, wo die feindlichen Truppen unter dem Gewehr standen.

Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der Bürgermeister, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Kopfe, dem Oberbefehlshaber der Armee, welcher im Kreise zu Pferde hielt, und sagte in einer beweglichen Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft: Sie wären jede Stunde bereit, ihr ganzes Vermögen ihm als Opfer darzubringen; sie könnten sich aber unmöglich entschließen, den Eid der Treue, den sie ihrem rechtmäßigen Fürsten geschworen hätten, zu brechen, und die Waffen gegen ihn zu ergreifen, sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des menschenfreundlichen Oberbefehlshabers, er werde von seinen ihnen zu harten Forderungen abstehen; sollte er aber, fuhr der Bürgermeister fort, auf diesem Begehren verharren, so würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. Und ich für meine Person, — setzte der Bürgermeister hinzu, — will gern der Erste sein, und hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf seinen Kopf) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen.

Der Feldherr wurde durch diese Rede, und durch

die wehmüthige Stellung dieses ehrwürdigen Greises, welcher bei der Endigung seiner Rede wirklich niederkniete, bis zu Thränen bewegt. Er ritt hierauf zum Bürgermeister hin, klopfte ihn auf die Achsel, und sagte: „Einem solchen Manne, wie Sie sind, Alter, „schlägt man nicht den Kopf ab! Wir bedürfen solcher „ehrlichen Männer noch länger, die ihren Eid und ihre „Pflicht so standhaft beobachten." — Der Befehlshaber stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt diese Stadt den rühmlichen Beinamen: „Die getreue."

54. Noch ein Beispiel von Unterthanstreue.

Als vor einigen Jahren die Feinde in unser Vaterland einbrachen, so verlangten sie von dem Gemeindevorsteher eines gewissen Dorfes, daß er sie führen, und ihnen mit seiner Kenntniß der umliegenden Gegend behülflich sein soll. Der ehrliche Mann weigerte sich dessen. Man drohte. Er beharrte auf seinem Entschlusse, und erklärte, daß er als Unterthan, der seinem Landesvater den Eid der Treue abgelegt habe, den Feinden seines Königs keine Dienste leisten könne und dürfe, die dem Lande nachtheilig werden könnten. Man drohte hierauf, ihn zu erschießen, wenn er nicht sogleich gehorche. — Nein, — sagte er, — wenn es denn erschossen sein muß, so will ich mich lieber erschießen lassen, weil ich als braver Unterthan meine Pflicht gethan habe, als mich erschießen lassen, wenn ich als Landesverräther ergriffen werde. Diese edle, feste Denkungsart flößte den Feinden Achtung ein, und man ließ den rechtlichen Mann in Ruhe.

55. Selbstaufopferung für das Vaterland.

In der für die Freiheit Helvetiens so entscheidenden Schlacht bei Sempach den 9. Julius 1386. konnten die österreichischen Truppen nicht angegriffen werden, weil diese in völliger Rüstung von den Pferden abgestiegen waren, und sich dicht aneinander gestellt hatten, so, daß ihre Vorderseite ganz mit Eisen bedeckt, und durch Picken und Lanzen gesichert war.

Arnold von Winkelried, Bürger von Unterwalden, dessen Name noch jetzt mit Rührung genannt wird, hörte in seinem Herzen den Ruf des Vaterlandes. Ich will euch eine Gasse machen, — sagte er, — theuere Mitbürger, gedenket meines Namens und meiner Kinder. Zwar wußte er wohl, daß es ihm unausbleiblich das Leben kosten würde, aber dieß schreckte ihn nicht zurück. Mit ruhiger Unerschrockenheit stellte er sie in die Gestalt eines Dreiecks, er selbst nahm die Spitze davon ein, und ermahnte seine Mitbürger, ihm nach, und durch die Lücke zu dringen, die er ihnen öffnen würde.

Hierauf warf er seine Waffen von sich, umfaßte und richtete gegen sich so viele Spiese der Feinde, als seine beiden Arme umfangen konnten, und indem er sie mit der ganzen Last seines Körpers niederdrückte, und in seinen Leib grub, machte er dadurch in den feindlichen Schaaren, die zuvor enge geschlossen nicht angegriffen werden konnten, eine Oeffnung. Die Schweizer, durch das entschlossene Beispiel ihres heldenmüthigen Mitbürgers angefeuert, stürzen sich mit Wuth ihm nach, hauen ein, drängen zurück, werfen nieder; der Tod geht vor ihnen her, allenthalben verbreiten sie Unordnung; die Niederlage der Feinde wird allgemein, und

von dem Augenblicke an — erklärte sich der Sieg für die gute Sache der Schweizer. —

56. Der Kampf für Fürst und Vaterland.

Im dreißigjährigen Kriege rückte Georg Friedrich, Markgraf von Baden, ein Fürst groß am Geiste, Herz und Waffenruhm, der in der allgemeinen Noth nicht sich, sondern allein das Vaterland sah, mit 20,000 Mann eigener Krieger aus, der fürchterlichen Uebermacht Kaiser Ferdinands die Spitze zu biethen. In der Schlacht bei Wimpfen am Neckar im Jahre 1622. den 6. Mai stieß die vereinigte österreichisch=spanische Macht, überzählig an Schaaren, und wohl ausgeruht, auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer.

Die Badner, von Georg Friedrich selbst angeführt, rangen mit Riesenkraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Unterstützt durch Herzog Bernhard von Weimar, und durch Magnus von Würtemberg, unter welchem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst mitten im Schlachtgetümmel den Tod des Helden starb, hatte der Sieg schon ganz für diese Tapfern entschieden, als dennoch zuletzt durch den unglücklichen Umstand, daß Feuer unter ihren Pulverwagen auskam, und die Geleitswagen Georg Friedrichs in tausend Trümmer zerstäubten, ein Theil seines Heeres sogleich zerschmettert todt hinsinkt, der andere wankt, in Verwirrung kömmt, und flieht. Der Markgraf weicht endlich, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, mit blutigem Schwerte von dem Schlachtfelde, nachdem er alle Kunst des Feldherrn, und alle Kühnheit des Kriegers umsonst erschöpft hatte. Nur 400 Bürger von

Pforzheim, die ihm unter dem Bürgermeister Deimling als Hauptmann zur Leibwache, welches das weiße Regiment genannt wurde, gefolgt waren, stellten sich, um den Feind von der Verfolgung ihres Fürsten zurückzuhalten, allein noch gegen das ganze österreichisch-spanische Kriegsheer, und fochten da mit dem Muthe solcher, die ein für allemal ihrem Leben entsagt haben. Zweimal wird ihnen von dem kaiserlichen Feldhauptmann Tilly Leben und Gnade angebothen, die sie aber jedesmal kalt und ruhig von sich abwiesen.

Voll von dem Gedanken: „Du hast uns alles gegeben, du theures, heißgeliebtes Vaterland! Hier! wo es dir gelten muß oder uns, in der schweren Stunde der Prüfung — sieh wir unterliegen ihr nicht — hier nimm deiner Gaben größte von uns zurück — unser Leben und unsern Fürsten!“ kämpfen und sterben Vierhundert, als wär's Einer.

57. Muthvolle Entschlossenheit eines baierischen Kriegers.

Geistesgegenwart und muthvolle Entschlossenheit eines einzigen Mannes, hat schon oft zum Siege geführt. Ein Beispiel hievon liefert uns die Geschichte des russischen Krieges. In der fürchterlichen Schlacht bei Polozk, wo sich die Tapferkeit der baierischen Krieger auf's neue bewährte, mußte ein baierisches Regiment eine steile, festverschanzte Anhöhe erstürmen, worauf sich eine russische Besatzung mit einigen Kanonen befand. Fast unübersteiglich waren die Pallisaden und Schanzgräben, worüber das tapfere Regiment setzen sollte. Fürchterlich und todverkündigend war der feindliche Kanonendonner von der Höhe herab, auf die wüthenden Stürmer, die

sich aller Anstrengung ungeachtet, vergebens bemühten, die vom Feinde besetzte Anhöhe zu erreichen. Auch die Natur war ihnen in der Ausführung ihres Vorhabens nicht wenig ungünstig. — Endlich gelang es einem Sergeanten die Verschanzungen zu überklettern — er erreichte unbeschädigt, und vom Feinde unbemerkt die Anhöhe, stürzte sich in die letzte Verschanzung, woraus die russische Artillerie so viele seiner braven Kameraden todt zur Erde gestreckt hatte — aber wie staunte er, als er sich ganz allein mitten unter der feindlichen Besatzung sah. Doch er faßte sich muthvoll, und rief der Besatzung mit donnernder Stimme zu: sie solle sich alsogleich ergeben! Dieser Zuruf that die erwünschte Wirkung. Die Feinde, welche sich schon überrumpelt und gefangen glaubten, hörten zu feuern auf, und legten ihre Waffen nieder. Diese Waffenstille benützten augenblicklich die Baiern, sie kletterten, Offiziere und Soldaten, schnell die Höhe hinauf, und nahmen nun Besitz von diesem so wichtigen militärischen Punkte, wohin ihnen ein einziger muth- und geistvoller Mann den Weg bahnte.

Der Kommandirende, welcher von diesem gelungenen kühnen Unternehmen umständlich unterrichtet wurde, schrieb diesen braven Sergeanten, der bei dieser Gelegenheit durch seine muthvolle Entschlossenheit seinem Regimente so viele Ehre gemacht hatte, sogleich in die Liste der ausgezeichnetsten tapfersten Männer, und der König, welcher die Tapferkeit nicht unbelohnt läßt, verlieh demselben gleich darauf das große Ehrenkreuz.

58. Heldenmüthige Entschlossenheit.

Am Ende des Jahrs 1759. suchte der Anführer einer Abtheilung französischer Truppen die Stadt Her-

born im Westphälischen, worin sich eine schwache Besatzung von den Allirten befand, zu überrumpeln. Er kam vor Tagesanbruch mit seinem Korps in der Nähe derselben an, ohne daß die Besatzung das geringste bemerkt hatte. Man öffnete das Thor, ein Jäger und ein Husar kamen heraus, und machten die Runde. Der französische Befehlshaber, der mit einigen seiner Truppen ganz nahe war, legt sich mit denselben im Gebüsche zur Erde, und ließ diese Runde vorbei gehen, die sogleich abgeschnitten, und gefangen genommen wurde. Der Anführer der Franzosen forderte von den Gefangenen, sie sollten ihm das Thor öffnen, oder er würde sie zusammenhauen lassen. Der Husar wankte, und ließ sich überreden. Der Jäger aber gab auf diese Drohungen die entschlossene Antwort: Ich will lieber sterben, als meine Kameraden und mein Vaterland verrathen. Unverzüglich ward er niedergehauen. So handelte ein Deutscher mit Vorbedacht und Ueberlegung! Schade, daß der Name des edeln Mannes nicht bekannt geworden ist.

59. Achtung gegen die Obrigkeit und die Landesgesetze.

Agesilaus, dieser rechtschaffene und tapfere König der Spartaner, war auch ein Muster des Gehorsams gegen die Gesetze seines Vaterlandes. In Sparta gab es außer dem Rathe der Alten, der aus 30 Personen bestand, und den Königen, noch 5 obrigkeitliche Personen, welche Ephoren hießen. Diese hatten die Pflicht auf sich, darüber zu wachen, daß der Rath der Alten, und die Könige ihre Gewalt nicht mißbrauchten, und sie konnten diesen auch Befehle geben. Agesilaus

befand sich gerade in Geschäften in Asien, als ein Krieg in Griechenlande ausbrach, und die Ephoren zu Sparta dadurch veranlaßt wurden, ihm den Befehl zu ertheilen, daß er sogleich nach Hause kommen soll. Er antwortete sogleich darauf: „Wir haben einen großen Theil von Asien erobert, die Barbaren in die Flucht geschlagen, und starke Zurüstungen in Jonien zum Kriege gemacht; da ihr mir aber befehlet zurückzukommen, so folge ich gleich diesem Briefe nach, der euch von meinem Abmarsche benachrichtigt, und ich würde noch vor ihm eintreffen, wenn es möglich wäre. Ich habe das Kommando nicht für mich, sondern für mein Vaterland und dessen Bundesgenossen übernommen, und ich weiß, daß ein General diesen Namen nicht verdient und mit Wahrheit verdient, wenn er sich den Gesetzen nicht unterwirft.

60. Gemeingeist.

Als im ersten punischen Kriege die Römer den Vorsatz faßten, ihre Herrschaft auch über das Meer auszubreiten, so wurde in kurzer Zeit eine Schiffsflotte erbauet, um die große Seemacht der Carthaginenser damit anzugreifen. Aber dabei ging es, wie bei den Versuchen des einzelnen Menschen. — Er muß oft erst durch Schaden klug werden, bis seine Einsichten sich vervollkommnen. Nach und nach fängt er an, seine Fehler zu bemerken und ihren Nachtheil zu empfinden. Er macht neue Versuche, verbessert die alten Fehler, und gelangt um so schneller zur Vollkommenheit, je größer sein Muth ist, etwas Wichtiges auszuführen. Dasselbe ist der Fall auch bei ganzen Nationen. —

Die römische Flotte ging mehr als einmal völlig

verloren, und zwar durch die Unerfahrenheit ihrer Admirale, welche bei der Uebermacht eines im Seewesen geübten und gebildeten Feindes mehr auf ihren Muth, als ihre Geschicklichkeit rechneten, die gefährlichen Oerter des Meeres zu wenig kannten, und oft dem Sturmwinde trotzen wollten.

Alle diese Unglücke schlugen indeß den Muth des römischen Volkes nicht nieder. Der Senat beschloß nun, vor der Hand nicht weiter zu Wasser gegen den Feind zu fechten. Allein in der Folge zeigte es sich, daß die Insel Sicilien unmöglich ohne eine Flotte behauptet werden könne, und man ließ sich nun die nochmahlige Ausrüstung einer Flotte äußerst angelegen sein. Aber der öffentliche Schatz war bereits erschöpft. Woher sollten die Kosten bestritten werden? — Sieh, da vereinigten sich sogleich einige Bürger mit unbeschreiblichem Eifer zum Dienste ihres Vaterlandes. Die Rathsherren gingen mit guten Beispielen voran, und die reichsten unter ihnen ließen auf eigene Kosten jeder ein Kriegsschiff erbauen. Andere Bürger folgten diesem Beispiele und legten sich eine freiwillige Schatzung auf, so daß von dem Gelde, welches mehrere Personen von ihrem Vermögen zusammenschossen immer ein Schiff erbaut werden konnte.

Auf diese Art wurde endlich eine Flotte von 200 Schiffen ausgerüstet, und der Republik fiel dabei nichts weiter zur Last, als daß sie den Bürgern das ausgelegte Geld unter günstigen Umständen wieder erstatten mußte.

Rom behauptete nun durch seine neue, im vortrefflichen Stande befindliche Flotte Sicilien, und zwang die Charthaginienser zu einem ehrenvollen Frieden. —

Nur durch Gemeingeist kann etwas Großes in der Welt geleistet werden. Wenn mehrere Glieder im Staate ihre Kräfte vereinigen, und vom gemeinschaftlichen Geiste beseelt ein Werk beginnen, so ist keine Schwierigkeit so groß, die nicht überwunden, kein Unternehmen so schwer, das nicht ausgeführt werden könnte. Gemeingeist sollte die herrschende Gesinnung in der menschlichen Gesellschaft sein.

61. Selbstaufopferung des Königs Kodrus.

Unter der Regierung des letzten athieniensischen Königs Kodrus fielen die Dorienser, ein Schwarm herumziehender Griechen, in das athieniensische Gebieth, und drohten der Hauptstadt Athen mit einem furchtbaren Angriffe. Der König zog ihnen an der Spitze seiner Bürger entgegen; es kam zu einigen blutigen, aber nicht entscheidenden Gefechten. Jetzt verbreitete sich die Sage, diejenige Parthei werde siegen, deren König fallen würde. Man hielt dieß für einen Orakel= (heidnischen Götter=) Ausspruch, und sowohl die Athienienser, als ihre Feinde glaubten daran. Die ersten waren in Sorgen, den Sieg über ihre Feinde so theuer, mit dem Verluste ihres guten Königs, erkaufen zu müssen; und in der feindlichen Armee wurden die strengsten Befehle ertheilt und alle Vorsicht angewendet, ja das Leben des Königs von Athen zu schonen.

Kodrus, dem die Erhaltung seiner Mitbürger theurer als sein Leben war, hörte kaum, daß die Entscheidung dieses Krieges von seinem Leben abhange, als er sogleich den großmüthigen Entschluß faßte, sich für sein Vaterland freiwillig aufzuopfern. Er theilte ihn sei=

nen Mitbürgern mit, und weder ihre Bitten noch ihre Thränen konnten ihn zurückhalten, ihn auszuführen.

Da er im offenen Gefechte die feindliche Schonung befürchtete, so legte er seinen Schmuck und alle Zeichen seiner königlichen Würde ab, verkleidete sich in einen Holzhauer, verließ seine geliebte Vaterstadt, und begab sich in dieser Verkleidung in das feindliche Lager. Hier wurde er schon von den Vorposten angehalten. Indem er nun einem von diesen Soldaten den Säbel, welcher nach Art einer Sichel gekrümmt war, aus den Händen reißen wollte, so brachte er denselben so wider sich auf, daß ihn dieser auf der Stelle niederstieß.

Kurz darauf kamen einige Gesandte der Athenienser ins feindliche Lager, und erbathen sich den Leichnam ihres erschlagenen Königs. Dieß setzte die Feinde in die äußerste Bestürzung. Die Sache wurde untersucht, der Leichnam des Königs fand sich, man ließ ihn, nach damahliger militärischer Sitte, auf Schildern und Spießen forttragen, und mit einem Male verbreitete sich eine solche Muthlosigkeit im feindlichen Heere, daß es alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufgab, und sich von den Mauern Athens zurückzog.

62. Das brennende Schiff.

William Todd, Kapitän auf dem englischen Admiralschiffe Königinn Charlotte — das 110 Kanonen und 1200 Mann Besatzung zählte, segelte am 17. März 1797 von Livorno, wo es vor Anker gelegen hatte, ab. Als dasselbe zwei Seemeilen vom Hofe entfernt war, enstand durch ein in's Heu gefallenes brennendes Stück Lunte Feuer, und die Flamme griff so schnell um sich, daß keine Rettung möglich war. Todd,

der auch bei dem größten Unglücke seine Fassung behielt, ließ sogleich die Pulverkammer mit Wasser anfüllen, und traf alle möglichen Anstalten, das große, mit so vielen Menschen angefüllte Schiff zu retten; aber die Flamme griff so schnell um sich, daß alle Theile des Schiffes in Brand geriethen, auch die Kanonen nach und nach angezündet wurden und losgingen. Unter diesen Umständen konnte von außen her nur geringe Rettung kommen; denn die auf Booten aus der übrigen im Hafen liegenden, englischen Flotte herbeieilenden Seeleute befürchteten, die losgehenden Kanonen, die jedoch nur mit Pulver geladen waren, seien scharf geladen; und so wagten sich also nur diejenigen an's brennende Schiff, die vom Geiste ihres großen Landsmannes Todd beseelt waren. Unter letzteren zeichnete sich ein Matrose durch seine edle Liebe für seine unglücklichen Kameraden sehr schön aus. Er schwamm nämlich von seinem Boote aus fünfmal an's brennende Schiff, packte jedesmal einen herunterspringenden Landsmann, und trug ihn schwimmend auf seinem Rücken an das Boot.

Als er diese edle That zum sechsten Male verrichten wollte, ward er ohnmächtig, sank unter, und — ertrank.

So wurden durch angestrengte Bemühungen noch 209 Menschen gerettet. Auch Todd hätte auf diesem Wege dem schrecklichsten Tode entgehen können; aber dieser vortreffliche Offizier hielt es für Pflicht, als erster Mann des Schiffs der Letzte darauf zu bleiben, und zur Rettung desselben auch das letzte Mittel zu versuchen. Der Eifer für seine Pflicht und seine Vaterlandsliebe waren so groß, daß er, rings umher von

Flammen umgeben, mit kaltem Blute den Bericht an den Admiral Keith über die Entstehung dieses Unglückes schriftlich, und zwar gedoppelt aufsetzte, und beide Papiere zwei sich rettenden Matrosen einhändigte. So fand endlich auch Todd selbst den Heldentod in den Flammen, und mit ihm kamen 837 Mann auf eine eben so traurige Art um's Leben, worunter viele blühende Jünglinge aus den vornehmsten englischen Häusern waren, die sich, um den Seedienst zu lernen, auf dieses Schiff begeben hatten.

63. Edle Handlung zweier baierischer Soldaten.

Bei der Belagerung von Groß-Glogau wurde am 10. November 1806 eine alte Frau mit einem dreivierteljährigen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme auf die Oderbrücke gestoß en. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. Sie konnte also weder vor- noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke eine Nacht hindurch Todesangst aushalten, auch war sie bei der damaligen durchdringenden Kälte noch der Gefahr ausgesetzt, in Schlummer zu gerathen, und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die hinter der Fallbrücke stehenden Preußen die Nacht hindurch ununterbrochen über dte Oder auf die baierischen Soldaten feuerten.

Als man sie bei Tages Anbruche in dieser schaudervollen isolirten Lage, auf dem schmalen Raume, zwischen den Kämpfenden erblickte, entschlossen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom königlich baierischen Infanterie-Bataillon

Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftiget sei, das Feuer auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr wagten Ziegler und Klaiber über einen schmalen schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern, und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich.

Baierns König, der geliebte Vater seines Volkes, ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl bestimmte jedem dieser beiden braven Männer, welche selbst in den Umgebungen des Elendes und der Verzweiflung sich gedrungen fühlten mit eigener Aufopferung der leidenden Menschheit beizustehen, soll ein authentisches Zeugniß über ihre edelmüthige Handlung mit einer genauen Beschreibung derselben, und eine Gratifikation von 20 Dukaten zugestellt werden.

64. Edelmüthige Schonung.

In einem Gefechte zwischen den Franzosen und Russen auf dem St. Gotthardsberge, drang ein junger feuriger Franzose in der Hitze des Handgemenges zu rasch vor, und sah sich unvermuthet von Kosaken umringt. Er hörte aber deßhalb nicht auf, sich zu vertheidigen. Plötzlich dringt ein junger Kosaken-Offizier, den sein Widerstand erbitterte, durch die kämpfende Menge auf den Entkräfteten zu, und schwingt den Säbel um ihm den Kopf zu spalten. Doch in demselben Augenblicke wird er gewahr, daß sein Gegner nur einen Arm habe. Statt auf ihn einzuhauen üßet er ihn nach militärischer Sitte, und ruft seinen

Soldaten zu: Zurück Kameraden! das ist ein braver Mann, der muß am Leben bleiben. Der Franzose reichte ihm den Degen, und er nimmt ihn an. Dieser will auch Börse und Uhr hinzufügen. Nein, sagte der Kosake, behalte, was du hast, damit du deinen Arm pflegen kannst. Gott sei mit dir!

65. Die Schildwache.

Der berühmte engl. General Elliot ritt eines Tages bei der Belagerung von Gibraltar, als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst herum die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannövrischen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff, noch dasselbe präsentirte, sondern unbeweglich wie eine Bildsäule da stand. „Kennst du mich nicht, mein Sohn! — redete ihn der General an, — oder warum beobachtest du sonst deine Pflicht nicht?" Der Soldat erwiederte mit aller Fassung: „Ich kenne Ew. Exzellenz und meine Pflicht sehr gut; aber so eben sind mir einige Finger aus der rechten Hand geschossen worden, daher bin ich außer Stand meine Pflicht zu beobachten." — Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen? fuhr der General fort. „Weil es in Deutschland", — antwortete der brave Soldat, — „nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöset wird." Mit sichtbarer Rührung stieg der gefühlvolle General augenblicklich vom Pferde, und sagte: „Gieb mir dein Gewehr und Patrontasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst." Der Soldat gehorchte, ging aber zuerst an die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stünde, und äußerte: man möchte denselben ablösen,

und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu fernern Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet, und erhielt von dem Generale, der den Vorfall unverzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die Invaliden und mit ihnen auch unser Hannoveraner in London ankamen, verlangte der König Georg III. den braven Deutschen zu sehen, und da er ihm vorgeführt ward, unterredete er sich mit ihm eine Zeitlang, beschenkte ihn königlich, und begnadigte ihn zugleich mit einer Fähndrichsstelle unter den Hannöver'schen Landtruppen.

66. Nur christliche Rechtschaffenheit, christlicher Muth und christliche Treue machen einen braven Soldaten.

In einem der letzten Kriege vergieng sich ein böhmisches Dorf so sehr, daß die Einwohner mit einigen österreichischen Truppen zugleich auf die Preußen schossen. Nach den Kriegsgesetzen steht die Plünderung und Anstekung darauf. Ein menschenfreundlicher Prinz aber milderte die Strafe bis zur Fouragirung. Ein gewisses Kürassier-Regimene ward beordert, die Fourage einzuholen. Ein Commando fiel also in ein Bauernhaus, belud seine Pferde mit Fourage, und fing nachher an zu plündern, wozu doch keine Ordre gegeben war. Einer unter ihnen widersetzte sich diesem Unwesen. „Kameraden! sprach er, thut das nicht. Dazu haben wir keine Ordre. Denkt doch menschlich. Ihr seid ja keine Barbaren, Türken und Heiden. Das Bischen Fourage verschmerzen die Leute wohl noch. Nehmen

wir ihnen aber Wäsche, Kleider und Hausgeräthe, so sind sie verloren."

Er ward ausgelacht. Sein Herz aber quoll von neuem, und der Mund ging davon über. „Liebe Kameraden! bedenkt doch einmal, wie uns das gefallen würde, wenn man mit unsern Weibern und Kindern so umgehen wollte. Laßt doch den Leuten, diesen armen Menschen, das Nothwendigste! Wir sind ja keine Kroaten oder Panduren."

Er predigte abermal tauben Ohren. Sie fuhren fort zu plündern, dadurch ward der gute Mensch so aufgebracht, daß er den Säbel zog, und sagte: „Laßt ihr's nicht bleiben, so habt ih'rs mit mir zu thun, und diesen Abend zeige ich's an. Ihr zwingt mich, an euch zum Verräther zu werden." Diese Bravour rührte sie dergestalt, daß sie alles abpackten und den Leuten wiedergaben.

Sie kamen zurück.

Der Kommandeur erfuhr etwas davon und ließ den braven Menschen rufen. „Sag' mir aufrichtig, sprach er, was ist bei der Fouragirung vorgegangen?" Er erzählte alles genau und auf das ehrlichste, ohne jemand zu nennen. „Du hast, versetzte der General, als ein braver Soldat gehandelt. Das ist der Wille deines Königs nicht, mit den armen Unterthanen zu kriegen. Sag mir aber, wer waren die Unmenschen, die doch plünderten?" „Ach, Herr General! Ich bin Ihnen allen Gehorsam schuldig, aber damit verschonen Sie mich. Sie haben's ja wieder zurück gegeben. Sie wissen, im Kriege geht's nicht immer so ordentlich zu. Lassen Sie es gut sein."

„Nun braver Kerl, versetzte der General, da ist ein Thaler, und wenn dir ein Unfall begegnet, so wende dich an mich.

* * *

Es war edel und schön, daß sich dieser Mensch der Plünderung widersetzte; aber noch schöner und edler war es, daß er seine Kameraden nicht verrathen wollte. —

67. Der tapfere Friedrich der Zweite, König von Preußen in der Schlacht bei Torgau.

In der Schlacht bei Torgau kommandirte der König den linken Flügel der Armee und unternahm den ersten Angriff auf die österreichische Stellung, wo der General Ziethen sich erst gegen Abend der Siptitzer Höhen bemächtigte, welches dann die Schlacht zum Vortheile der preußischen Armee entschied.

Da die Nacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachfeuer angemacht. Gegen Morgen kam der König längs der Fronte der Armee vom linken Flügel gegen den rechten heraufgeritten, und da er beim Garde-Regiment angekommen war, stieg er vom Pferde, und stellte sich ebenfalls an's Feuer. Der König sprach viel mit den Soldaten, und lobte sie wegen ihres vorzüglich tapfern Verhaltens während der Schlacht.

Die Grenadiere, welche die Herablassung des Königs kannten, drängten sich immer näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, Rebiack, war so dreist, den König zu fragen, wo Er denn während der Bataille gewesen wäre?

Sonst wären sie gewöhnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen, und von ihm selbst in's größte Feuer geführt zu werden. Dießmal hätten sie ihn mit keinem Auge gesehen, und es wäre doch nicht gut, daß er sie verließe. —

Der König sagte hierauf dem Grenadiere mit der herablassensten Güte, daß er sich, während der Schlacht auf dem linken Flügel der Armee befunden habe, und deßwegen nicht bei seinem Regimente habe sein können.

Unterdessen hatte sich der König den blauen Oberrock aufgeknöpft, weil die Hitze des Wachfeuers ihm beschwerlich wurde.

Die Grenadiere bemerkten, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längs der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Oeffnung noch am Oberrocke und an der Uniform zu sehen war. — Voll Enthusiasmus und Bewunderung riefen sie nun aus: „Du bist doch noch der alte Fritze! Du theilst jede Gefahr mit uns! für Dich sterben wir gern!"

68. Die Seeschlacht.

Der König von Dänemark, Christian IV. lieferte im Jahre 1644 mit seiner Flotte der schwedischen eine Schlacht. Während des Treffens war das Schiff, auf welchem sich der König befand, gewöhnlich im stärksten Feuer. Er selbst stand auf dem Verdecke mit dem Degen in der Hand, gab Befehle und ermunterte zum Muthe und zur Tapferkeit. Eine Kanonenkugel tödtete seinen Nebenmann und riß Stücke von der Schiffswand los. Diese trafen den König in's Gesicht, schlugen ihm ein Auge aus und einige Zähne in den Mund

hinein, und warfen ihn mit Blut bedeckt darnieder. Als das Volk dieß gewahr wurde, vergaß es sich und die Schlacht.

„Der König ist erschossen!" war der allgemeine Ausruf. — „Nein, rief der König, sich emporrichtend, Gott hat mir noch Leben, Muth und Kraft genug erhalten meinem Volke beizustehen, so lange noch ein jeder seine Pflicht gleichfalls erfüllen will." Er ergriff darauf seinen Degen wieder, nahm seine vorige Stellung, ließ sich im Beisein aller abtrocknen und verbinden, und blieb sodann mit verbundenem Gesichte und mit dem Degen in der Hand stehen, bis der Sieg und die Schlacht erkämpft, und gewonnen war.

69. Die Schlacht bei Kollin.

So sehr Friedrich der Grosse, König von Preußen die Tapferkeit schätzte und belohnte; so sehr haßte und bestrafte er die Feigherzigkeit. —

Während der Schlacht bei Kollin hielt der König hinter seinem linken Flügel auf einer Anhöhe, von welcher er alles genau übersehen konnte. Hier ward er gewahr, daß, indem das normannische Dragonerregiment auf die feindliche Infanterie nicht allein eingehauen, und sie gänzlich geschlagen hatte, sondern auch noch vorwärts rückte, ein Dragoner von eben demselben Regimente im vollen Jagen nach eben der Gegend wo der König hielt. Er schickte sogleich einen Feldjäger nach ihm, der den Dragoner zu ihm bringen sollte, damit er erführe, warum dieser so schnell zurück eilte. Der König fragte ihn, als er ankam, sehr schnell, warum er so eilfertig zurückreite, und wie er heiße. — Ganz erschrocken antwortete dieser: „Euer

Majestät, die Schlacht ist verloren, und ich heiße Neumann." — Erzürnt rief der Monarch ihm zu: „Reit im Augenblicke zu deinem Regimente, welches noch in voller Arbeit ist; sage aber niemanden, daß du ein Schurke bist." Nach der Schlacht sandte er ihn zur Festungsarbeit nach Schweidnitz.

70. Die Uhrkette mit der Bleikugel.

König Friedrich erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus dem Hange, groß zu thun, eine Uhrkette trüge, woran nur eine Bleikugel hienge. Er wollte sich selbst davon überzeugen, und ließ deßhalb eine Veranlassung veranstalten, die den Korporal dem Könige in den Wurf führte. — „Apropos, Korporal, rief ihm „der König zu, ihr müßt doch ein braver Kerl sein, „daß ihr euch von euerm Solde schon eine Uhr erspart „habt?" — Der Korporal antwortete: „Brav schmeichle ich mir zwar zu sein, aber die Uhr hat nicht viel „zu bedeuten." — Der König zog seine goldene Uhr hervor, und sagte: „Meine Uhr zeigt fünf, wie viel „zeigt die eurige?" —

Der Korporal zog behend seine Bleikugel am Uhrbande heraus, und sagte: „Euer Majestät, die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie „mir den Tod, den ich einst für Euere Majestät sterben „werde." — Der König gab ihm darauf die seinige, mit den Worten: „Damit ihr auch täglich eine von den „Stunden sehen möget, in der ihr für mich sterben wer„det, so nehmet die meinige."

71. Der wohlthätige Jude.

In einem Gasthause zu Frankfurt am Main waren während eines der Kriege mit den Franzosen einige Offiziere versammelt, welche sich sehr beklagten, daß sie mit ihrem Gelde nicht ausreichen könnten. Einer unter ihnen, welcher eine lange Zeit still und schwermüthig da gesessen hatte, unterbrach sie: „Ach, meine Herren! „sagte er, was klagen Sie denn? Denke Sie sich meine „Lage. Ich habe von den Meinigen keinen Heller Zu„schuß, bin erst seit kurzem Offizier, habe keine Equipa„ge, habe noch keinen Sold als Offizier empfangen, und „zu dem allen ist mein Pferd noch lahm, und ich sehe „keine Möglichkeit, einen einzigen von diesen Umständen „abzuändern.“ Alle gestanden, daß er weit übler daran sei, als sie alle, und bedauerten ihn.

Ein Jude hatte dieß alles mit angehört. Als der junge Offizier hinaus gieng, so folgte er ihm. „Herr „Lieutenant, sagte er, Ihre Erzählung hat mich gerührt, „ich wünsche, Ihnen dienen zu können.“ — Der Lieutenant dankte für sein Anerbiethen, und sagte, er sei schon von Jugend auf viele Noth gewohnt, und könne nichts von ihm annehmen, da er nicht wissen könne, ob er jemals im Stande sein werde, es wieder zu bezahlen. Der Jude suchte ihm alle seine Besorgnisse zu nehmen, und drang ihm, so sehr er sich auch weigerte, ein kleines Päckchen auf, in welchem hundert Thaler in Golde waren, und entfernte sich dann sehr schnell. Am andern Morgen in aller Frühe, trat der Hausknecht zum Lieutenant, und sagte, daß das schöne Pferd da sei, welches er gestern von dem Juden erhandelt habe. Der Lieutenant erstaunte. Das ist ein Irrthum, sagte er, ich habe kein Pferd erhandelt. — Nein, nein, antwortete

der Hausknecht, es hat alles seine Richtigkeit, das Pferd gehört Ihnen, und ist bereits in ihren Stall gezogen.

Der Lieutenant wollte sogleich zu dem fremden Juden, und weitere Erkundigung einziehen; allein der Hausknecht sagte ihm, der Jude sei bereits vor Tagesanbruch abgereiset, und ließe sich ihm nochmals empfehlen.

72. Zartgefühl.

Der berühmte französische Marschall Türenne bemerkte in seiner Armee einen Offizier von alter Familie, der aber arm, und sehr schlecht beritten war. Er bath ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit bei Seite, und sagte voll Güte zu ihm: Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht ein wenig dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem Generale nicht abschlagen werden. Ich bin alt, fuhr er fort, und zuweilen etwas kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eines bei ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzugroßes Opfer zu verlangen, so würde ich mir es von Ihnen ausbitten. Der Offizier antwortete bloß durch eine Verbeugung, holte sogleich sein Pferd, und führte es selbst in Türenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eines der schönsten und besten von der ganzen Armee. Wie sehr mußte sich der Offizier diesem edeln Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniß so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband.

73. Trefflicher Verweis.

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Supe-

riorität gesprochen, müssen sie eher erbittern, als bessern. Auch hier giebt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja, wodurch seine Wirkung vielmehr nur größer und sicherer gemacht wird.

Turenne, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut aufs Verweise geben. Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloß, das sie im Sturme erobert hatten. Sie fanden in demselben eine Frau von bewunderungswürdiger Schönheit, und brachten diese, als den besten Theil der Beute, ihrem Feldherrn. Turenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. — Hier, mein Herr! sagte er, empfangen Sie ihre Gattin zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie dieselbe zu mir, ihrem Feldherrn.

74. Der gewissenhafte Wiedertäufer.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Stamville ausgeschickt, um Fourage für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Eskadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte.

Er ward indeß eine armselige Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Wiedertäufer mit einem eisgrauen Kopfe heraus. Vater, redete ihn der Offizier an, zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können. — Sogleich, erwiederte der Alte, both sich

ihnen selbst zum Wegweiser an, und führte die Eskadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. — Hier ist das, was wir suchen, rief der Rittmeister. — Noch einen Augenblick Geduld, — rief der Greis, — und Sie sollten befriedigt werden. —

Sie marschirten also weiter, und langten nach einer Viertelmeile Weges bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: Guter Vater! ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser, als dieses! — Das kann wohl sein, versetzte der Alte, aber es gehörte nicht mir. —

75. Uneigennützigkeit.

Unter andern vortrefflichen Eigenschaften des berühmten französischen Generals Desaix zeichnete sich besonders auch seine Uneigennützigkeit aus.

Nach beendigtem Feldzuge vom Jahre 1796, wo die französische Armee eine geraume Zeit in den reichsten Gegenden Deutschlands zugebracht hatte, kam er so arm zurück, daß er bei der Abreise von Neubreisach nicht einmal so viel Geld bei sich hatte, um die Zeche bezahlen zu können, sondern einen Freund um die Berichtigung derselben in seinem Namen bitten mußte. Wenn mit irgend einem Fürsten Frieden geschlossen wurde, pflegte man gewöhnlich den ersten Generalen Geschenke zu machen. Desaix schlug sie beständig aus, indem er sagte: Was andern erlaubt ist, dürfen sich diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befeh-

len haben. Dieß verschaffte ihm auch bei Feinden Achtung und Ehrfurcht.

Als eines Tages die französischen Truppen unerwartet in eine Gegend von Süddeutschland einrückten, glaubten die Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Einige aber unter ihnen erkannten Desaix, und riefen den übrigen zu: Wir können nun bleiben, es ist der General Desaix, er wird unsere Hütten beschützen.

76. Nächstenliebe.

Verlassen von aller Hülfe, durchwachte ein preußischer Soldat, sein Name ist Eckert, die lange Nacht nach dem traurigen Tage, an welchem die blutige Schlacht bei Auerstädt vorfiel. Eine Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert, und die unsäglichen Schmerzen warfen ihn in einer abgelegenen Gegend am Fuße eines Hügels nieder. Kaum vermochte er noch das aus der Wunde fließende Blut zu stillen; doch der Gedanke an sein junges Weib, und an eine mögliche Rettung, hieß ihn noch alle seine übrigen Kräfte anstrengen. Vergebens! — Schon waren mehrere Stunden verflossen, und noch hatte er kein lebendes Wesen gesehen; der letzte Funke von Lebenslust erlosch in seiner Brust, als er auf einmal aus der Ferne einen französischen Soldaten auf sich zueilen, und mit dessen Annäherung zu ihm das Ende seiner Leiden sah. Der Franzose war jetzt bei ihm. Er sah den kläglichen Zustand seines sterbenden feindlichen Bruders, sah, daß er ihn retten könnte. Vom Mitleide durchdrungen, warf er sich neben ihm nieder, holte eine Flasche mit Brantwein aus der Tasche, und verband, mit Hülfe seines eigenen Tuches, die

Wunde so gut, als er es vermochte. Er sprach zwar nur wenig deutsch, aber es fehlte ihm nicht an tröstenden Worten, und auch bei dem Verwundeten erwachte mit seiner verbesserten Lage die Lust zum Leben wieder. Sein Wohlthäter verließ ihn gestärkt mit der Versicherung, daß er aus dem nächsten Dorfe einen Wagen für ihn holen wolle. Der Preuße weinte Freudenthränen; die mehr als großmüthige Behandlung von einem Fremden, aus einer mit seinem Könige gerade in Feindschaft begriffenen Nation wirkte eine Ueberraschung, die ihm im Innersten wohl that. „Was kann ich von meinen Freun„den erwarten,“ — sagte er zu sich selbst, — „wenn „schon meine Feinde mich so gut behandeln! Ja, so lange „wir Menschen finden, finden wir auch wirklich mensch„lich Gesinnte.“ — Solche und ähnliche Bilder einer bessern Zukunft beschäftigten seine Phantasie, als er hinter sich Fußtritte vernahm, er glaubte seinen Retter schon wieder zu sehen, und bog sich lächelnd nach ihm hin. — Es war ein Soldat von seinen eigenen Landsleuten. — „Hast du Geld?“ schrie dieser rohe Krieger, und zuckte sein Mordgewehr — „Nichts als mein Le„ben“ — entgegnete der Preuße. — Mit wilder Gebehrde fieng jetzt der Unmensch an, dessen Taschen zu durchsuchen, und da er auf der einen Seite nichts von Bedeutung fand, so stieß er ihn unbarmherzig mit dem Fuße auf die andere Seite, wo er nur wenige Groschen erbeutete; — und dann, fluchend, den unglücklichen Menschen verließ, dessen Schmerzen er durch seine schändliche Behandlung vergrößert hatte. Als der gefühlvolle Franzose zurückkam, sah er schon an den schmerzlichen Gesichtszügen seines Freundes, daß hier etwas vorgefallen sei; er fragte nach der Ursache seiner ver-

schlimmerten Lage, und traurig zeigte der Preuße nach dem, in der Ferne kaum noch sichtbaren Soldaten. „Er „hat mich geplündert, mit Füßen getreten," — sprach er, und Thränen des Schmerzens benetzten seine bleichen Wangen. Von edlem Zorne ergriffen, zog der Franzose seinen Säbel, die Schandthat zu rächen, schon wollte er ihm nacheilen, aber jener verschwand hinter einem Berge, und die Bitten seines leidenden Freundes bewogen ihn, zu bleiben. Nachdem er ihm seine vorige sanftere Lage wieder gegeben hatte, machte er ihm begreiflich, daß es ihm unmöglich gewesen sei, in dem nächsten ganz ausgeplünderten Dorfe einen Wagen aufzutreiben. — Nun wollte der unermüdet besorgte Soldat nach einem andern Orte gehen, und versprach alles anzuwenden, um sobald als möglich mit Pferd und Wagen wieder bei ihm sein zu können. Wehmüthig sah ihm der Preuße nach; der Gedanke an einen zweiten Ueberfall machte ihn zittern. — Ach! aber er dachte nicht, daß er den Retter seines Lebens zum letztenmal gesehen hatte. Schon fieng es an, dunkel zu werden. — Der wahrscheinlich in die Hände der Feinde gerathene Franzose kam nicht wieder. Vom Hunger gequält, raffte sich endlich der Unglückliche auf, und schleppte sich mühsam nach dem nahen, einsamen Dorfe hin, wo er auch wirklich nach einigen Stunden kriechend ankam; hier theilten die Leute das Wenige, was sie noch hatten, brüderlich mit ihm, und beförderten ihn nach einigen Tagen in das nächste Hospital, welches er, nach zwei harten Monaten, freilich auf immer verstümmelt, wieder verließ.

77. Unschuld und Tod.

Graf Ulrich von Schafgotsch, den Freunde und Feinde als einen frommen und rechtschaffenen Mann rühmten, wurde im Jahre 1635 nach der damaligen Reichsstadt Regensburg gerufen. Er war General der kaiserlich-österreichischen Soldaten in Schlesien, und sollte sich wegen der Verwaltung seines Amtes verantworten. Gute Freunde riethen ihm, daß er nicht nach Regensburg reisen sollte. Vor dem Richterstuhle meines Gewissens, sagte er, bin ich unschuldig, es wird mir also leicht werden, mich vor dem Richterstuhle der kaiserlichen Gesetze zu rechtfertigen.

Er reisete; kaum war er in Regensburg angekommen, umgab ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Soldaten seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. von ihm den Degen. Ich habe meinen Degen, sprach er, bisher mit Ehren getragen, ihn vom Kaiser empfangen, und werde ihn nie einem Hauptmanne übergeben. Bald kam ein Oberst, und der Graf gab ihm ohne Widerrede seinen Degen.

Des andern Tages führte man ihn auf das Rathhaus, und stellte diese drei Fragen an ihn:

1) Ob er mit dem Könige von Schweden *) keinen geheimen Briefwechsel unterhalten habe? 2) Ob er nicht diejenigen Gelder zurückgehalten habe, die zur Versorgung einiger Regimenter in Ungarn bestimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reizen? 3) Ob

*) Dieser König war Gustav Adolph, der im Jahre 1632. den 17. Mai nach München kam, und unser Vaterland mit ungeheuern Brandschatzungen belegte.

er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten, um die Katholiken zu vertilgen?

Den Briefwechsel, antwortete der Graf, hatte ich nie im Sinne; an Zurückhaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen, dachte ich nie; und die Aufwieglung meiner lutherischen Unterthanen können alle diejenigen Katholiken widerlegen, die in meinem Hause sind.

Nun legte man ihm falsche Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, und wollte ihm eines Verbrechens gegen die Person des Kaisers beschuldigen. Wer diese Briefe geschrieben hat, erwiederte er mit Gelassenheit, der mag es verantworten; ich habe sie nicht geschrieben.

Man drohte ihm mit der Folter. — Es gibt keine Folter, sprach er, die mich zum Bekenntnisse einer Unwahrheit zwingen kann; und Wahrheit bekennt der gewissenhafte Mann seinem Richter ohne Zwang. Der Graf wurde gefoltert. Ich fühlte Schmerzen, sagte er, als die Marter vollendet war; aber mein Gewissen sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe, und dieß war alles, was er sprach.

Man gab dem Kaiser Nachricht vom Gange des Prozesses, und überreichte ihm die Papiere, auf dem alle Worte des Grafen aufgezeichnet waren. Nach einigen Tagen erschien ein Offizier mit etlichen Abgeordneten in seinem Zimmer, und sagte ihm, daß er auf kaiserlichen Befehl zum Tode verurtheilt sei. Unerschrocken und mit der heitersten Gemüthsruhe sagte er: Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt war; wohl meinen Feinden, sie werden es bald trinken können! Weit umher hatte man an des Grafen Prozeß innigsten

Theil genommen, und das unerwartete Todesurtheil machte auf jedermann tiefen Eindruck.

Er verlangte einen Geistlichen. Der Offizier, mit dem er sich unterdessen rührend unterhalten hatte, fragte ihn, ob er nicht lieber in diesem Zimmer sterben wollte; denn er glaubte, daß man ihm diese Gnade nicht abschlagen würde. Nein, antwortete der edelmüthige Graf; ich habe so gelebt, daß ich durch dieses schmähliche Urtheil nur mein Leben, aber nie meine Ehre verlieren werde. Ein Unschuldiger bedarf keiner Gnade; aber der Gerechtigkeit bedarf er. Es bleibe also bei der Ungnade. Ich will unter Gottes freiem Himmel sterben. Gefühlvoll entfernte sich jetzt der Offizier, und nahm mit den Abgeordneten von ihm Abschied.

Er unterredete sich mit dem Geistlichen über verschiedene Dinge, und wurde nie traurig, als wenn er von seinen Kindern redete.

Der Gedanke, daß der Edelste, den je die Erde trug, daß Jesus auch unschuldig gestorben sei, ergriff ihn mächtig, und benahm ihm jede Bangigkeit vor dem nahen Tode. Er beichtete bei offener Thüre, und empfing das heilige Abendmahl mit einer Inbrunst, daß alle Anwesenden Thränen der Rührung weinten. Nun entließ er den Geistlichen mit dem herzlichsten Danke unter folgenden Worten:

„Ich sehe meinem Lebensende getröstet entgegen; denn mein Herz hat sich zu demjenigen erhoben, der nach Gerechtigkeit richtet.“

Kaum hatte ihn der Geistliche verlassen, so bath er um Feder, Dinte und Papier.

Er schrieb Folgendes an seine Kinder:

Geliebte Kinder!

Ihr werdet diesen Brief erhalten, wenn ich nicht mehr in dieser Welt bin; denn ich werde morgen sterben. Seid fromm, seid gehorsam und fleißig, so lange ihr lebet, und vergesset die guten Lehren nie, die ich euch so oft gegeben habe. Beim Anfange und Ende des Tages unterlasset nie, der guten Vorsätze zu gedenken, die ihr Gott und mir so oft und heilig zugesichert habt. Der Gedanke an denjenigen, der in das Verborgene sieht, wird euch von jeder Verirrung zurückhalten, und euer Gewissen wird unbefleckt bleiben. Dieß ist der letzte Wunsch meines Lebens. Dank für die Liebe, die ihr mir so zärtlich erwiesen habt. Versaget mir ja die Achtung nach dem Tode nicht, mit der ihr mir in meinem Leben begegnet seid, denn ich sterbe unschuldig. Noch in dem letzten Augenblicke wird mir euer Bild vorschweben.

Lebet wohl, lebet ewig wohl, und erinnert euch recht oft eures unglücklichen Vaters

Ulrich Schafgotsch.

Er schrieb noch verschiedene Briefe an seine guten Freunde, und nahm Abschied von ihnen, dann theilte er seine Kleidungsstücke unter die Bedienten aus, ließ sich den Sarg bestellen, und bereitete sich wieder zum Tode. — Es war die letzte Nacht. Er schloß kein Auge; denn er brachte sie mit Gebethe zu. Morgens forderte ihn ein Offizier zur Richtstätte auf. Tausende von Zuschauern begleiteten ihn. Man führte ihn auf einem Wagen zum Blutgerüste. Es war ein herzzerreißender Anblick. Viele Zuschauer weinten. Er schlug die Augen nieder, bestieg mit einer bewunderungswürdigen

Standhaftigkeit die Bühne, kniete auf das Tuch, das er sich zuvor hatte aufbreiten lassen, und bethete.

Als er aufstand, segnete er seine Kinder, alle seine Freunde und Feinde, seine treuen Bedienten, und zuletzt seine guten Unterthanen; dann wandte er sich zum Obersten, der zu Pferde gegenwärtig war, und fragte „Sagen Sie mir jetzt vor aller Welt, warum ich sterben soll, denn ich bin unschuldig.“ Es ist der Befehl des Kaisers, war die Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er das zweite Mal. Es ist der Befehl des Kaisers, antwortete der Oberst wieder. Nun fragte er das dritte Mahl. Der Oberst ließ die Trommel schlagen, daß die Menge des Volkes nicht mehr ganz hören konnte, um was er fragte.

Der Graf ließ sich von seinem Kammerdiener den Oberrock ausziehen, die Haare mit einem weißen Tuche auf das Haupt binden, und sagte: So will ich mich auf den Stuhl setzen, und meines Gottes, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, geduldig warten.“

Er setzte sich, und sein Haupt fiel unter dem Schwerte des Henkers.

Die Bedienten nahmen den Leichnam vom Stuhle, legten ihn mit dem Kopfe in den Sarg, fielen auf ihre Knie, betheten, und trugen den Entseelten in das Zimmer, in dem der Graf zuvor gewohnt hatte. Noch am Tage seines Todes wurde er ohne alles Gepränge auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in Regensburg in ein gewölbtes Grab gesetzt, daß er sich in seinem Leben zubereiten ließ.

Auferſteh'n, ja auferſteh'n wirſt du,
Du Staub, nach kurzer Ruh'!

Drum schlummre edler Mann, indeß wir leben,
Und treu der Nachwelt von Dir Zeugniß geben!

78. Der gute Soldat.

In einer kleinen Stadt Thüringens liegt ein Gottesacker nahe an der Straße. Es war ein später Herbstabend, als eine Schaar feindlicher Soldaten beim Mondenschein daher wanderte, und im Städtchen Quartier suchte.

Sie gingen am Gottesacker vorbei. Einige, die sehr müde waren, folgten nach. Unter diesen Müden blieb Einer stehen, und übersah die Grabhügel, die der Mond so freundlich beleuchtete, trat näher, und betrachtete Leichensteine und Aufschriften. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich, wandte sich um, und erblickte eine Menschenfigur, die davon laufen wollte.

Halt! rief er, wer bist du, und was machst du hier? — Ich bitte, antwortete der Erschrockene, thu mir der Herr nichts Leides, ich will ihm gerne sagen, wer ich bin, und was ich hier mache. Seh' er, da ist das Grab meiner Schwester. Sie ist vor fünf Tagen gestorben. O, sie war wir so gut, so herzensgut! Er weinte.

Fürchte dich nicht vor mir, sagte der Krieger mit einer mitleidigen Stimme, und erzähle weiter.

Mein Vater war ein Nadler in der Stadt. Er lag lange krank, und konnte nicht mehr arbeiten. Meine Mutter und Schwester nährten ihn und mich mit ihrer Handarbeit; denn ich war damals noch ein Kind. Jetzt sind es sechs Jahre, daß er gestorben ist. Ach, wie meine Mutter, Schwester und ich weinten; denn er war ein recht guter Vater! Meine Schwester lehrte

mich spinnen. — Hier meine rechte Hand, sie hat keine Finger. Ich kam mit dieser Hand ohne Finger auf die Welt. Ich verdiente manchen Groschen mit dem Spinnen; und weil wir mit jedem Bissen Brod zufrieden waren, so brachten wir uns leicht durch. Vor acht Wochen brach in unserer Nachbarschaft Feuer aus. Es war Mitternacht. Der Feuerlärm weckte uns aus dem Schlafe; und als wir zwach wurden, sahen wir die hellen Flammen vor uns. Gott wie wir erschracken! Das Feuer wurde bald gelöscht; aber meine Mutter wurde vor Schrecken krank, so krank, daß sie vor 14 Tagen starb. Sie war fromm und fleißig, und so gut wie mein Vater. Ach, das war ein Jammer! Meine liebe Schwester tröstete mich, und versprach mir mit Mund und Hand, daß sie meine Mutter und Schwester zugleich sein werde, und nun — da seh' er das frische Grab! Hier liegt sie; und ich steh' einsam und verlassen da. Alles, Herr, Alles habe ich mit ihr verloren! Ich rief den Doktor, pflegte sie mit aller Liebe, bath alle Leute im Hause um Hülfe, bethete und weinte, — umsonst, sie starb am Scharlachfieber!

Thränen und Seufzer unterbrachen eine Weile seine Erzählung. — Ich wurde vor Kummer krank, und konnte ihre Leiche nicht zur Grabstätte begleiten. Heute Abends sammelte ich alle meine Kräfte, wankte zum Gottesacker, und legte diesen Blumenkranz auf ihr Grab. Lieber Gott, was soll jetzt aus mir werden!

Thränen standen im Auge des Soldaten.

Komm, sprach er tief gerührt, komm mit mir in die Stadt. Ich will sehen, daß mir mein Quartier bei deinem Hausherrn angewiesen werde. Wir wollen

dann diese Nacht beisammen bleiben, und uns trösten; denn auch ich habe einen armen kranken Vater, den ich verlassen mußte. O er drückte mich beim Abschiede so wehmüthig an sein Herz, daß ich mich dieses traurigen Augenblickes nie ohne Thränen erinnern kann.

Sie gingen in die Stadt. Bald kam der Soldat in das Quartier des Bürgers zurück, bei dem der trostlose Junge seine Wohnung hatte. Gleich beim Eintritte grüßte er den Hausherrn mit einer Freundlichkeit, mit der ihm alle Gegenwärtigen lieb gewannen.

Man trug ihm Bier und Brod an, und ersuchte ihn, nur so lauge Geduld zu haben, bis ein Nachtmahl zubereitet wäre. Sorget nicht viel, sagte er, wenn Hunger und Durst gestillet sind, will ich mich in dem Stübchen, das der Junge mit einer Hand ohne Finger bewohnt, auf das Stroh legen; denn ich bin müde. O, ich werde nie vergessen, was mir unser Pfarrer am Krankenbette meines Vaters als Lehre auf den Weg mitgab. Streit mit Muthe, sprach er, gegen den bewaffneten Feind, aber schone des wehrlosen Bürgers und Bauers, und höre nie auf Mensch zu sein, wenn du schon Soldat bist. Sei überall fromm und gut.

Wohl mir, ich habe diese väterliche Ermahnung bis hierher treu befolgt, und werde ihr nie entgegen handeln. Er verlor sich mit dem Hausherrn bald in einem langen Gespräche über seines Vaters Zustaud und des Jungen Hand ohne Finger. — Man brachte ihm Suppe und Fleisch. Erlauben Sie mir, sprach er, daß ich diese Labung in das Stübchen des Jungen tragen dürfe. Der Soldat und der Junge aßen miteinander,

erheiterten sich, vergaßen auf eine Zeit die Leiden ihres Lebens, und begaben sich zur Ruhe.

Kaum grauete der Tag, so wurde die Trommel gerührt. Der Krieger gab dem Jungen einen herzlichen Morgengruß, kleidete sich an, und sagte: „Der Soldat hat wenig Geld, aber ich gebe was ich geben kann. Hier hast du Münze. Eine Hälfte soll dein sein, und die andere Hälfte giebst du meinem Vater. Er ist weit von hier; indessen ist der Ort nicht außer der Welt. Vergiß nur den Namen des Pfarrdorfes nicht. Sei gut und fromm, sprach mein Pfarrer zu mir, und jetzt lebe wohl!

Gott sei mit dir, gutmüthiger Soldat! Dir wird es nie am innern Frieden fehlen, so lange du der Lehre deines Pfarrers getreu bleibst; und du, armer Junge, du sollst durch Leiden geprüft, und im Guten gestärkt werden.

Leser, schenke du ihm deine Theilnahme. Er verdient sie.

Einem Menschen helfen, der um Hülfe bittet, ist menschlich; aber ihm unaufgefordert helfen, ist göttlich.

79. Das wandelbare Glück.

Glück und Unglück wechseln oft so schnell im menschlichen Leben, daß uns dieser Wechsel ohne Glauben an eine allweise Vorsehung unbegreiflich sein würde; indessen ist es doch gewiß, daß der Mensch zum äußern Zustande, den wir Glück und Unglück nennen, sehr viel beitragen kann. Er kann sich gesund erhalten, und krank machen. Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, sie ausüben, oder vernachläßigen, und müßig zusehen;

er besitzt das Vermögen, Vortheile und Beschwerden gegen einander abzuwägen, seine Begierden zu mäßigen, zu wählen, und die Wahl vorsichtig oder unklug, standhaft oder wankelmüthig, eifrig oder kaltblütig auszuführen.

Freilich mangelt es der Jugend an Erfahrung; aber es mangelt ihr auch oft an der Einsicht, nach dem Glücke zu haschen, an der Kunst, es zu besitzen, oder an der Mäßigung, es zu genießen. Leser! das Vertrauen auf unsere Kräfte muß vernünftig sein, sonst unternehmen wir etwas, das thöricht ist, und wie oft entsteht aus unserer Thorheit ein Uebel, das wir Unglück heißen!

John Yarmouth war eines Schuhflickers Sohn in London. Er lernte die Handthierung seines Vaters, und trieb sie bis zum 17. Jahre seines Alters. Bald hatte aber die Bude seines Vaters keinen Werth mehr für ihn, und die große Stadt London war ihm zu klein. In's Weite, rief sein aufstrebender Geist, in's Weite!

Yarmouth wollte viel Schönes und Neues sehen, schuf sich Aussichten, die seine jugendlichen Entwürfe belebten, und führte die Entwürfe so rasch aus, als er sie gemacht hatte.

Im Jahre 1718 wurden Truppen nach Ostindien geschickt; weil er glaubte, daß ihn das Schicksal durch einen Fehlgriff in den Schuhflickerkreis versetzt habe, trat er aus seiner Bude hervor, wurde Soldat, und ließ sich mit diesen Truppen in eine neue Welt überschiffen. Viele von seinen Kameraden starben an einer ansteckenden Krankheit auf der Reise; er blieb gesund, und kam glücklich am Orte seiner Bestimmung an.

Fünf Jahre diente er als gemeiner Mann.

Pünktlichkeit im Dienste, Muth, und unbescholtene Sitten, hoben ihn zum Offizier. Er stieg bis zum Hauptmann. — Durch seine Sparsamkeit erwarb er sich ein Vermögen. Nun wollte er nicht nur sorgenlos, sondern auch mit Bequemlichkeit leben, legte seine Hauptmannsstelle nieder, und gab sich mit dem Theehandel ab. Sein Wohlstand nahm zu, und er war auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden, denn seine kaufmännischen Erfahrungen erweiterten sich mit jedem Tage, und er betrieb den Handel im Großen. Schon segelte ein Schiff für ihn auf dem Meere, das schwer mit Thee beladen war. Aber die sehnlichen Wünsche sollten unerfüllt, die schönen Aussichten getrübt, und die süßen Hoffnungen vereitelt werden.

Das Schiff mit der Ladung wurde von Wellen verschlungen, und bald darauf zerstörte eine Feuersbrunst seine ganze Niederlage.

Yarmouth war jetzt ein armer Mann, denn er verlor sein ganzes Vermögen. Sein Glück in diesem Welttheile war also von keiner langen Dauer. Um die Vorfälle leichter zu vergessen, die ihm so bitter waren, kehrte er wieder nach Europa zurück.

Drei Jahre trieb er sich im Kampf mit seinem widrigen Schicksale herum. Endlich wurde er in Rußland als Offizier angestellt. In einem Feldzuge wider die Türken wehrte er sich tapfer, und 1758, zeichnete sich sein Heldenmuth im preußischen Kriege so sehr aus, daß ihn General Fermor der russischen Kaiserin empfahl, die ihn zum Major beförderte. Yarmouth war also wieder glücklich. So bereitet der unsichtbare Lenker unserer Schicksale gerade durch große Leiden oft

großes Glück. Aber nicht lange wandelte er auf diesem Wege.

Es entstanden zwischen Yarmouth und einem andern Offizier Mißhelligkeiten, die in einem hitzigen Wortstreit ausbrachen. Beide hätten der Stimme ihrer Vernunft folgen sollen, aber beide folgten der Stimme ihrer Leidenschaft. — Sie zogen die Degen, und Yarmouth verwundete seinen Gegner tödtlich. — Kaum war der übereilte Streich gewagt, als er auf Mittel dachte, sich aus seiner gefährlichen Lage herauszureißen. Die Furcht der Strafe, die seiner wartete, und die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, ergriffen seine ganze Seele; er eilte, sich mit der Flucht zu retten, und verließ Rußland. In dieser bangen Stimmung irrte er einige Jahre in Deutschland und Frankreich herum, und weil er nirgends eine bleibende Stätte fand, reisete er im Jahre 1766. wieder nach England.

In London traf er einen Handelsmann an, der ihn zum Buchhalter aufnahm. Er war mit diesem Posten höchst zufrieden, und arbeitete mit einer Thätigkeit und Treue, die ihm das volle Zutrauen seines Herrn erwarben. Aber noch hatte er mit dem Schicksale nicht ausgekämpft, ungeachtet er schon 66 Jahre alt war, denn nach drei Jahren starb sein Herr, und Yarmouth wurde seines Amtes entlassen. Weil er von jeher ein guter Hauswirth war, so ersparte er sich in diesen drei Jahren eine Summe Geldes. Mit diesem Gelde kaufte er verschiedene alte Waaren, Kleidungsstücke, u. dgl., und glaubte bei diesem Handel einen Erwerbszweig aufgefunden zu haben, der ihn vor den Nahrungssorgen schützen könnte, aber das Geschäft mißlang. Er sank nach 6 Jahren so in Schulden, daß sich die Obrigkeit aller seiner Waaren

bemächtigte, um seine Gläubiger zu befriedigen. Er grämte sich darüber im Stillen, nnd wurde krank. Die Krankheit war schmerzlich, und dauerte lange; aber Yarmouth überstand sie.

Nun hatte er das menschliche Leben von den unangenehmsten Seiten kennen gelernt. Er fühlte es jetzt, daß die Quelle des Glückes nicht außer uns liege, und daß es nicht auf den Platz ankomme, auf dem wir leben, sondern allein auf uns. Er rechnete also nicht mehr auf das Glück, sondern auf die Tugend, die Lohn und Ruhe in sich selbst findet, zog sich vom Geräusche der Welt in seine verlassene Bude zurück, und flickte bis an das Ende seines Lebens wieder Schuhe. Er starb im Jahre 1788. im 89 Jahre seines Alters.

Auf dem Kreuze, daß ein guter Freund auf sein Grab stecken ließ, steht die Aufschrift: Hier liegt, ermüdet von den Beschwerden eines langen und müheseligen Lebens, Jon Jarmouth, ein braver Soldat, gewissenhafter Kaufmann und geschickter Schuhflicker — immer ein guter und redlicher Mann.

Anmerkung.

Ich weiß zwar nicht, ob Yarmouth oder sein Gegner Anlaß zu obigem Streit gab; aber ich weiß es, daß dieser Zweikampf unerlaubt, und also sittlich böse war. Die beleidigte Ehre läßt sich nie durch den Zweikampf retten. So spricht die Vernunft. Gesetzt, daß kein erhitzter Streiter gemordet werde, so kann man doch die Gefahr, zu morden, oder gemordet zu werden, vor dem Richterstuhle des Gewissens nie verantworten. Wozu der Richter, wenn die aufbrausende Hitze des gekränkten Ehrgeizes entscheiden darf? — So

sehr der unerschütterliche Yarmouth in den verschiedenen Lagen seines Unglückes zu bedauern ist, so läßt sich doch sein Kampf, in dem er seinen Gegner tödtlich verwundet hat, vor Gott nicht rechtfertigen.

Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, das sei euer Wahlspruch; denn dabei erhält sich euer Gewissen rein.

80. Kindliche Ehrfurcht.

Cajus Marcius Coriolanus (lebte ohngefähr 485. Jahre vor der Geburt Christi) ein vornehmer Römer, machte sich wegen seines Stolzes und seiner Härte gegen seine ärmern und geringern Mitbürger bei denselben so verhaßt, daß er auf immer aus Rom verbannt wurde. Er begab sich darauf zu den Volskern, einem Volke in Italien, mit dem festen Vorsatze, sich an seinen Landsleuten, die ihn verstoßen hatten, empfindlich zu rächen.

Die Volsker nahmen ihn nicht allein bei seiner Ankunft gütig auf, sondern äußerten auch immer mehrere Achtung gegen ihn. Dieß benützte er, um sie zu einem neuen Kriege mit den Römern, gegen welche sie bisher nichts hatten ausrichten können, zu bewegen. Sie ließen sich dazu bereden, und unter seiner Anführung waren sie überall siegreich.

Nachdem er bereits mehrere den Römern angehörige Städte erobert hatte, gieng er endlichgerade auf Rom selbst los, und belagerte es. Das römische Volk wollte nicht fechten, und brachte den Senat dahin, an Coriolan eine Gesandtschaft zu schicken, um des Friedens wegen Unterhandlungen anzufangen. Allein sie wurde sehr schnöde abgefertigt. Selbst die Priester, die sich in ihren feierlichen Kleidungen zum Marcius begaben, richteten

eben so wenig aus. Hierauf machte sich Veturia, die Mutter Coriolans, so alt sie war, und seine Gemahlinn Volumnia, mit ihren zwei noch kleinen Söhnen, begleitet von vielen römischen Frauen, auf, und wollten versuchen was sie über ihn vermöchten.

Sobald sie sich dem Lager genähert hatten, ward dem Corisollan angezeigt, daß eine Menge Frauen vor demselben angekommen wäre. Allein er, auf den weder das Ansehen der im Namen eines ganzen Volkes erschienenen Gesandten, noch die Würde der Priester einigen Eindruck gemacht hatte, war fest entschlossen, bei den Thränen der Weiber unerbittlich zu bleiben. Seine Härte wurde aber besiegt. Kaum hatte er unter den Frauen seine alte Mutter erblickt, als er von seinem Sitze aufstand, und auf sie zueilte. —

„Sag mir, redete diese ihn an, bin ich zu einem „Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen?“

„Mußte ich so lange leben, um das Unglück in „meinem hohen Alter zu erfahren, dich erst aus Rom „verwiesen, und dann als dessen Feind zu sehen? Wäre „ich nicht Mutter geworden: so würde Rom jetzt nicht „belagert. Hätte ich nicht einen Sohn, so könnte ich „frei unter einem freien Volke sterben. Ich bitte dich „nicht zum Schaden des Volkes, das dich so großmüthig „aufgenommen hat, Rom zu retten, sondern die Streitigkeiten zwischen demselben und deinem Vaterlande „auf immer beizulegen.“

Und hiemit fiel sie vor ihm auf die Knie.

„Mutter, sprach Coriolan, was thust du gegen „mich? Du allein hast mich überwunden.“

Er hob sie auf, umarmte sie auf das zärtlichste, und zog sich mit seinem Heere zurück.

So ward Rom durch die kindliche Liebe gerettet. — Diese Geschichte zeigt, was das Gefühl der kindlichen Ehrfurcht vermöge.

81. Hochachtung gegen Aeltern.

Der preußische Rittmeister Kurzhagen vom ehemaligen Ziethen'schen, dann Göckingischen Leibhusaren-Regimente, war der Sohn eines an der Mecklenburgischen Gränze ansäßigen Landmannes, und hatte sich jenen Posten bloß durch persönliche Verdienste erworben.

Bei seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Befehlshaber einer Schwadron in das Standquartier wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gelegen war. Seine beiden armen Aeltern, schlechte Landleute erwarteten ihn auf dem Markte. Kaum ward er sie gewahr, als er sogleich vom Pferde stieg, seinem Lieutenant die Schwadron übergab, und sie öffentlich umarmte. Er behielt sie nachher lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seinem Tische sitzen, wenn auch vornehme Leute da waren.

Kleine Geister fiengen dieß auf, und murrten zum Theile so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals von Ziethen kam.

Und was that der brave Ziethen?

Was jeder große und ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde. Er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Offiziere seiner Garnison zu sich einladen sollte, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafel: „Wo sind Ihre würdigen Aeltern? — Lassen Sie diese gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben! Er gieng sogar hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater

mehrmals traulich die Hand, und stand dann mit den Worten, das Glas in der Hand haltend, auf: „Wohlan „meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Aeltern „eines braven und verdienstvollen Sohnes!“ Kurzhagen, welcher Ritter des Verdienstordens war, wurde einst von Friedrich II. zur Tafel geladen. — „Von „was für einem Hause stammen Sie ab?“ fragte ihn der große König, vermuthlich um seine Gesinnungen zu prüfen.

„Von gar keinem, Eure Majestät! erwiederte der „Rittmeister, bloße Landleute sind meine Aeltern; und „ich möchte sie um keine andern Aeltern in der Welt „vertauschen.“ Das heißt edel gedacht, sprach der große Monarch, und eine Freudenthräne floß über seine Wangen herab.

Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen! Er ist kein edler Mann, und kann auch keiner werden. Wenn auch die Pflicht, den Aeltern zu gehorchen, aufhört: so verlischt doch die Pflicht, die Aeltern zu ehren, niemals; denn sie bleiben immer die größten Wohlthäter der Kinder.

82. Die Freundschaft.

Roger und Antonio, zwei Soldaten, geriethen in die Sklaverei zu Algier, wo sich die Zahl der europäischen Sklaven oft auf viele tausend Seelen beläuft.

Roger war ein Franzos, und Antonio ein Spanier. Beide kannten sich nicht eher, als bis sie miteinander zu einem Straßenbau bestimmt wurden, der durch einen Felsenberg zu der Seeküste führte. Lange verschlossen sie ihre trüben Gedanken in ihrer Seele, bis sie fanden, daß ihre Herzen gleich gestimmt

waren; und nun erst wurde ihr Umgang vertraulich. Sie äußerten ihre Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, trösteten sich in ihrem Unglücke, und weinten oft über ihre Drangsale, wenn kein unbarmherziger Aufseher zugegen war.

Es war ein heiterer Tag, und man sah weit in die See hinaus, als Antonio ein Schiff in der Ferne erblickte. Roger, sagte er leise, sieh dort, sieh ein Schiff.

Roger. Ach ja!

Antonio. Wollen wir uns nicht von diesem Felsen in's Meer stürzen, und nach dem Schiffe schwimmen, wenn es näher an die Küste käme?

Roger. Guter Antonio, ich kann nicht schwimmen.

Antonio. Aber ich kann es. Du hältst dich an meinem Gürtel fest, und meine Kräfte reichen zu, uns beide zu retten.

Roger. Ein verzweifeltes Wagestück!

Antonio. Kein Wagestück, wenn Freundschaft die Kräfte in Thätigkeit setzt, die in ihr liegen! Roger drückte ihn an sein Herz und weinte. Muth, Roger, keine Thränen! Die Zeit ist kurz, entschließ dich!

Roger. Ich bin weniger unglücklich, wenn du glücklich werden kannst. Ich bleibe Sklave, lebe wohl, und vergiß deines Freundes nicht, wenn du einst glücklich bist!

Antonio. Nein, Roger, nein! Ich bin und kann nicht glücklich werden. Entweder will ich mit dir leben, oder sterben. Unter diesen Worten umklammerte er mit beiden Armen seinen Freund Roger, und stürzte sich mit ihm in den See.

Kaum nahmen die Aufseher den Sturz der beiden Sklaven wahr, so setzten sie sich in ein Boot, und verfolgten sie.

Die Seeleute auf dem Schiffe sahen das Boot, und vermutheten ein widriges Ereigniß. Als sie aber die Schwimmenden bemerkten, ließen sie auf der Stelle auch ein Boot auslaufen, und eilten ihnen entgegen. Auf einmal verschwanden die Schwimmenden. Roger glaubte, daß er seinen Freund hindern könnte, den Verfolgern zu entfliehen; er wollte sich also den Wellen preis geben, um wenigstens seinen Freund zu retten, zog seine Hand vom Gürtel zurück, und sank unter. Blitzschnell folgte ihm Antonio unter den Wellen nach, erreichte seinen Arm, und riß ihn wider zu der Oberfläche des Wassers herauf. Durch diese Anstrengung wurde er so sehr entkräftet, daß er beinahe nicht mehr weiter schwimmen konnte. Aber seine Rettung war nicht mehr ferne, denn das Boot näherte sich. Seine Retter riefen ihm Muth zu. Die Hoffnung der nahen Erlösung belebte ihn, und das Wagestück gelang. Antonio griff nach dem Seile, das ihm seine Retter zuwarfen, und wurde mit seinem Freunde, den er mit dem linken Arme umschlang, in das Boot, und von dem Boote in das Schiff geschleppt, und die Aufseher konnten sie nicht mehr einholen. Da lagen sie ohnmächtig vor den Füßen ihrer Retter. Antonio wurde bald wieder zum Bewußtsein gebracht, aber Roger rang mit dem Tode. Kaum sah Antonio mit starrem Blicke um sich, entdeckte er Rogers Todeskampf. Laßt mich, stammelte er mit gebrochener stimme, laßt mich, und helft meinem Freunde! Aber man half beiden.

Die Bemühungen des geschickten Schiffarztes blieben nicht fruchtlos, und Rogers schwacher Lebensfunke wurde mächtig angefacht. Nach einigen Wochen kam Antonio in seiner Heimath zu Kadix, und Roger zu

Bordeaux an. Ihre Herzen hatten den Bund der Freundschaft bis in den Tod geknüpft. Ein lebenslanger Briefwechsel unterhielt die zarten Gefühle, in die sich meistentheils die süße Erinnerung überstandener Leiden mischte.

Freundschaft, erquickende Blume auf dem Dornenwege des Lebens! Bist du nicht belohnender als Gold, beglückender als Rang und Stand, und seliger als jeder Genuß des menschlichen Lebens?

82. Der Wohlthäter in der Hütte des Armen.

Graf Leopold von Berchtold in Mähren, hatte sein ganzes Leben auf die alleruneigennützigste und prunkloseste Art der edelsten Beschäftigung, Menschenwohl zu befördern und Menschenelend zu vermindern, gewidmet.

Dieser edle Mann, als er mit seinem Regimente zu Brünn im Standquartiere lag, erfuhr, daß der Blitz in einem benachbarten Wäldchen einen armen Taglöhner erschlagen haben sollte, setzte sich zu Pferd, und erreichte den Platz, als man eben im Begriffe war, den Verunglückten in sein Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf eilte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regimentsarzte wieder. Man gab dem Kranken ein Brechmittel. Er kam wieder zu sich. Der Wundarzt mußte ihn täglich besuchen, und der Wohlthäter that ein Gleiches. Er stahl sich immer nach Tische von der Gesellschaft weg, und ritt auf das Dorf.

Einer seiner Freunde beschlich ihn einmal, als er

dem Kranken eine Brühe reichte, wozu er dem Weibe des Mannes täglich das Geld gab.

Ein andermal sah man ihn vor dessen Bette sitzend, da er ihm die Fliegen abwehrte, indessen das Weib die Küche besorgte. Der Patient wurde hergestellt; allein seine Kleider waren halb vom Blitze verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das Speisehaus der Herren Offiziere. „Wie wäre es meine Herren, sagte er zu ihnen, als der Genesende hereintrat, wenn wir heute nicht spielten, und dafür diesem armen Manne statt seines verbrannten Rockes einen neuen kaufen würden? Der Graf eröffnete die Sammlung, die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und der Arme wurde gekleidet.

Hat sich Graf Berchtold etwa erniedriget, da er sich zu solchen Dienstleistungen gegen den armen Taglöhner herabließ?

83. Der Biedermann.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner Gattinn und seiner Kinder entrissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Pallast von Luxemburg, wo damals die Guillotine oder Köpfmaschine aufgestellt war, gebracht zu werden.

Einst um Mitternacht rief man ihn auf einen Platz, auf dem er eine leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Angstvoll stellte sich Adam in einen Winkel, und dachte an den schrecklichen Augenblick, in dem seine Gattin und seine Kinder die

Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. —

Er fühlte plötzlich einen sanften Schlag auf die Schultern, sah sich um, und ein kleiner dicker Mann bath ihn um seinen Nahmen, „Ich heiße Adam.“—

„Richtig, antwortete der Mann, so habe ich mich nicht geirrt.“ Ich suchte dich eben. Du bist ein Thor, daß du dich in die Reihe derjenigen stellest, die bald in die andere Welt wandern müssen! — Geh' nach Haus und schlaf aus!

„Ich kenne dich nicht,“ erwiederte Adam, aber dein Scherz ist eben so unzeitig als grausam, laß' mich!“ — — — — —

Nein, nein! rief der kleine Mann, mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit — wisse: mich, nicht dich, wollen die Würger schlachten lassen, auch ich heiße Adam, wie du dich nennest. Und ein Schurke müßte ich sein, nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beiden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte.“

Der unglückliche junge Mann hatte auf die letzten Worte des Unbekannten beinahe gar nicht gemerkt; denn der Kummer bemächtigte sich seiner ganzen Seele. —

Mittlerweile erschien der Kommissär mit der Todtenliste in der Hand.

Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen. — Jetzt erschall der Name Adam!“ —

„Was für einer? (fragte der kleine Mann) es sind deren zwei hier.“ — Adam der Schiffskapitän,“ antwortete der Kommissär. — Siehst du nun, wer ge-

meint ist! sagte dieser, indem er seinen Namensverwandten beim Rocke zurückzog. —

„Bürger-Kommissär! ich bin dieser Adam. Befiehl diesem anderm Adam, sich nach Hause in's Bett zu begeben. Der alberne Mensch hätte beinahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle umbringen zu lassen."

Die Empfindungen, die das Herz des Geretteten durchdrangen, lassen sich nicht ausdrücken. Ganz betrübt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edlen Schiffskapitän, der zwölf Stunden nachher enthauptet wurde.

84. Der Tod eines Helden.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar zeichnete sich im 30jährigen Kriege aus, und wurde als Feldherr berühmt. Er stehe hier als sterbender Christ.

Der Sächsische Hofprediger Daniel Rücker stand ihm bei am Sterbebette, und hielt dann seine Leichenrede. Er sagt: Bernhard war ein religiöser Mann, führte immer Bücher zur Unterhaltung seiner Andacht mit sich, und oft mitten in der Schlacht gieng er seitwärts und bethete. Nie fehlte er in den Sonntagspredigten.

Er war unerschöpflich thätig. Alles ging durch seine Hände. — Er unterschrieb nichts, was er nicht selbst in die Feder angab. Seine Worte hatten einen gewaltigen Nachdruck. Am 4. Juli 1639 überfiel ihn ein bösartiges Fieber, er ließ sich deßwegen nach dem Städtchen Neuenburg am Rhein bringen. Er merkte die Gefahr, richtete alle seine Sachen in Ordnung,

gab der Armee die nöthigen Befehle, und bereitete sich zum Tode. Früh Morgens (am letzten Tage) ließ er den Hofprediger zu sich kommen, ersuchte ihn, daß er für ihn bethen möchte, und sagte: „Ich weiß gar wohl, nur durch Christum und durch Niemand, Niemand sonst geht meine Seele in's bessere Leben ein. — —

Er verlangte den Genuß des heiligen Abendmahles.

„Ich trauere nicht so sehr, sprach er unter andern, daß ich durch meine Sünden die Hölle verdient, als daß ich meinem lieben gnädigen Gott so oft erzürnet habe; der mir von Jugend auf so viel Gutes erzeigt hat.“ Als ihm der Geistliche Trost einsprach, bath ihn der Herzog, daß er sich kurz fassen möchte; denn sagte er, es ist hohe Zeit.“

Da ihm das Abendmahl gereicht wurde, saß er im Bette auf, streckte seine Arme aus, zog sie wieder an sich, als wollte er etwas Theures umarmen. Darauf wandte er sich zu den umstehenden Feldherren und Hauptleuten, und sprach: „Ihr Brüder, gehet, ihr hindert mich, denn ich habe jetzt mit Gott zu reden.“ — Da der Athem kürzer wurde, sagte er zum Hofprediger: „Ich wundere mich, daß mein Herz noch so frisch ist, und sich nicht zum Tode schicken will.“ Er schien den Gang seiner Krankheit genau zu beobachten; denn in derjenigen Minute, in der sein Geist entfloh, machte er mit dem Finger das Kreuzzeichen über sein Gesicht, lispelte den Namen Jesus, und starb den 8. Julius um 7 Uhr Frühe in einem Alter von fünf und dreißig Jahren.

Er wurde zu Brisach am Rhein begraben.

Dieser Herzog Bernhard war es, der mit

den Schweden unser Vaterland verwüstet hat. Kinder und Kindeskinder nannten seinen Namen noch lange mit Entsetzen, und die Geschichtschreiber erzählen uns die Unmenschlichkeiten, durch die sich seine Heereszüge in Baiern unvergeßlich gemacht haben. Die Stadt Landeshut ließ er abbrennen; und die Einwohner fanden eher bei den Schweden als bei ihm Erleichterung. —

Die Erinnerung an seine Sünden schmerzte ihn; ein Beweis, daß er des Trostes empfänglich war, da ihm der Hofprediger zusprach. Vielleicht dachte er erst in den Todesstunden lebhaft, daß auch Herzoge für Menschenblut Rechenschaft geben müssen. Er ruhe sanft!

Seine Kriegsbahn hat er mit Heldenmuth bezeichnet.

85. Die Reue.

Im siebenjährigen Preußenkriege kam 1758 ein feindlicher Trupp Reiter in ein Dorf.

Der Befehlshaber, ein Rittmeister, wählte sich das Wirthshaus zum Absteigquartier. Die Wirthinn sollte Wein, Braten und verschiedene Leckerbissen zur Mahlzeit bringen. Sie entschuldigte sich mit ihrer Armuth, und erzählte die Lasten, welche die Einwohner schon lange ertragen, und nun nicht ein Mal mehr schwarzes Brod zu essen hätten. Der Rittmeister drohte; und weil sein Drohen nichts half, so schlug er sie so grausam, daß sie sinnlos zu Boden fiel. Mann und Kinder trugen sie aus dem Hause in die Scheuer und rangen im tiefen Schmerzen die Hände gen Himmel. Die Unglückliche erholte sich, und verlangte den Pfarrer.

Der Pfarrer kam. Stürmend hielt ihn der Rittmeister vom Eintritte in die Scheuer ab, sprach pöbelhafte Beschimpfungen über ihn aus, und sagte, daß die Wirthinn kein Mitleid verdiene.

Sie starb noch in der Nacht. Im ganzen Dorfe galt sie für das bravste Weib; und des Mannes und ihrer Kinder Thränen flossen noch lange auf ihr zu frühes Grab. Früh Morgens brach der Rittmeister mit seinen Reitern auf. Gerechte Klagen und Verwünschungen folgten ihnen nach.

Nach drei Jahren schrieb der Rittmeister an den Pfarrer diesen Brief:

Verehrungswürdigster Herr Pfarrer!

„Sie werden sich erinnern, daß ein Unmensch die Wirthinn Ihres Pfarrdorfes im September 1758, und Sie selbst mißhandelte. — Dieser Unmensch schreibt an Sie. Gottes Fügung hat mich schwer ergriffen. Ich habe in der Schlacht beide Füße verloren, und sehe einem jämmerlichen Leben entgegen. Ach, hätte ich mir keine andere Bosheit, als die in Ihrem Pfarrdorfe vorzuwerfen! Vielleicht läßt mir Gott mein elendes Leben so lange, bis ich wieder gut gemacht habe, was gut zu machen ist. Ich kann jetzt nur 80 Dukaten entbehren, und diese Dukaten schicke ich den Kindern der armen Wirthinn, die ich todtgeschlagen habe, und schicke sie als einigen Ersatz für den Verlust ihrer Mutter. Sagen Sie ihnen, daß ich mein Verbrechen bereue: sie möchten mir nicht fluchen. — Liebster Mann! Sie vergeben mir doch auch? — Die Sanftmuth, mit der Sie meiner Raserei zusahen, und die Bescheidenheit, mit der Sie sich von der Scheuer zurückzogen, machte gewaltigen Eindruck auf mich, und noch steht Ihre Person mir vor den Augen. Bethen Sie für mich, daß mir Gott vergebe, und schreiben Sie mir bald, ob mir Mann und Kinder vergeben haben."

Antwort des Pfarrers.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Mannes, den Zorn und Uebermuth zu der abscheulichsten That eines Todtschlages in meinem Pfarrdorfe verleitet haben. Kinder und Kindeskinder werden sie noch mit Entsetzen erzählen. Hätte Ihr König Nachricht davon erhalten er hätte Sie gewiß Ihrer Stelle entsetzt, und Zeit Ihres Lebens zum Gefängnisse verurtheilt; denn Sie haben nicht nur die Menschheit entehrt, sondern auch den Posten, den Sie behaupteten, zur Schande Ihres Regimentes tief erniedriget. — —

Weder Ihr Gold, noch Ihre Reue kann den Trübsinn des Wirthes und seiner Kinder aufheitern; indessen haben sie Ihnen schon lange verziehen, ungeachtet der Fluch vieler Einwohner noch jetzt auf Ihnen und Ihren Waffenbrüdern liegt, die sich eben so, wie Sie berechtiget hielten, den armen Landmann zu mißhandeln, weil er ihnen nicht gab, was er nicht geben konnte. Möchten Sie doch das Sündenbuch, das Ihnen Ihr Gewissen vorhält, jedem Soldaten mittheilen, und mit unauslöschlichen Buchstaben in's Herz schreiben, daß er ja künftig nicht mehr wider den friedlichen Bürger und Landmann, sondern nur wider den Feind zu Felde ziehen sollte. Herr Rittmeister, Sie werden es meiner Pfarrgemeinde nicht übel nehmen, wenn sie sich des Wohllebens noch öfter erinnert, das Sie und die Soldaten sich auf Kosten der Einwohner zubereitet haben, indessen Väter, Mütter hungerten. Die Unbild, die Sie mir zugefügt haben, ist keiner Erwähnung werth. Nur that es mir leid, daß die mißhandelte Frau auch des letzten Trostes entbehren mußte, den ich ihr auf die Reise in eine beßere Welt so gerne mitgetheilt hätte.

Für die 80 Dukaten danke ich im Namen der betrübten Familie. Ich werde sie ihr zustellen, sobald ich versichert bin, daß sie Balsam auf ihre Wunde sind; im entgegengesetzten Falle werde ich sie Ihnen zurück schicken.

Wohl Ihnen, daß sich das Gefühl des Unrechtes in Ihrer Seele gereget hat! Sie haben bewiesen, daß Ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Sie bereuen Ihre Verirrung? — Sie sind also auf dem Wege, ein guter Mann zu werden; denn Reue ist meistentheils ein Vorbothe der Besserung. Vielleicht sind Sie schon ein guter Mann geworden; denn Sie scheinen mir die Züchtigung, die Ihnen der Himmel zugeschickt hat, mit Geduld zu ertragen. Liebe dem Mann der gefallen ist, und sich empor hebt, und vom Bösen zum Guten übergeht! Ich werde am Grabe der Vollendeten für Ihre Ausharrung bitten, daß Sie ja recht bald die Freuden genießen, die auch unter körperlichen Schmerzen, aus der Quelle der Sinnesänderung fließen.

Ihr

ergebner A. S. Pfarrer.

86. Der Held Andreas Doria.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmtesten Seehelden des 16. Jahrhunderts, Genua von der französischen Oberherrschaft befreit hatte, so stand es in seiner Macht, sich selbst zum Beherrscher des Genuesischen Staates aufzuwerfen. Der Ruhm seiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegenwärtigen Versuches, die Ergebenheit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Beistand des Kaisers

Karls V. alles traf hier zusammen, ihm eine landesherrliche Gewalt zu versprechen, und lud ihn ein, dieselbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem tugendhaften Vergnügen auf, sein Vaterland frei zu sehen; der höchste Gegenstand, nach welchem der Ehrgeitz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Pallastes hatte zusammen kommen lassen, so versicherte er es, daß die Glückseligkeit, es einmal wieder in dem Besitze der Freiheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Bemühungen sei, vergnügter mit dem Namen eines freien Bürgers, als über den Titel eines Souverains, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als die seines gleichen besäßen; er überlasse daher Ihnen allen das Recht, die Regierungsform, die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusetzen. Das Volk hörte ihm mit Thränen der Bewunderung und der Freude.

Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungsform für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Beispiel des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Partheien, die den Staat so lange zerrissen, und zu Grunde gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maaßregeln, einem neuen Ausbruche bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungsverfassung, die in Genua unter sehr wenigen Abänderungen bis in's Jahr 1805 gedauert hat, wurde damals mit einem allgemeinem Beifalle eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet, und von seinen Landsleuten verehrt, erlebte ein hohes Alter; da er fest bei seinem Gelübde der Mäßi-

gung beharrte, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privatbürger mit Rechte gebühret, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathschlagungen der Republik, die ihr Dasein seiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieses Ansehen und diese Vorzüge übte er, ohne es zu wollen, eine Herrschaft aus, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der Furcht seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten und in ihren öffentlichen Denkmälern und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er mit einer vorzüglich ehrwürdigen Benennung: der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freiheit.

87. Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberst fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu leben. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

Als ich noch Lieutenant war, hatte sich die Spielsucht meiner so bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war.

Kaum konnte ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhäuschen, und hörte das Fallen der Würfel.

Meine Mahlzeiten versäumte ich, oder wenn ich sie abwartete, so sah ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.

Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur Schönes und Bewunderungswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen.

Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft ward mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Daß ich bei einem so verwilderten Gemüthe niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Eine Zeit lang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt) einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde.

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber, glaubt mir's, ihr jungen Freunde! es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt in diesem meinem Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach einiger Zeit wurde ich auf Werbung ausgeschickt, ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung zu befriedigen. Der Unteroffizier brachte 150

Neugeworbene auf, ich aber war unterdessen so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Angeworbenen bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann von meinem Regimente, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bath ihn, mir hundert Gulden zu leihen.

Wie, antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem Spieler leihen? Nein, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eines muß ich freilich jetzt verlieren, Ihre Freundschaft oder mein Geld, ich will aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen, abschlägigen Antwort begab ich mich in meine Wohnung, und warf mich äußerst niegergeschlagen auf mein Bett, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein, aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf.

Nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Geworbenen zum Regimente schicken? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und es bekannt würde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte: was könnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden?

Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiele gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dieß war, wie ich gleich bemerkte — der Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.

Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spiele übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß bei meinem Regimente die Adjutantenstelle vakant wäre, und ich entschloß mich, um diese Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde, zu bewerben. Aber ehe ich dieß thun konnte, mußte ich mit meinen Geworbenen beim Regimente sein; und woher nun das Geld zu diesem ziemlich langen Marsche?

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein genannter Freund, der Hauptmann, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit der größten Kälte, und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.

Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen dächte? Ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Leuten zum Regimente kommen sollte.

Sogleich stand der Hauptmann auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Freund! ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die traurigen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in Ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir, Müßiggang und Spiel sind den jungen Leuten Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu Ihrem Dienste.

Da, fügte er hinzu, indem er mir den Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich derselben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Geworbenen.

Mit Erstaunen sah ich nun, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meiner Mannschaft zum Regimente, bewarb mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob; und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, junge Freunde, pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen; so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit ist.

88. Der uneigennützige Spieler.

In einem Militär-Lazarethe befand sich ein alter Sergeant, Namens Jakob Schnur, als Aufseher, welcher dem Spiele sehr ergeben war. Seinen Gehalt opferte er gewöhnlich dieser verderblichen Leidenschaft. Einst hatte er eine geraume Zeit das Spiel gemieden, und sich die Summe von zwölf Thalern zusammengesparet.

Jetzt glaubte er, sei es Zeit, sein Glück wieder einmal zu versuchen. Er ging eines Abends in ein unansehnliches Gasthaus, wo er unter eine Gesellschaft

Spieler gerieth, welche bereits schon spielten. Sergeant Schnur war ihnen sehr willkommen, als er mitspielen wollte. Leider waren es aber die abgefeimtesten Gauner, unter denen er sich befand, die ihm alles in kurzer Zeit abbetrogen hatten. Er ertrug seinen Verlust ohne zu murren, und zog eine kostbare Tabakspfeife hervor, welche er für zwei Thaler verpfändete. Dieses Geld setzte er sogleich auf eine Karte, aber auch sie verlor er. Da dieses seine letzte Baarschaft gewesen war, so nahm er es an sich, bath sehr höflich, daß man es ihm einsweilen lassen möchte, indem er morgen seine Schuld bezahlen werde.

Die Spieler fielen mit großem Geschrei über ihn her, würgten ihn, und nahmen ihm den kleinen Reichthum, nachdem sie ihm die Kleider vom Leibe gerissen hatten, wieder ab. Schnur ging nach Hause und erzählte seinen Unfall Niemanden.

Ein guter Freund mußte ihm einige Thaler vorstrecken, womit er seine Pfeife auslöste, und nicht weiter an die Sache dachte. Er erschrack nach einigen Wochen gewaltig, als er unvermuthet vor die Polizeibehörde gefordert wurde.

Diese hatte nämlich die Spieler, die sich mehrerer Betrügereien schuldig gemacht hatten, einziehen lassen, und da sie — vermuthlich durch Zeugen — auch Kenntniß von dem Vorfalle mit dem Sergeanten erhalten hatte, ihn vorfordern lassen. Er wurde gefragt: ob er zu der und der Zeit in einem gewissen Gasthause gespielt habe? — Der Schuldige gestand es frei. — Ob er die Leute kenne, welche ihm das Geld abbetrogen, und zuletzt mißhandelt hätten? — Er antwortete, daß er jeden genau kenne, wenn er sie sähe. Die Spieler

wurden vorgeführt, und Schnur erkannte sogleich seine Mitspieler. Da er von seinem Regimente, und aus seinem Spitale das Lob eines sonst rechtlichen und ordentlichen Mannes hatte, so wurde ihm erklärt, daß er sein Geld, da die Spieler bereits ihren Betrug gestanden hätten, zurück erhalten sollte. — Dieß nahm er nicht an. — Ich habe es einmal verloren, sagte er, und es ist dieß die Strafe, die ich für meinen Leichtsinn verdient habe. — Er bath, daß man das Geld zurück behalten, und den Armen geben möchte, welches auch geschah. Schnur spielte aber seit der Zeit nie wieder.

89. Die traurigen Folgen der Spielsucht.

Gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts studierte auf der Universität zu Cambridge William, der einzige Sohn, und die einzige Freude sehr reicher und vornehmer Aeltern aus der Grafschaft Suffolk. Sein guter natürlicher Verstand, und seine gefällige Aufführung erwarben ihm bei Jedermann so viele Liebe, daß er öfter in Gesellschaft sein mußte, als es der Zweck seines Aufenthaltes zu Cambrigde gestattete.

Sein Vater hielt ihn eben nicht kärglich, aus Furcht ihn etwa dadurch träge und verdrossen zu machen; sondern warf ihm eine jährliche Summe aus, wovon er seinem Stande und den damahligen Umständen nach, reichlich und gemächlich hätte leben können.

Die Mutter ging in ihrer Vorsorge noch weiter, und schickte ihrem Söhnchen von Zeit zu Zeit, ohne Wissen ihres Mannes Geld zu.

Das artige, prächtige Betragen zog dem jungen Herrn fast täglich eine größere Bekanntschaft zu, und

unter andern auch mit solchen Leuten, die sich seinen Aufwand zu Nutzen machen wollten. Diese schlugen ihm ein und anderes Spiel vor, und ließen ihn so lang gewinnen, bis ihm das Spielen zur Gewohnheit — zur Leidenschaft geworden ist. Schon war alles um William herum traurig, wenn er nicht spielen konnte; schon konnte er nicht mehr aufhören, wenn er verlor; schon zitterte er vor Begierde zu gewinnen, und verlor wieder. Die bestimmte Summe vom Vater, die reichliche Zubuße von der Mutter, Bücher, Sackuhr, Zimmergeräthe, selbst was ihm von Kleidern nicht ganz unentbehrlich war, mußte daran. Seine vormalige Gewohnheit, richtig zu bezahlen, hatte ihm in der ganzen Stadt einen großen Kredit verschafft. Er bediente sich dessen jetzt mehr, als zu viel, und machte ungeheure Schulden.

Da starb seine allzuzärtliche Mutter, und folglich verminderte sich auch der Zufluß seiner Einkünfte. Dagegen häuften sich die Schulden immer mehr, bis endlich die Gläubiger ungeduldig geworden, und ihm gedrohet, sie wollten ihn bei dem Oberaufseher der Universität verklagen, oder die Rechnungen seinem Vater zuschicken.

Der arme William wußte nicht, was er in diesem verworrenen Zustande anfangen sollte. Er quälte sich mit innerlichen Sorgen, aß wenig, schlief noch weniger, bath seine Gläubiger, nach so manchem unerfüllten Versprechen, um neue Frist, und — wieder um neue. Denn er hoffte immer noch, mit Spielen sich herauszuwinden; er spielte nicht mehr um Guineen, sondern — in der gewöhnlichen Wuth aller rasenden Spieler — um Verdopplung oder Nachlassung des ganzen Verlustes; und — verlor wieder.

Endlich da er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte, verfiel er auf den seltenen Gedanken, daß er seinem Vater die ganze Sache eröffnen, und ihn um Verzeihung bitten wollte. In diesem guten Entschlusse setzte er sich nieder, und schrieb dem alten Vater folgenden Brief:

Verehrungswürdiger Vater!

Es wäre mir unmöglich, in meiner gegenwärtigen Lage vor Ihre Augen zu kommen. — Ich bin ganz beschämt, wenn ich daran gedenke, welche ansehnliche Summen Sie bisher zugestanden haben, und daß ich dennoch mich erdreisten muß, Sie so oft um neuen Zufluß zu bitten. Ich habe leider so lange meinen besten Vater und mich selber betrogen. Die oftmaligen Wechsel, die Sie mir gütigst zugesandt, haben nur dazu gedient, meinen Kredit zu vermehren, und mir Gelegenheit gegeben, immer tiefer in die Schulden zu fallen. Ich Leichtsinniger war unvorsichtig genug, mich in einen so bedrängten Stand zu bringen, da ich — aller ihrer so nachdrücklichen Warnungen ungeachtet — zu spielen anfieng! Bald ward ich meiner nicht mehr mächtig; wie betäubt bin ich in mein Unglück hingerissen worden! Sie werden über die große Summe meiner Schulden erstaunen, wenn Sie das beigelegte Verzeichniß derselben durchsehen. Ich bekenne es, meine Bitte ist unverschämt; ich wage es doch; ich flehe sie fußfällig an; verhindern Sie, daß ich nicht vor der ganzen Universität zu Schanden werde. Ich würde zwar dieses, und alles, was über mich kommen kann, standhaft ertragen; denn ich habe mein Elend verschuldet! aber der Kummer, den ich meinem gütigen Vater verursacht, — dieses war mir unerträglich, ich

konnte vor Ihnen das nicht länger verhehlen, was Ihnen doch bald zu Ohren kommen müßte. So sehr diese Nachricht Ihren gerechten Zorn aufbringen wird; so werden Sie doch diese von denjenigen am liebsten selbst hören, der seinen Fehler bereuet. Ich verspreche Ihnen heilig, ich schwöre Ihnen hoch und theuer: ich werde von nun an meine Lebetage nicht mehr spielen; ich nicht mehr! Ich flehe Sie nochmahls demüthigst um Vergebung meiner bisherigen Ausschweifung an. Lassen Sie mich nicht in meinem Elende vergehen; un wo Ihr Vaterherz bei Ihnen noch für mich spricht, so lassen Sie mich nicht durch einen gar zu langen Verzug der Antwort muthlos werden. Ich werde mich nicht eher unterstehen, vor Ihrem Angesichte zu erscheinen, als bis ich untrügliche Proben einer Besserung werde abgelegt haben. Ich bin, wenn ich Ausgearteter mich noch unterstehen darf, so zu schreiben,

Ihr

reuevoller Sohn William.

Der Brief wurde mit der Post fortgeschickt, und langte in des Vaters Hause unglücklicher Weise zu einer Zeit an, da eben der alte Herr von seinem Landgute weit entfernt, und bei einem seiner Freunde war. William konnte also die Antwort nicht so bald erhalten, als es seine Umstände erforderten. Seine Gläubiger plagten ihn unaufhörlich; seine Ungeduld nahm immer mehr überhand, und er fing endlich an, an der Hülfe seines Vaters gänzlich zu verzweifeln. Das Unerträglichste aber war ihm, daß er keinen mehr fand, so ungestüm er auch darauf drang, der mit ihm spielen wollte, denn er hatte mit der Hoffnung von seinem Vater Geld zu bekommen, auch allen Kredit verloren.

Seine Schwermuth zu erleichtern ging er eines Tages nach Neumarkte, welches ungefähr zwei deutsche Meilen von Cambridge entlegen, und wo gewöhnlich das englische Pferderennen gehalten wird. Der ganze Weg führte ihn über ein offenes Feld, das mit Haide bewachsen ist. Da kehret er zu einer kleinen Erfrischung in einem Gasthofe zu. Eben kam auch ein eilender Bothe an, und stieg daselbst ab. Dieser fragte ganz sorgfältig den Wirth, ob es über die Haide sicher sei? Der Wirth hieß ihn gutes Muths sein. William konnte nicht viel verzehren. Er machte sich auf, ging mit verzweifelten Gedanken eine lange Strecke den Weg voran, den der Bothe nehmen mußte, und legte sich unter eine Hecke, die nahe an dem Wege war, hin. Da dachte er die schwärzesten Gedanken von seinem Elende — von einem Glücke. Endlich kommt der Bothe nach. William fährt hervor, fällt seinem Pferde in den Zügel, und fordert, eine Pistole in der Hand, Geld. Der Bothe rüstete sich zur Gegenwehre, greift in den Schubsack — William brennt sein Gewehr ab, und schießt den Reiter vom scheuen Pferde. Dieß war selbst für ihn eine erschreckliche Begebenheit. Er konnte sich lange nicht fassen.

Der arme junge Mensch, der noch Niemanden mit Vorsatze beleidiget hatte, wollte jetzt auch sich selbst das Leben nehmen; so sehr entsetzte er sich vor dieser grausamen That. Endlich schwang er sich doch auf des Erschossenen Pferd, ritt durch Abwege und Krümmungen nach Cambridge zurück, kam daselbst bei eitler Nacht an, und stieg bei einem seiner vertrautesten Freunde ab. Er stotterte da einige sich widersprechende Lügen heraus —

denn ihm dünkte, Jedermann könnte das abscheuliche Verbrechen in seinem Gesichte lesen — nahm mit bebenden Händen das Felleisen vom Pferde, und öffnete es zitternd. Oben auf dem Gelde lag ein Brief. Da William die Handschrift sah, schrie er laut auf; er wollte es nicht lesen, auch nicht aus den Händen lassen. — Er liest und heulet, liest wieder — und heulet wieder. Es verging eine Stunde, bis er mit diesem Briefe zu Ende kam.

Sohn!

Was muß ich Alles erleben? — Gott nahm mir heuer meine Frau, — deine Mutter; ich habe nur ein einziges Kind, von welchem ich in meinen alten Tagen Freude zu erleben hoffte; und dieses verursacht mir jetzt nichts, als Sorgen und Kümmerniß. Ich will doch noch Vater sein. Bezahle alle deine Schulden mit dem Gelde das ich dir jetzt übermache, und komm so bald es nur möglich ist, zu deinem Vater zurück. — Ich habe wenig oder gar keine Hoffnung, daß du dich überwinden werdest, nicht mehr zu spielen. Der Ueberbringer dieses wird alles veranstalten, was zu deiner Reise nöthig ist. Er ist der ehrliche John, einer von meinen neuen Verwaltern. Er vertritt meine Stelle; er wird alles recht machen; überlaß dich nur seinem Willen, er meint es gut mit dir, so gut als ich. Wenn ich dich nicht bald wieder unter meine Augen bekomme, so wirst du meine grauen Haare noch vor der Zeit, und unter tausend Sorgen in das Grab bringen. Wenn deine Mutter dieses erlebt hätte? — Vielleicht werde ich ihr

bald nachfolgen, auf dieser Welt ist für mich keine Freude mehr. Ich bin dein dich noch

aufrichtig liebender Vater
Eduard St.*

„Armer Sohn! — unglückseliger Vater! Was hab' ich gethan!" Dieß waren die ersten Worte, die man von William verstehen konnte. Er lief darauf in der größten Verwirrung in allen Zimmern herum, und erzählte Jedermann, daß er denjenigen umgebracht und ausgeraubt hätte, der ihm wirklich von seinem Vater Geld brachte. Durch dieses Lärmen wurde sein Verbrechen bald in der ganzen Stadt ruchbar. Viele bestürzten sich so sehr darüber, daß sie mit vielen Thränen den armen Jüngling bis in's Gefängniß begleiteten. William, nach eigenem Geständnisse ein Mörder und Straßenräuber, wurde verurtheilt, gehängt zu werden. Zwar fand sich von allen Orten her Fürsprache genug, um die Erlassung dieser Strafe. Aber die That war zu offenbar und zu grausam, als daß er hätte können begnadigt werden. Er wurde zum Richtplatz geführt; und er ging mit großer Entschlossenheit seinem Tode entgegen. — Auf einmal drang sich ein ehrwürdiger Greis durch das Volk, oder wollte vielmehr dringen; schwankte, raufte seine grauen Haare aus, schrie erbärmlich: Laßt „mich, laßt mich, er ist mein Sohn, mein einziger „Sohn! mein William! mein Sohn William — laßt, „ich muß ihn noch einmal sehen, noch einmal ihm um den „Hals fallen." Alles erstaunte; viele weinten mitleidige Thränen, da sie den lieben Alten sahen, den die Sorgfalt für seinen Sohn nach Cambridge, und der unglückselige Ruf von ihm bis zur Richtstätte zu kom-

men, gezwungen hatte. Nun erblickt auch William seinen Vater: „Ist es sein Geist? fragte er zusammenfahrend — nein er ist es selbst, mein Vater!„ da brach ihm Herz und Stimme. Der Vater wollte auf ihn zu, sank aber in Ohnmacht zurück. Dem Sohne nahm man sein noch halbes Leben, binnen sich der Vater wieder erhohlen konnte. Diesen trug man zurück. Nach einer Stunde kam er zu sich selbst, suchte seinen William, und fand ihn nicht mehr. Bald darauf überfiel ihu eine plötzliche Krankheit, die nach wenigen Tagen sein trauriges Leben endigte. —

90. Der französische General Marceau.

Der französische General Marceau, der nachmals an einer in der Schlacht bei Altenkirchen erhaltenen Wunde starb, kam im Jahre 1795, nicht lange nach dem Vorrücken der Moreauschen Armee in ein Würtembergisches Dorf. Er hatte vor seiner Ankunft schon von den Pferden des dasigen Amtmannes, vom Requiriren derselben u. s. w. sprechen hören. Kaum war er einige Zeit im Wirthshause, als er sich nach dem Amtmanne, dessen Charakter und Betragen gegen seine Untergebenen genau erkundigte. Alle Anwesenden gaben dem Amtmann das beste Zeugniß, und rühmten seine Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth und väterliche Gesinnung gegen die ihm anvertrauten Bürger. — Kaum hatte Marceau die treuherzige, ehrenvolle Schilderung, welche ihm die Bürger von ihrem Amtmanne machten, vernommen, so beschloß er, diesem den Besitz seiner Pferde zu sichern. Er schickte nach dem Amtmanne, und dieser erschien. „Sie sind Amtmann hier im Orte? redete ihn Marceau an. Jener bejahte es. — „Sie haben

zwei sechsjährige Braune im Stalle?" Schwer fiel dem Amtmanne diese Frage des Generals aufs Herz; er hatte seine Pferde bisher zu erhalten gewußt, und mußte nun vom neuen sie zu verlieren fürchten. Indessen konnte er ihr Dasein nicht läugnen, er bejahte also auch die zweite Frage. „Sind sie feil?" fragte der General weiter. „Für Geld nicht," war die Antwort, „ich hatte bisher großes Vergnügen an diesen Thieren, indem ich sie selbst aufgezogen habe." Ich wünschte sie aber doch zu haben" fuhr Marceau fort, ich brauche Pferde, auf die ich mich verlassen kann. Sagen Sie mir, was sie kosten? Der Amtmann erwiederte beklemmt: „Ich begehre nichts, ich verkaufe sie sonst nicht. Können der Herr General indessen keine andere für Sie taugliche Pferde finden: so stehen Ihnen die meinigen zu Diensten."

Marceau. „Ich will sie nicht umsonst haben. — Ich weiß, daß Ihnen vor kurzem von österreichischen Offizieren 50 Louisd'ors dafür geboten wurden; ich gebe Ihnen zehn weniger, denn Sie müssen bedenken, daß Sie Ihre Pferde dennoch verlieren würden. Sind Sie mit 40 zufrieden?"

Amtm. „Vollkommen Herr General!"

Marc. „So setzen Sie sich, und schreiben Sie sogleich einen Empfangschein für 40 Louisd'ors. Hier ist Feder, Dinte und Papier."

Der Amtmanu schrieb den Schein, und überreichte ihn dem General. Dieser sah ihn durch, und sagte ihm sodann: „Sie haben mir einen Schein gegeben für eine Summe Geldes welche Sie noch nicht empfangen haben. Was wollten Sie machen, wenn ich Ihnen das Geld vorenthielte?" Der Amtmann zuckte die Achseln; Mar-

ceau aber zerriß in dem Augenblicke das Papier, und warf es zu Boden. Hierüber verlegen blickte ihn der Amtmann an, und ahnete nichts Gutes. Der General aber fuhr fort: „Sie haben mir einen Zettel gegeben, der mir nicht gefiel; nun will ich aber Ihnen einen geben und sehen, ob er Ihnen besser gefällt, als mir der Ihrige.“ Mit diesen Worten zog er ein Blatt hervor, und überreichte es dem staunenden Amtmanne. Er war folgenden Inhalts:

„Ich Unterzeichneter habe vom Amtmann N. in N. zwei sechsjährige Braune mit 40 Louisdors an mich gebracht, und auch schon bezahlt. Da ich dieselben aber jetzt nicht füglich mit mir führen kann: so lasse ich solche zur einsweiligen Fütterung und Besorgung, bei ihrem vorigen Besitzer stehen, bis ich sie abholen lassen werde. Solches mache ich allen Kommissären und andern Personen der französischen Armeen bekannt, damit dieses mein Eigenthum respektirt werde.

Marceau, General.

Ohne den Amtmann von seinem Erstaunen erholen zu lassen, fuhr er fort: „Lassen Sie sich nicht bange sein, mein Lieber! Ich bin keiner von denen, die sich auf Kosten der friedlichen Bewohner dieses Landes bereichern. Wissen Sie, daß Sie in einigen Tagen Ihre Pferde unwiederbringlich verloren hätten, und daß ich bloß jenem Elenden, der sie Ihnen nehmen wollte, einen Strich durch seine Rechnung machte. Ihre Pferde sind und bleiben Ihnen, und gehören keineswegs mir. Wenn Jemand Ihre Pferde in Anspruch nehmen wollte, so zeigen Sie dieses Blatt vor, er wird es respektiren und sie Ihnen lassen. Ich freue mich, daß ich einem braven

Manne diese Gefälligkeit erzeigen, und seinen Schaden verhindern konnte."

91. Zophyrus.

Der Perser König Cyrus hatte der medischen Weltherrschaft ein Ende gemacht, und sie, ungefähr fünfhundert und dreißig bis vierzig Jahre vor unserer Zeitrechnung, nach langen blutigen Zügen und Schlachten seiner Nation erkämpft. Unter andern hatte er sich auch das alte, reiche und mächtige Babylon und mit ihm das ganze babylonische Reich unterworfen. Schon dieß, noch mehr aber die Verlegung der Residenz von Babylon nach Susa, wodurch die erste so ungemein viel von ihrem ehemaligen Glanze und Ansehen verlor, brachte die Babylonier in die äußerste Wuth, die endlich unter einem der Nachfolger des Cyrus, unter Darius dem Ersten, nach vorhergegangenen, zweckmäßigen Vorbereitungen in offenbare Empörungen ausbrach, die man den Babyloniern, da auch sie von Vaterlandsliebe erzeugt wurde, eben nicht zur Last legen kann.

Indeß auch Darius, wie dieß leider immer der Fall ist, wollte das einmal Erhaltene nicht fahren lassen, und suchte die Insurgenten durch Waffengewalt seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Aber schon über anderthalb Jahre lag er mit einem außerordentlich zahlreichen Heere vor Babylons Mauern, und vergebens hatte er Anstrengungen und Versuche aller Art zu ihrer Eroberung gemacht; er fing daher fast an an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln, als einer seiner ersten und vornehmsten Staatsdiener und Krieger, der vielleicht auch, in sofern sich dieß in solchen Fällen sagen läßt, in einer Art von freundschaftlichem Verhältnisse mit

dem Könige stand, in einem sehr kläglichen Aufzuge vor ihn trat.

Vom Blute triefend, den Leib voller Schwielen, mit abgeschnittenen Ohren und abgeschnittener Nase erschien Zopyrus vor Darius, der erschrocken fragte: wer ihn so zugerichtet, ihn so abscheulich mißhandelt hätte.

„Das Interesse meines Vaterlandes hat mich in diesen schmählichen Zustand versetzt,“ antwortete Zopyrus und fuhr fort:

„Der heiße Wunsch, dieses zu befördern und dem „Namen der Perser überall Achtung zu verschaffen, „hat mich zu dieser Verstümmlung meines Körpers be„wogen. Unmöglich konnt' ich mein Vorhaben frühe „Jemanden offenbaren, weil ich wahrscheinlich sonst an „der Ausführung verhindert worden wäre.“

Er entwickelte nun dem Könige seinen eigentlichen Plan, der darin bestand, daß er in diesem Entsetzen erregenden Aufzuge als ein Ueberläufer zu den Belagerten flüchten, ihnen seine Wunden als Beweis von der Perser Grausamkeit zeigen und sie aufmerksam machen wolle, was sie im Falle einer Uebergabe von der Härte der Sieger zu erwarten hätten. Dann werde er um eine Anstellung bei ihnen ansuchen, und einige Ausfälle thun, in welchen Darius Truppen, um die Babylonier sicher zu machen, den Seinigen weichen mußten.

Mit Erstaunen und Bewunderung hatte der König diese Erklärung angehört, und da er den Schritt des Zopyrus, wenn es vielleicht auch sein Wunsch gewesen wäre, doch nicht ungeschehen machen konnte; so gab er seine Einwilligung und ließ den verstümmelten Mann

in die Stadt seiner Feinde ziehen. Zopyrus Name und Verdienste um Persiens Staat waren hier keineswegs unbekannt, und für die Redlichkeit seiner Gesinnung schien sein entstellter, mißhandelter Körper vollkommen zu bürgen. Man übertrug ihm daher den Befehl über eine Anzahl Truppen, und nach jedem Ausfalle, den er mit ihnen unternahm, kehrte er der Verabredung gemäß, siegreich in die Festung zurück.

Mit seinem Benehmen zufrieden und über ihr Glück erfreut, vertrauten ihm endlich die Babylonier das Oberkommando und mit ihm die Vertheidigung ihrer Mauern und Thore. Dieß war es, was er wünschte: er öffnete bei Nachtzeit den Persern ein bestimmtes Thor, und so eroberten diese durch die beispiellose Aufopferung eines ihrer Landsleute eine Stadt, die sie weder durch Sturm noch durch Hunger bezwungen haben würden.

Wenn auch in moralischer Hinsicht Zopyrus That nicht ganz die Probe bestehen sollte; unverkennbar ist seine aus Patriotismus erzeugte Absicht, darum verdient sie Bewunderung und flößt jedem, dessen Sinn für Nationalität nicht im Strudel berauschender Sinnenlust untergegangen ist, den heißen glühenden Wunsch ein, daß auch unter seinem Volke sich Männer von ähnlicher Denkart, von gleichem Muthe und gleicher Entschlossenheit finden möchten, die auf dem Altare des Vaterlandes selbst Hab' und Leben zum Opfer brächten und an ihren Unterdrückern die Schmach ihres Volkes rächten!

92. Hektors Tod.

Hektor ein trojanischer Prinz aus der Familie des letzten trojanischen Königs Priamus gehörte un-

streitig zu den ersten Helden und Patrioten, welche in dem mörderischen trojanischen Kriege rühmlich sich hervorthaten. Ehe ich sein Leben und seine glorreichen Thaten näher stelle, nur noch ein Paar Worte von der Veranlassung dieses Krieges.

Priamus, König von Kleinphrygien, einer griechisch-asiatischen Kolonie, hatte unter mehreren Söhnen auch einen Namens Paris, der seiner Abkunft wenig Ehre machte und ungefähr 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung durch die schändliche Entführung der Helena, Gemahlinn des spartanischen Königs Menelaus, alle europäischen Griechen zur Rache gegen seine Familie und sein Vaterland reizte: denn da er keiner Vorstellung, welche die Entführte zurückforderte, Gehör gab, da er keine Drohung achtete und hartnäckig seinen Raub an sich behielt; so brachte dieß die Griechen Europa's auf's Aeußerste, und indem sie die Entführung zu einer National-Angelegenheit machten, beschlossen sie alles Ernstes, nicht eher die Waffen aus der Hand zu lassen, bis Priamus Hauptstadt in einen Schutthaufen verwandelt und Trojas Staat gänzlich vernichtet sei.

Diesem gemeinsamen Beschlusse getreu, setzten sie mit einer furchtbaren Macht nach Asien über, und obgleich die Trojaner in Verbindung mit mehreren kleineren asiatischen Staaten ein zahlreiches Heer zusammengebracht hatten, und den europäischen Griechen jeden Fuß breit Landes streitig machten; so sahen sie sich endlich doch bloß auf ihre stark befestigte Hauptstadt beschränkt, wodurch denn eine ziemlich allgemeine Kleinmüthigkeit und Verzagtheit hervorgebracht wurde, die nur eines

Mannes eherner Muth noch zu verscheuchen und in ein grenzenloses Vertrauen umzuwandeln vermochte.

Und dieser große patriotische Mann war Hektor, ein anderer Sohn des Priamus. Man kann sich leicht denken, daß Hektor keineswegs die Unbesonnenheiten seines ausschweifenden, zügellosen und nichtswürdigen Bruders verfocht; o nein, er besaß zu viel Gerechtigkeitsliebe, als daß ihn die Bande des Blutes zu einer Ungerechtigkeit in Urtheil und Handlung hätten bestimmen können; aber wohl galt ihm unendlich viel das Vaterland, des Vaterlandes hohes Interesse! Ueberall, wo es auf kühne Unternehmung, auf kluge Anordnung im Gewühle der Schlacht, auf Muth und Beharrlichkeit, auf Vertheidigung der hart bedrängten Stadt ankam, stand Troja's einziger Held an der Spitze, und kehrte zum Schrecken der europäischen Griechen fast nach jedem Ausfalle siegreich in die Mauern der Festung zurück, und belebte auf diese Art immer mehr den Muth der Seinen, die ein grenzenloses Vertrauen zu ihm besaßen und ihm unerschütterlich treu ergeben waren. Auch achtete er keine Gefahr, sie mochte noch so drohend über ihn schweben, selbst Weib und Kind, die ihm doch so sehr am Herzen lagen, vergaß er und dachte stets nur auf das Beste seines Volkes, dessen Untergang ihm, wie jedem wahren Patrioten, schrecklicher war, als der Verlust alles andern, was sonst dem Menschen theuer und werth ist.

So hatte er fast zehn Jahre lang die Hauptstadt der Kleinphrygier muthvoll vertheidigt, und durch seine trefflichen Anstalten wie durch seine Tapferkeit Troja's Fall verhindert, als er, eben bei einem Ausfalle, mit dem gefürchtetsten der europäischen Griechen, mit dem

unmenschlichen Achilles zusammentraf. Lange und hartnäckig war der Kampf dieser beiden Helden, jeder bot seine ganze Kraft auf und suchte den andern zu erlegen, die Waffen aller Krieger von beiden Heeren ruheten, denn eine allgemeine Theilnahme fesselte die Aufmerksamkeit eines jeden auf den Ausgang eines Kampfes, von welchem das Wohl und Weh' der streitenden Mächte abhing.

Nach einer langen, übermenschlichen Kraftanstrengung fiel endlich unter den Streichen seines grausamen Gegners der edle heldenmüthige Hektor, dem noch seines hohen patriotischen Sinnes wegen, die fernste Enkelwelt eine ungetheilte Bewunderung zollen und seinem hohen Patriotismus eine Huldigung reichen wird, die zu ähnlichen Thaten begeistert, wenn sie der Druck des Vaterlandes heischt. —

93. Miltiades.

Unter die edelsten nicht nur auch unter die tapfersten, ganz für's Vaterland und des Vaterlandes Freiheit brennenden Männer Athens gehörte ohne allen Zweifel Miltiades. Schon in seiner früheſten Jugend widmete er sich nicht bloß den Waffen, wie dieß in den griechischen Freistaaten jeder Bürger zu thun verpflichtet war, er legte sich auch auf die Wissenschaften, mit besonderem Fleiße auf diejenigen welche einem künftigen Feldherrn von Werth und Wichtigkeit waren.

Was er in seinem bereits männlichen Alter, von den Athenern zum Anführer dazu erwählt, zur Begründung einer sehr ansehnlichen Kolonie in Chersones that, wie er sich da schon durch Einsicht und Herzhaftigkeit rühmlich auszeichnete, noch mehr aber durch seine edle

Uneigennützigkeit und Anspruchlosigkeit, ohne die er mit leichter Mühe zum Könige dieser ihn wie ihren Vater liebenden Kolonie sich hätte erheben können, seinen hohen Bürgersinn bewährte, das übergehen wir gerne, um bei einer seiner herrlichsten, glorreichsten patriotischen Thaten etwas länger zu verweilen.

Persiens König, den man zur Bezeichnung seiner weit ausgedehnten Macht gewöhnlich und vorzugsweise den Großen zu nennen pflegte, beherrschte zu jener Zeit so ziemlich den größten Theil von Asien, und Darius Histaspis, der damals, ungefähr fünfhundert Jahre vor Christus, auf dem persischen Throne saß, wollte seine Herrschaft auch in Europa ausbreiten, und sein Reich vor allen durch Griechenlands Eroberung erweitern. Er rüstete daher eine ungeheure, zahlreiche und furchtbare Armee aus, übertrug den Befehl über dieselbe den beiden Feldmarschällen Datis und Arthaphernes, bemächtigte sich mit seiner Flotte der nahe bei Athen liegenden Insel Euböa, und rückte unterdessen mit seinen Landtruppen in Attika ein, die unweit Marathon, kaum neun Meilen von Athen, in der Ebene ein Lager bezogen, und ganz Griechenland den Untergang drohten, welcher natürlich wegen der Nähe zuerst den atheniensischen Staat treffen mußte.

In Athen herrschte eine allgemeine Bestürzung; überall hin, besonders nach Lacedämon, sandte man Eilbothen, und bath um die schleunigste Hülfe, indeß man sich, so gut es in der Eile gehen wollte, zur tapfersten Gegenwehr rüstete, aber kaum ein Korps von neun tausend Mann zusammen bringen konnte, zu dem noch tausend Mann von der kleinen Stadt Platäa stießen, so, daß man also dem Feinde kaum zehentausend Streiter entge-

gen stellen konnte, die von zehen mit gleichem Ansehen und gleichen Rechten versehenen Generalen befehligt wurden, unter denen Miltiades, der bei der bedrängten Lage seines Vaterlandes sogleich die feindliche Kolonie im Chersones verlassen hatte, und ihm zu Hülfe geeilt war, sich ebenfalls befand.

Bei dem Kriegsrathe, den man über die Art und Weise der Vertheidigung hielt, trug der unerschrockene Mann mit aller Beredsamkeit, welche nur ein hoher Patriotismus einzuflößen vermag, darauf an, die Mauern der Stadt zu verlassen, dem Feinde in's offene Feld entgegen zu ziehen, und so den Muth der Bürger zu erhöhen, ihnen Zutrauen zu ihrer Tapferkeit einzuflößen, und der feindlichen Armee eine gewiße Achtung abzuzwingen, die nothwendig erfolgen mußte, wenn sie sähe, daß so eine Hand voll Menschen sich ihrer unzählbaren Macht im offenen Felde entgegenzusetzen wage.

Wenn man bedenkt, daß selbst der Beherzteste vor der Uebermacht scheu zurück bebt, und sich einer Art von Muthlosigkeit überließ, so wird man gewiß, schon dieses eben so kühnen, als verständigen Rathes wegen, den Miltiades bewundern, dessen großen Geist keine Gewalt der Erde zu beugen, keine Heerschaar von Millionen niederzudrücken vermochte; aber es bestättigte sich zugleich auch bei ihm der alte nur zu oft verkannte; und aus den Augen gesetzte Erfahrungssatz, daß allein nur der Geist lebendig macht, indeß die Form, wenn sie am Alten klebt, und von keiner lebendigen Seele belebt wird, tödtet, ach daß auch die Geschichte einer jüngern Vergangenheit dieser alten Erfahrung leider fruchtlos das Wort geredet hat! —

Miltiades Rath befolgend, verließ nun die kleine

heldenmüthige Schaar Athens Mauern im Angesichte der Feinde, die ihren Spott über das unbedeutende Häuflein bald theuer genug zahlen mußten; denn auf des edeln Aristides Vorschlag ward von allen kommandirenden Generalen der Oberbefehl dem Miltiades übertragen. Dieser schwur in der Versammlung aller andern Befehlshaber einen theuern, heiligen Eid, das Vaterland von der Perser Unterjochung zu retten, und — er hielt redlich Wort.

Um die Ueberlegenheit der Feinde zu entkräften, traf er die zweckmäßigsten Maaßregeln, und lehnte diesen zu Folge sein kleines Heer an einen Bergrücken, dessen rechts und links im Vorgrunde stehende Bäume der feindlichen Reiterei Angriffe unwirksam machten, wo man auch nicht strategisch gegen ihn operiren, ihn nicht umgehen konnte. Und obgleich Datis die schlechte Stellung seines Heeres wohl bemerkte, auf seine Truppenzahl trotzend verachtete er dieß als eine Kleinigkeit, und so begann die Schlacht, in welcher ein Grieche wenigstens gegen zehen Perser focht.

Gleich im Anfange derselben warfen die Athener mit Löwenmuthe den einen feindlichen Flügel, benutzten durch Miltiades weise Veranstaltung die daher entstandene Unordnung, drangen immer tiefer, immer unwiderstehlicher in des Feindes Linien, brachten endlich sein ganzes Heer zum Weichen, und mit der Nachricht, daß Datis, ihr Anführer, selbst im Treffen geblieben sei, ergriff die Perser solch ein gewaltiger Schrecken, eine so allgemeine Bestürzung, daß sie sich nicht nach ihrem Lager, sondern geradezu nach dem Hafen flüchteten, um auf ihren Schiffen von dem nacheilenden Griechenheer wenigstens das Leben als eine armselige Beute davon zu tragen.

Aber auch diese entgiengen nicht alle der Rache des furchtbaren Siegers, denn, unbekümmert um die Schätze im persischen Lager, verfolgte Miltiades mit seinen Helden die gewonnene Schlacht, jagte den Flüchtlingen bis an des Meeres Küste nach, nahm hier noch verschiedene Schiffe weg, und brachte nach seiner Rückkehr in der Perser Lager dessen Reichthümer nach Athen, wo er mit Jubelgesang und Freudengeschrei triumphirend empfangen wurde, vielleicht weniger wegen dieser für Griechenlands Freiheit entscheidenden Schlacht, als vielmehr wegen ihrer wichtigen Folgen, die sich bald darauf unverkennbar dadurch äußerten, daß Athen, welches ohne spartanische Hülfstruppen, die viel zu spät ankamen, diesen großen Sieg allein erfochten hatte, in dem griechischen Staatenbunde ein gewisses Uebergewicht erhielt, und gewissermaßen vorherrschte.

Miltiades hatte die Griechen über die Perser siegen gelehrt, hatte die Schmach der ganzen Nation furchtbar gerächt, und sich also dadurch unsterbliche Verdienste um sein Vaterland erworben; doch stand mit diesen Verdiensten des Vaterlandes Belohnung, die aber der wahre Patriot nie berücksichtiget, noch weniger verlangt, keineswegs im Verhältnisse, denn statt aller weitern Auszeichnung, statt aller andern Ehrenzeichen und Dankbarkeits-Beweise, ließen die Athenienser von Polygnot, ihrer trefflichsten Künstler Einem, die Schlacht bei Marathon malen; auf dem Gemälde den Miltiades unter den Befehlshabern die erste hervorgehendste Stelle geben, und in einer ihrer öffentlichen Gallerien dieß Gemählde mit aufhängen.

Diese eben nicht glänzende Belohnung gereicht jedoch den Athenern weniger zum Vorwurf, vielmehr zur Ehre,

denn sie beweiset noch die Einfachheit, die Reinheit ihrer Sitten, und eben so bürgt die Zufriedenheit des Miltiades mit dieser Belohnung für seinen patriotischen Sinn, da es fürwahr äußerst schlecht um den Patriotismus steht, dem erst ein Titel, ein Ordenskreuz, oder ein mit Pfründen und Gütern verknüpftes Bändchen Aufschwung und Kraftäußerung zu geben vermag! ——

Allein zur größten Schande gereicht es der Athener Republik, daß sie diesen ihren Retter und Befreier, den großen und einzigen Miltiades, auf die schmählichste Art im Gefängnisse konnten sterben lassen, wohin ihr Neid, ihre kleinliche Eifersucht ihn gebracht hatte, denn eines Verbrechens konnte man ihn nicht zeihen, so viel Mühe auch seine Feinde sich gaben, und endlich das elende Mährchen ersannen, er habe die Blokade der Insel Paros, zu deren so wie zu anderer im Archipelagus liegenden Inseln Eroberung er nach der Schlacht bei Marathon gesandt war, freiwillig aufgehoben, weil ihn persisches Gold dazu vermocht habe! —

Pfui, über die Erbärmlichkeit solcher Ankläger, und solch einer Republik, die auf solche Anklagen verdammet; aber destomehr heben sich auch die großherzigen Männer darinn hervor, und prangen desto glänzender in den Jahrbüchern der Weltgeschichte. Athen liefert uns, wie wir sogleich hören werden, leider noch mehrere Beweise dieser Erbärmlichkeit.

94. Aristides.

Ein Mann von der unbescholtensten Tugend, in deren schönem Kranze vorzüglich die glühendste Vaterlandsliebe und die strengste Gerechtigkeit prangten, in dieser letzten Beziehung erhielt er, nicht wie mancher schwache Regent von der niedrigen Schmeichelei seiner

kriechenden Zeitgenossen, sondern von dem unbestechlichen Gerichtshofe der partheilosen Nachwelt den herrlichen Beinamen des Gerechten, den er, wie sich sogleich ergeben wird, mit allen Ehren und von Rechts wegen verdiente. Sein Vater, Lysimachus, war ein zwar angesehener, aber eben nicht vermögender athieniensischer Bürger, der seinen Sohn sehr früh des Staates Diensten widmete, und in welchen sich dieser durch seine Tapferkeit wie durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Patriotismus so ungemein auszeichnete, daß ihm bald die höchsten Ehrenstellen und Aemter ertheilt wurden, die er alle auf's gewissenhafteste, ganz zum Besten der Republik und ohne alle Anmassung verwaltete, wovon schon oben beim Miltiades ein Beweis geliefert ward, wo er als gleich berechtigter Befehlshaber doch diesem, als den geschicktesten und erfahrensten, das Oberkomando zu übertragen anrieth.

Streng gegen sich, war er es auch gegen andere, und erlaubte keinem seiner Untergebenen, als ihm nach der Schlacht bei Marathon mit seinem Korps die Bewachung des unermeßlich reichen Perserlagers übergeben war, nur das Geringste von dieser ungeheuern Beute zu entwenden. Eben so gerecht und streng benahm er sich als Archont, zu welchem er nach Miltiades Tode unter andern auch mit dem Themistokles zugleich ernannt wurde. So patriotisch nun Themistokles ebenfalls gesinnt war, sein schrankenloser Ehrgeiz konnte es doch nicht ertragen, daß noch einer mit ihm um des Volkes Gunst buhlte, und sie ihm sogar streitig machte, denn Aristides verwaltete sein hohes Amt mit allgemeinem Beifalle, und zu seiner anerkannten Partheilosigkeit nahm jeder in streitigen Rathssachen seine Zuflucht.

Dieß benutzte Temistokles, und brachte durch Kabale und List dem Volke den schändlichen Verdacht bei, daß Aristides nach der Alleinherrschaft über Athen strebe.

Nichts ist schwankender und unstäter, als des großen Haufens Freundschaft und Zuneigung. Athens Bürger, die so viele Beweise von Aristides Geradsinn, von seiner unbestechlichen Redlichkeit, seiner erprobten Uneigennützigkeit und Anspruchlosigkeit hatten, Athens Bürger glaubten doch seines Nebenbuhlers seichten Vorspiegelungen, und hielten über den Gerechten ein öffentliches Gericht, das man den Ostracismus oder das Scherbengericht nannte. Dieß war eine Erfindung einer nur zu oft übertriebenen republikanischen Aengstlichkeit, einer nicht selten grundlosen Eifersucht, die es nicht leiden mochte, daß eines Bürgers Verdienste auch anerkannt, daß sie würdig belohnt wurden.

Vermöge dieses Scherbengerichts versammelten sich die stimmfähigen Bürger auf einem gewissen Platze des Marktes zu Athen, jeder schrieb auf eine irdene muschelartige Scherbe den Namen desjenigen, über den geurtheilt, und der verbannt werden sollte, und gab diese Scherbe in dem dazu bestimmten Gebäude ab. Waren sechshundert solcher beschriebenen Scherben beisammen, so erfolgte auch sogleich die Vollziehung des Urtheils, welches in einer zehnjährigen Verbannung vom Vaterlande bestand, doch ohne daß damit Verlust der Ehre, oder der Güter verknüpft war; der Verbannte behielt hingegen eine gewisse Freiheit, und konnte sich hinbegeben, wohin er wollte.

Aristides, der seiner Tugend und Unschuld sich bewußt war, und der seine Mitbürger keiner so ungerech-

ten That fähig hielt, war eben auf den Marktplatz gegangen, wo ihm jedoch ein ungewöhnlicher Zusammenlauf des Volkes auffiel. Furchtlos aber mischte er sich, zum Theile ungekannt, unter das Getümmel, und erfuhr denn bald die Veranlassung desselben. Auf einmal überreichte ihm ein unbekannter Bürger seine Scherbe, und bath ihn, er möge des Aristides Namen darauf schreiben.

„Gewiß, der Mann muß dir viel Leides zuge-
„fügt haben," sprach Aristides zu ihm,
„daß du ebenfalls in seine Verbannung wil-
„ligest."

„Keineswegs," erwiederte der Bürger, „ich
„kenne ihn nicht einmal, aber ich mag es
„nicht gerne leiden, daß man ihn den Ge-
„rechten nennt."

Nach dieser Aeußerung ergriff Aristides mit einem „so, so," die Scherbe, und schrieb zur eigenen Verurtheilung seinen Namen darauf.

Rechtsgründe von solchem Gehalte verbannten den edelsten, großherzigsten Bürger aus Athens Mauern — und seinem ganzen Gebiethe. Aber wie hätte sich auch sein glühender Patriotismus auf eine so ausgezeichnete Art bewähren können, wenn ihn seiner Mitbürger Ungerechtigkeit nicht dazu Gelegenheit gegeben hätte!

Nach einer fünfjährigen Entfernung aus dem Vaterlande brach der Perserkönig Xerxes, seines Vorfahrers, Darius Pläne ernster noch verfolgend, mit einer ungeheuern Armee auf, und hatte alles Ernstes beschlossen, Griechenland aus der Reihe selbstständiger Staaten zu vertilgen. Auch ergriff er außer seiner Truppenzahl noch andere oft nur zu wirksame Mittel zur Erreichung

seines Zweckes, und suchte durch Bestechungen die größten Männer Griechenlands, die er allerdings mehr als die griechischen Heere zu fürchten Ursache hatte, zu gewinnen, und auf diese Art unschädlich zu machen.

Nun erst erkannten die Athener, die das Unglück vorzüglich mitbedrohte, welch einen Mann sie an dem Aristides aus ihrem Staate verwiesen hatten, da sie nicht ohne Grund fürchteten, daß Xerxes auch diesen durch sein Gold in das persische Interesse zu ziehen sich bemühen werde. Eitel war freilich diese Furcht der Athener, und bewies nur, daß sie den großen Mann, den ihre kleinliche Eifersucht verstoßen hatte, nicht im geringsten kannten; denn weit entfernt, den Plänen des persischen Monarchen und ihrer Anführer zu huldigen, dachte er vielmehr mit allem Eifer darauf, wie er auch in seiner Verbannung zu Aegina dem Vaterlande noch wirksamen und kräftigen Beistand leisten könne. Und dazu erhielt er bald Gelegenheit, die wohl eine gemeine, nur nicht seine große Seele ungenützt würde haben entfliehen lassen.

Entfernt vom Vaterlande und dessen Diensten, konnte er freilich nicht auf dem Schlachtfelde für dasselbe fechten; aber er wirkte auf eine andere fast noch rühmlichere und unstreitig entscheidendere Art zu dessen Besten. Die Flotte aller griechischen Freistaaten lag nämlich bei Salamis, und da ein Theil derselben aus Furcht und Uneinigkeit ihrer Anführer sich trennen wollte, um einem entscheidenden Treffen auszuweichen, so erfuhr Aristides dieß kaum, als er noch in tiefer Nacht, und mit größter Gefahr, durch die persischen Linien zur vereinigten Flotte der Griechen segelte, und sich sogleich beim Themistokles, dem Admirale der Atheniensischen Escadre

und — man beherzige dieß wohl — seinem Todfeinde, melden ließ, der so eben in einem allgemeinen Kriegsrathe zu einer Seeschlacht fruchtlos gerathen hatte.

„Jetzt ist nicht von unsern gegenseitigen Verhältnissen die Rede," so sprach der patriotische Aristides, alles vergessend was ihm Uebles war zugefüget worden, zu seinem Feinde, „jetzt gilt es einzig dem Vaterlande und dessen Wohl, daher vergiß, so wie ich, alles, was unter uns vorgefallen ist, und befolge meinen Rath: laß um keinen Preis, da schon von allen Seiten der Perser Schiffe euch einzuschließen und zu vernichten drohen, laß es ja nicht zu einer Trennung der griechischen Flotte kommen, wo von eurer Vereinigung Alles abhängt."

Dieß sprach der hochherzige Mann, zum größten aller seiner Gegner, dem diese Rede ganz willkommen war, und der daher den allgemein verehrten Aristides bath, auch vor den versammelten Admirälen eben so frei und nachdrücklich zu sprechen.

Dieß geschah und das Feuer seiner männlichen Beredsamkeit wirkte so allmächtig, daß man sich ungetheilt zu einem schnellen, tapfern Angriffe entschloß, der auch unter Themistokles Führung so glücklich ausfiel, daß die griechische Flotte den entscheidendsten, glänzendsten Sieg über die stolzen Perser erfocht, wozu die braven Aegineten, deren Patriotismus Aristides, nach seiner schnellen Rückkehr aus dem letzten Kriegsrathe entflammt hatte, daß sie als die tapfersten auch das Meiste zu dem erkämpften Siege beitrugen.

Bald darauf erfolgte seine ehrenvolle Zurückberufung nach Athen, wo ihm die höchsten Ehrenstellen wieder übertragen wurden, und wo sein reiner hoher Vaterlands-Sinn sich auf die ausgezeichnetste Art wieder bewährte: er war bei der durch den Ostracismus erfolgten Verbannung des Themistokles, von dessen großen Verdiensten um das Vaterland überzeugt, sein eifrigster Schutzredner, er leitete alle Staatsangelegenheiten mit eben so vieler Weisheit und Redlichkeit und er war es, welcher der Perser Ueberredungskünste, die klüglich der Griechen Streitkräfte zu zersplittern und in einer Volks-Versammlung zuerst Athens Bürger durch ihr Gold für sich zu gewinnen trachteten, unkräftig machte, welcher allen griechischen Staaten den Geist der Eintracht und Einheit, ohne den alle Kraft wirkungslos einschrumpft, und zugleich Vertrauen zu sich einflößte, uud welcher auch als Feldherr nebst dem spartanischen Anführer Pausanias das persische Heer in der Schlacht bei Plateäa im eigentlichsten Sinne, nicht so wie man oft prahlend zu sagen pflegt, gänzlich vernichtete.

Zu Aristides Ruhme überhaupt sei nur dieß Wenige noch gesagt, daß alle griechische Regierungen ihm die Organisation einer combinirten Land- und Seemacht anvertrauten, und daß er bei allen seinen hohen Würden und Ehrenstellen, bei aller Veranlassung Reichthümer und Schätze zu erwerben, doch so arm starb, daß der Staat ihn auf öffentliche Kosten beerdigen lassen und an seiner zurückgebliebenen Familie Vaterstelle vertreten mußte. —

95. Leonidas, mit den 300 Spartanern.

Leonidas, König der Spartaner, aber was ungleich mehr noch sagen will, einer der größten Patrioten, welche in den Annalen der Weltgeschichte glänzen, dessen Patriotismus sich bis zur unvermeidlichen Todesgefahr rein und treu bewährte, der seinen Landsleuten durch sein eigenes Beispiel bewies, wie man als freier Mann siegen oder — sterben müsse! —

Als die persische Flotte bei Salamis geschlagen war, stand ihre ungeheure, auf 3 bis 400000 Mann starke Armee noch unbesiegt in Thessaliens weiten Ebenen und drohte, von Xerxes selbst und dessen Feld-Marschalle Mardonius geführt, dem kleinen Häuflein der Griechen, das diese in der Eile zusammengerafft hatten, Verderben und Untergang.

Nur der enge Paß bei Thermopyla, der von einer langen, unübersteiglichen, rechts und links sich hinziehenden Gebirgskette gedeckt wurde, hinderte die Feinde noch das attische Gebiet zu überschwemmen, und sich so des ganzen Griechenlands zu bemeistern. Da die Griechen dieses engen Passes Wichtigkeit kannten, so besetzten sie ihn mit 8000 der auserlesensten Krieger unter denen sich auch 300 Spartaner befanden, und deren Anführer insgesammt Leonidas war.

Jenseits dieses engen so eben erst von den Griechen besetzten Hohlweges hatte sich das zahllose Heer der Perser gelagert, dessen König es nicht wenig befremdete, daß eine so kleine Schaar ihm die Stirne zu biethen wagte, noch mehr gerieth er in Erstaunen, als man ihm berichtete, das kleine griechische Korps sei hohen Muthes voll, flechte sich Kränze und singe fröhliche Lieder, gleich als wenn es zu einem bloßen Kampf-

spiele ausgezogen wäre. Dessen ungeachtet ließ er dem Leonidas durch einen Herold Kapitulations = Artikel vorlegen, die zu gewissen Zeiten von gemeinen, feigen Seelen unbedingt angenommen worden wären, und ihn vor allem zur Uebergabe seiner Waffen auffordern.

Aecht lakonisch, d. h. kurz und kräftig, weil die Lacedämonier oder Spartaner durchaus nicht viel Worte machten, ächt lakonisch war des Leonidas Antwort und lautete: „Xerxes möge nur kommen und sie sich selbst holen!"

Eine eben so kurze ward einem andern persischen Gesandten, der im Namen seines Monarchen dem Leonidas reiche Belohnung versprach, ertheilt, und erklärt, „daß einem Spartaner Ehre und Freiheit unveräußerliche Güter wären." Als der Gesandte endlich noch auf die zahllose Menge der persischen Truppen aufmerksam machte und die Bemerkung hinzufügte, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln würden; so entgegnete einer aus Leonidas Heldenschaar: „desto besser, so fechten wir im Schatten!"

Nun begann der Kampf, 10000 Mann schickte Xerxes zur Bestürmung des festen Postens ab, aber — nicht Einer kehrte zurück! Dreißig tausend ersetzten ihre Stelle, und auch diese vertilgte der heldenmüthigen Griechen patriotische Tapferkeit, ohne daß sie einen bedeutenden Verlust dabei erlitten hätten.

Dieß beugte den hochfahrenden Sinn des übermüthigen Tyranen nicht wenig, da er seine tapfersten Soldaten fallen sah, und er gab schon alle Hoffnung auf, von dieser Seite in Griechenland einzudringen, als ein nichtswürdiger Thessalier, seines Vaterlandes Wohl um schnöden Gewinn verkaufend, ihm den Antrag machte,

einen Theil seiner Armee auf einem verborgenen Felswege über das Gebirg zu führen.

Man darf Niemanden seines Namens wohl verdiente Unsterblichkeit entziehen, auch nicht der Infamie, nicht der Despotenwuth, selbst nicht der Fluchwürdigkeit des Verrathes und des Verbrechens; und so werde denn auch dieser Elende hier genannt, dessen Name Ephialdes war, welcher in der Nacht auf einem kleinen Umwege glücklich 40000 Perser auf's Hochgebirge in den Rücken der Griechen brachte, die nun natürlich durch ein strategisches, wie man wohl sieht, keineswegs neues Manöver umgangen waren und ihren Untergang vor Augen sahen. Aber bei aller dieser schrecklichen Gefahr entfiel ihrem edeln, großherzigen Anführer der Muth nicht.

An Rettung war nun nicht mehr zu denken; damit also das Vaterlaud noch einen Kern tapferer Streiter erhalte, so behielt er, nach Entlassung aller andern Truppen, die freilich ungern von ihren Waffenbrüdern schieden, nur seine treuen Spartaner und vielleicht einige Hundert freiwillige Böotier, die den Kampf auf Leben und Tod mit ihrem muthigen Anführer begannen und leider den letzten fanden, ohne ihn zu fürchten: sie waren sogar so hohen fröhlichen Muthes, daß sie noch den Abend vor dem, aller Wahrscheinlichkeit nach zu erfolgenden Angriffe bei einer Mahlzeit vergnügt zubrachten und sich hier im traulichen Gespräche dem Tode für's Vaterland weiheten. Alsdann brachen sie in der Mitternacht heiliger Stille aus ihrem Lager auf, und griffen die Perser mit einer Tapferkeit an, welche bald in Verzweiflung überging und unter dem feindlichen Heere eine so schreckliche Niederlage anrichtete, daß die

Leichen der Erschlagenen um die kleine Schaar der heldenmüthigen Patrioten zu hohen Haufen sich aufthürmten, die freilich zuletzt der persischen, immer mit frischen Truppen unterstützten Uebermacht unterlagen und insgesammt auf dem blutigen Schlachtfelde ihr Grab fanden, aber doch durch ihren Tod, durch ihren Heldenmuth und durch ihres Armes gewaltige Kraft dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet hatten; denn indeß man hier an Thermopylä's Engpässen fast Persiens halbe Armee aufrieb, sammelte man auf Attikas Gebiethe der Krieger so viele, als man aufbringen konnte, und diese von einem Pelopidas und einem Aristides geführt und von ihrer Führer glühendem Patriotismus begeistert, vollendeten bei Plateäa, was noch zu thun übrig war, und von einer halben Million persischer Söldner betraten kaum 50000 den Boden ihres Vaterlandes wieder.

Aber in der Griechen dankbaren Erinnerung lebte auch auf ewige Zeiten Leonidas mit seiner tapfern Schaar, und noch lange Zeit nachher hielt es jeder Grieche für eine heilige Pflicht, zu der Stätte zu wahlfahrten und sich zu gleichen Großthaten zu entflammen, wo seine Landsleute so ausgezeichnet unter einem Leonidas gefochten und sich unsterblichen Ruhm erkämpft hatten. Des Denkmals Inschrift, welches man dem Leonidas und seinen wackeren Kampfgenossen errichtete, war eben so erhaben als einfach und lautete:

Sage es, Wanderer, unserem Vaterlande, daß wir hier unserer Pflicht getreu starben.

96. Bulis und Sperthies.

Sparta hatte nie vor Persiens Herrschern sich gedemüthiget und als Darius, von dem oben die Rede war, auch diesen Freistaat zur Unterwerfung aufforderte, und zum Zeichen derselben Wasser und Erde von ihm durch seine Gesandten verlangte; so handelten die Spartaner so grausam und unedel und warfen einen derselben in einen Brunnen, den andern in eine Grube und die übrigen schickten sie mit der bittern Bemerkung zurück, daß ihr König auf diese Weise beides erhalten habe.

Eine abscheuliche Verletzung des Völkerrechts, welche jedem Redlichgesinnten empörte und bei kalter Ueberlegung selbst von den Lacedämoniern erkannt wurde. Sie fürchteten daher die Strafe der Gottheit, und nach damaligen mangelhaften und falschen Religionsbegriffen, glaubten sie diese nicht anders, als durch ein blutiges Opfer versöhnen zu können. Sie forderten daher in einer öffentlichen Bekanntmachung alle diejenigen auf, welche dem Tode für's Vaterland freiwillig sich zu weihen entschlössen?

Ohne langes Bedenken erbothen sich zwei wackere Männer, Bulis und Sperthies, dazu, und ließen sich auch sogleich an den König der Perser nach Susa ausliefern, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, der qualvollste, schmählichste Tod ihrer wartete. Unterwegs suchte sie ein persischer Gouverneur von dem Gedanken einer freiwilligen Opferung durch die Vorstellung abzubringen, daß sie ihre Landsleute nur zur Unterwerfung unter seines Gebiethers Oberherrschaft bereden möchten und sie würden die ersten Statthalterschaften noch zur Belohnung erhalten.

Eine gefährliche Rede, die auf jeden andern besonders in Zeiten allgemeiner Erbärmlichkeit und Gehaltlosigkeit, nur auf kein wahrhaft patriotisches Gemüth, auf keinen Spartaner einen eben so gefährlichen Eindruck würde gemacht haben. Die Männer von Sparta fertigten aber den kriechenden Höfling nach Verdienst ab, setzten ihre Reise fort, und gleich nach ihrer Ankunft in Susa ließen sie sich beim Xerxes, der nicht längst erst zur Regierung gelangt war, melden. Sie wurden vorgelassen, aber nach persischer Sitte beim Eintritt in's Audienzzimmer sich niederzuwerfen und kniend ihre Verehrung zu beweisen, dazu konnte sie kein Befehl keine Drohung bewegen. Als edle freie Männer traten sie vor den König und mit freimüthigem Anstande und freimüthiger Rede erklärten sie: „daß sie von ihrer Regierung an ihn zum Sühnopfer für die Verletzung des heiligen Völkerrechts gesandt und bereit wären zu sterben."

Ueber solch eine Entschlossenheit, von der ein Perserkönig freilich eben so wenig eine Vorstellung haben konnte, als man in einem Zeitalter, wo eine verpestete Versunkenheit herrscht, sich einen Begriff von den ächten Großthaten einer herrlichern Vergangenheit zu machen vermag, über diese Entschlossenheit der spartanischen Männer gerieth Xerxes in ein namenloses Erstaunen; allein zu seinem Ruhme sei's gesagt, er übte keine Rache und vergalt nicht Gleiches mit Gleichem, sondern schenkte beiden Patrioten das Leben mit der Bemerkung, daß die Lacedämonier früh oder spät die Schuld ihres Verbrechens büßen würden. Edel war dieß allerdings, ohne es läugnen zu können, daß diese Großmuth der Feinheit politischer Pläne zum

Grunde lag; denn gewinnt man durch edle Gesinnung und Handlung die Herzen, dann werden auch die Arme gelähmt: Völker, die frei und ununterjocht bleiben wollen, müssen daher vor so einer Scheingroßmuth mehr auf ihrer Hut sein, als vor Armeen von Hundert Tausenden. —

97. Cimon.

Miltiades großer, seines Vaters in jeder Beziehung würdiger Sohn, wanderte nach des Vaters Tode, um ihm ein anständiges Begräbniß zu verschaffen, in's Gefängniß, aus welchem ein gewisser Kallias, ein reicher Bürger Athens, der Cimons Halbschwester Elpilike, freilich gegen seine Bewilligung zur Gattinn nahm, ihn erst wieder befreite, indem er die Geldsumme legte, welche die Regierung dem Miltiades zuerkannte und die der Sohn vermöge seiner eingegangenen Verpflichtung entweder bezahlen oder an des Vaters Stelle in gefänglicher Haft bleiben mußte.

Bereits in seinem frühern Leben hatte sich Cimon zu seinem künftigen Heldenberufe gebildet, auch bereits in den Schlachten bei Marathon und Salamis mitgefochten und seinem Vaterlande schon da gezeigt, was und wieviel es dereinst von ihm zu erwarten berechtiget sei. Man übertrug ihm daher sehr bald ein Kommando über eine Anzahl Truppen, bei denen er besonders eine so strenge und gute Mannszucht einführte, daß sie sich bald vor allen andern, besonders durch taktische Kenntnisse, durch Muth und Eifer sehr rühmlich auszeichneten.

Nach Themistokles Verbannung ward er zum Admirale der athenienfischen Flotte ernannt, mit dem

Auftrage, die persischen Besitzungen an den Küsten des obern Griechenlands und Thraziens wegzunehmen und den Feind aus allen griechischen Provinzen so wie aus den mit Griechenland verbundenen Ländern vollends zu vertreiben. Er vollführte diesem Auftrag sowohl mit gleich viel Glück, als Geschicklichkeit, erweiterte dadurch Athens Besitzungen in jenen Gegenden ganz ungemein, sicherte immer mehr die atheniensische Seeherrschaft und verschaffte seiner Vaterstadt immer größeres Gewicht, so, daß man mit seiner Expedition allgemein über alle Erwartung zufrieden war.

Mit Ruhm gekrönt und von der reichen Beute mit unermeßlichen Schätzen bereichert, kehrte er nach Athen zurück, wo er von seinen eigenen Reichthümern sowohl, als von den öffentlichen Geldern den würdigsten Gebrauch machte, indem er seiner Vaterstadt die trefflichsten Gebäude und die schönsten öffentlichen Plätze gab, so daß sie sich von dieser Zeit an unter allen Städten Griechenlands auf das vortheilhafteste auszeichnete. Sümpfe und Sandplätze um Athen verwandelte er in die anmuthigsten Spatziergänge und einen nahegelegenen einem atheniensischen Bürger, Namens Akademos, gehörigen, ganz verwilderten Platz schuf er durch Laubengänge, Springbrunnen, Ruheplätze, Pavillons und dergleichen mehr zu einem so prächtigen Garten um, daß, außer dem Volke, auch die berühmtesten Weisen und Volkslehrer ihn zu ihrem Spatziergange wählten, und sich hier über des Lebens wichtigste Gegenstände mit ihren Schülern unterhielten, woher in der Folge dieser Platz unter dem Namen Akademie so berühmt geworden ist.

Noch mehr Patrioten-Sinn zeigte er dadurch,

daß seine Tafel täglich für viele hundert Bürger, sie mochten hohen oder niedern Standes sein, gedeckt war, daß sein Vermögen eigentlich Allen angehörte, indem er jedem der es bedurfte, oder der ihn darum ansprach, mit der uneigennützigsten Bereitwilligkeit und Aufopferung damit unterstützte. Natürlich kann man sich denken, daß er, gleich dem Aristides, in Verwaltung öffentlicher Gelder und Geschäfte durchaus gerecht und uneigennützig war, daß kein Ansehen der Person, noch weniger irgend eine Art von Bestechung bei ihm galt. Hiervon ein merkwürdiges, seine höchst patriotische Denkart dokumentirendes Beispiel! —

Rhäsaces, ein reicher mit Schätzen nach Athen geflüchteter Perser, sah sich genöthiget, da mehrere Chikanen habsüchtiger Gerichtspersonen ihn wenigstens um den größten Theil seines Vermögens zu bringen drohten, seine letzte Zuflucht zu dem edlen Cimon selbst zu nehmen und ihn um seinen Beistand zu bitten. Nun war es in Persien üblich, jedem, dem man etwas bittend vorzutragen hatte, Geschenke und Gaben zu bringen, und so ließ denn auch Rhäsaces durch seine Sklaven, bevor er selbst erschien, zwei mit Gold- und und Silbermünzen gefüllte Vasen in Cimons Audienz-Vorsaale niedersetzen, und dann erst ließ er sich anmelden.

Cimon nahm ihn freundschaftlich auf, konnte sich aber des Lächelns nicht enthalten, da er die Anstalten bemerkte, welche der Fremde zu Erlangung seiner Freundschaft angewandt hatte. Als auf die Frage: ob Rhäsaces einen Sklaven oder Freund suche, der Perser antwortete: er wünsche den letzten; so erwiederte Cimon, daß er sogleich sein Geld sollte wegschaffen lassen,

wovon er nur dann Gebrauch machen werde, wenn er sich als sein Freund, in einer so mißlichen Lage befände, daß ihm seine Schätze dienlich sein könnten.

Nach so rühmlichen Beweisen von Patriotismus und Vaterlandsliebe dieses grossen Mannes nur noch etwas Weniges: auch über ihn hielt der furchtbare Ostracismus heimliches Gericht und verbannte ihn aus Athens Mauern, in die er jedoch sehr bald zurück gerufen wurde, da man bei des Perser Königs Artaxerxes neuen Eroberungsplänen nur allein von seiner Klugheit und Einsicht Rettung erwartete, worin man sich auch gar nicht irrte, denn gleich Anfangs spielte er den Krieg in die persischen Provinzen und von Eroberung zu Eroberung eilend, zwang er bald darauf den Artaxerxes zu einem für Griechenland ungemein vortheilhaften Frieden, vor dessen Abschlusse er jedoch an den in der Belagerung von Citium erhaltenen tödtlichen Wunden den Tod für's Vaterland starb. —

98. Die heilige Schaar bei den Thebanern.

Nicht bloß einzelne Helden und Patrioten, auch ganze Korporationen, die des Vaterlandes grosser, allmächtiger Geist belebte, verdienen unsere Aufmerksamkeit, obgleich die Namen der Individuen nicht mehr aufgeführt werden können, darum gedenken wir auch kürzlich der heiligen Schaar bei den Thebanern, überzeugt, daß die patriotische Geschichte dieses griechischen Volksstammes, keine zweckmäßigere erhalten könne.

Der Kampf der Griechen mit den Persern hatte sich zwar zu den Gunsten der ersten geendet, allein die letzten benutzten doch jede Gelegenheit sich die Ober-

Herrschaft über Griechenland zu verschaffen, wozu sie oft sehr ernste Versuche machten, die aber meistentheils mißlangen: besonders unglücklich liefen diese Versuche ab, als Spartas König Agesilaus, den Oberbefehl über die vereinten griechischen Truppen hatte. Schon zitterte Artaxerxes in seiner Hauptstadt Susa vor der nahen Ankunft des unüberwindlichen Siegers, als noch zeitig genug seine Bestechungen eine förmliche Trennung der griechischen Freistaaten von Sparta bewirkten, die nun gegen dieß letzte selbst zu Felde zogen und es dadurch veranlaßten, den siegreichen Agesilaus aus Asiens Provinzen schnell zurückzurufen.

Agesilaus gehorchte, so tief es ihn kränkte, den Thron der persischen Monarchie nicht umstürzen zu können, und da er gleich nach seiner Rückkehr einige sehr bedeutende Siege über die verbundenen Griechen erfocht, so dämpfte er sehr bald die ausgebrochenen Unruhen, ohne es jedoch besonders den Thebanern vergessen zu können, daß sie ihn im Laufe seiner asiatischen Siege mit aufgehalten hatten. Daher suchte er sich, so groß er auch sonst war, auf alle Art an den Thebanern zu rächen und sie auf's empfindlichste zu drücken. Aber dadurch eben weckte er unglücklicher Weise für Sparta den hohen patriotischen Sinn der Thebaner, die bisher eben keine glänzende Rolle gespielt hatten, und zwang sie gleichsam, streitend für Vaterland, Freiheit und Recht, zu den ausgezeichnetsten Thaten, wovon wir gleich nachher noch mehr hören werden. Auch kluge, rechtliche Männer, nicht nur gewöhnliche Despoten und Menschenwürger, thun bisweilen Fehlgriffe und müssen dann zu spät das Geschehene bereuen.

Jetzt zu der heiligen Schaar der Thebaner

zurück: sie bestand in einer ausgewählten Mannschaft von 300 jungen Leuten, die auf Kosten des Staats erhalten wurden, in der bei Theben befindlichen Burg in Friedenszeit in Besatzung lag, und das ganz Eigene hatte, daß der große Geist der Vaterlandsliebe und Ehre, für unüberwindlich gehalten zu werden, sie beseelte, der noch ganz besonders durch den Enthusiasmus der Freundschaft erhöht wurde, da sie paarweise in unauflöslicher Liebe und Freundschaft bei und mit einander lebten, die allen Gefahren trotzte und für den geliebten Freund das Aeußerste wagte. Wo die Heldenschaar dieser 300 muthvoller innigst verbundener Jünglinge focht, da galt es Sieg oder Tod, an ein Drittes, am allerwenigsten war an eine schimpfliche Flucht zu denken.

Niedrige Menschen wollten zwar an dieser engen Verbrüderung manches zu tadeln finden; allein, was nicht schon der Verläumdung Stachel verletzte! Philippus, der Macedonier, hat diese Heldenschaar nach der Schlacht bei Chäronea, die er gewann und worin er auch diese Braven auf eine — ganz natürliche Art überwand, am kräftigsten in Schutz genommen. Alle 300 fand er Mann bei Mann auf dem Schlachtfelde hingestreckt und alle mit den Lanzen durch die Brust gebort, da erhob sich denn auch die Stimme des verläumderischen Tadels, die aber Philippus mit folgender Erklärung zu Boden schlug: „Wehe dem, der so wackere Männer in einem üblen Verdacht haben kann! Aber wohl dem Volke, das solch ein tapferes, heldenmüthiges, patriotisches Elitten-Korps an der Spitze seiner Armee hat! — — — Es unterliegt schwerlich einem Fremdlinge, der auf tollkühne Er-

oberungen auszieht, und auf Unterjochung der Menschheit nur sinnt. —

99. Epaminondas und Pelopidas.

Die Geschichte dieser beiden Helden und Patrioten ist zu sehr, zu innig verbunden, als daß eine Sonderung derselben leicht möglich wäre, daher führen wir sie beide vereint auf, um desto nachdrücklicher zu beweisen, was Männer von solchem Geiste zu leisten vermögen!

Diese beiden Männer waren es, welche Theben, Böotiens Hauptstadt, aus seiner bisherigen Dunkelheit an das Licht zogen und ihm ein solches Ansehen verschafften, daß es selbst dem übermüthigen Sparta geboth. Nicht von ihren Jugendjahren, so rühmlich sie auch von ihnen verlebt wurden, aber bemerken müssen wir doch, daß sie von ihrem früheſten Leben an die unzertrennlichsten Freunde waren, ohne daß die Verschiedenheit der Glücksgüter den geringsten Einfluß auf ihr herzliches Verhältniß gehabt hätte, denn Epaminondas war arm, Pelopidas hingegen besaß ein ungemein ansehnliches Vermögen, wovon er jedoch den trefflichsten Gebrauch machte, indem er junge Leute unterstützte, und so dem Vaterlande manchen wackern Mann zog.

Wie bereits oben erwähnt wurde, hatte vor allen Theben Ursache, sich über Spartas Druck und Uebermuth zu beklagen. Ein lacedämonischer General, Phöbidas, begünstigt von einem unseligen Factionsgeiste, der damals die Thebaner spaltete, bemächtigte sich sogar des festen Schlosses Kadmea hinterlistiger Weise, worüber auch ganz Griechrnland um so mehr indignirt ward,

je anmassender sich die Spartaner bei jeder Gelegenheit und zwar ganz ungescheut betrugen.

Auch Epaminondas und Pelopidas befanden sich zu jener Zeit unter den unterdrückten Patrioten, der letzte hatte mit mehrern seiner Anhänger die Flucht nach Athen ergreifen müssen, wo sie weder vor den Dolchen feindlicher Meuchelmörder, noch vor den — zur Ehre der Athener aber fruchtlosen — Auslieferungsschreiben der Spartaner gesichert waren, indeß Epaminondas, als ein unbedeutender Mensch, übersehenward, und daheim blieb, ohne daß er sich, da er Bürgerblut scheuete, in Pelopidas zur Rettung des Vaterlandes entworfene Pläne vor der Hand einließ. Dieser hingegen, überzeugt, daß doch sein Freund in Theben gewiß auf alle Weise zu seinen Gunsten wirke, handelte jetzt desto kräftiger, er sammelte in Athen alle dahin Vertriebenen um sich, und es gelang ihm auch in seiner Vaterstadt noch mehrere Bürger, einen Charon, Philidas, Melon, u. a. m. auf seine Seite zu bringen.

Als der Plan zur Ausführung gereift war, begab sich Pelopidas, keine Gefahr scheuend — wie könnte auch der wahre Patriot bei seinen heiligen Zwecken irgend eine Gefahr in Anschlag bringen! — mit zwölf der entschlossensten Verschwornen aus einer kleinen an Böotiens Gränzen gelegenen Stadt nach Theben, wo sie als Jäger gekleidet unter dem Schirme der Abenddämmerung und — eines Schneegestöbers zu verschiedenen Thoren herein glücklich in Charons Hause ankamen, und schon sechs und dreißig Verschworne vorfanden, deren auch noch immer mehrere eintrafen.

Indeß gab Philidas, welcher an der ganzen Verschwörung den thätigsten Antheil nahm, denselben Abend

den meisten Spartanern von Bedeutung ein herrliches Gastmahl, um sie durch Sinnenrausch so lange noch sicher zu machen, bis die Stunde der Erlösung schlage, und doch hätte selbst bei aller Vorsicht das patriotische Unternehmen noch scheitern können, wären die Spartaner, welche nicht nur der Verdacht, sondern auch ein Brief des atheniensischen Oberpriesters, der zum Glücke ungelesen blieb, warnte, wären sie nicht zu übermüthig und eingebildet gewesen, hätten sie die Thebaner weniger verachtet.

Noch schwelgte man zur Mitternachtstunde in Philidas Hause an voller Tafel, als ein Theil der Verschwornen in's Tafelzimmer drang, und alles niederstieß, was spartanisch war, indeß andere Abtheilungen in den Häusern, wo sich Lacedämonier befanden, eben so verfuhren; alle Wachen wurden niedergehauen, alle Tyrannen ermordet, und mit dem anbrechenden Morgen verkündete ein Herold den Thebanern ihre Rettung, unb forderte jeden auf, die Waffen zu ergreifen.

Sogleich stellte sich nun auch Epaminondas an die Spitze der Aufgebothenen, sprengte die Pforten der Kerker, und befreite über fünfhundert seiner unschuldigen Mitbürger, die alle mit unter das Panier der Freiheit traten, und immer mehr durch die Ankunft der überall hin Verbannten verstärkt wurden.

Pelopidas ward nun allgemein zum Oberanführer gewählt, sammelte in Verbindung mit dem Epaminondas — der nun für's ganze Leben mit jenem vereint blieb, und auf dem Schlachtfelde wie bei Berathschlagungen für's gemeinsame Beste mit ihm wirkte — sogleich ein auserlesenes Heer der tapfersten Thebaner, zwang die Spartaner zur Uebergabe der Festung Kadmea,

lieferte ihnen verschiedene Gefechte, in denen er allemal siegte, und traf endlich unweit Leuktra an der böotischen Gränze auf den Kern ihrer Armee, geführt von ihrem Könige Kleombrotus.

Nur ein kleines Korps, das dieß Mal von Epaminondas kommandirt wurde, indeß Pelopidas die heilige Schaar befehligte, konnte man dem großen spartanischen Heere entgegen setzen, und es bemächtigte sich daher aller Gemüther in Theben eine große Besorgniß, nur die Heldenseelen eines Pelopidas und Epaminondas konnten nicht erschüttert werden; sie waren es, die den gesunkenen Muth wieder zur Begeisterung hoben, und dadurch in Leuktra's Ebenen den vollständigsten Sieg über die Spartaner erfochten, die bis jetzt für unüberwindlich gehalten wurden, aber doch auch bewiesen, daß es um alle Unüberwindlichkeit mißlich steht, wenn nur der rechte Mann mit Kraft und Geist gegen sie aufsteht.

Ganz Griechenland war entzückt über Thebens Trophäen, und mehrere griechische Staaten schickten, dem thebanischen Bunde beitretend, den Siegern Hülfstruppen, so, daß Epaminondas in kurzer Zeit mit einer Armee von 70,000 Mann an den Ufern des Eurotas, Lacedämons letzter Schutzwehr stand, und die größte Bestürzung in dieser Hauptstadt verbreitete. Leicht hätte er sie erobern können, wenn er nicht klüglich befürchtet hätte, daß er dadurch die Eifersucht der übrigen griechischen Staaten reitzen, und so wieder neue für Griechenlands Gemeinwesen höchst verderbliche Spaltungen veranlassen werde. Darum zog er, nachdem den gedemüthigten Spartanern auf ihr anständiges Ersuchen ziemlich gute Friedensbedingungen zugestanden waren, mit

seinen siegreichen Truppen aus Laconien nach Theben zurück.

Wir übergehen, daß Epaminondas gleich darauf von seinen eigenen Mitbürgern mit dem Tode bestraft worden wäre, weil er — gegen das Gesetz im Laufe seiner Siege, und folglich zu ihren Besten das Kommando einige Zeit länger behalten hatte, und führen nur noch an, daß er fortwährend seinem Vaterlande im Kriege und im Frieden die wichtigsten Dienste leistete, ohne alle Anmaßung, ohne nur die geringsten Ansprüche auf Belohnung, denn diese hasset ein großes, von heiliger Vaterlandsliebe durchglühtes Gemüth; aber doch auf eine Auszeichnung zu machen. Als Privatmann lebte er unter seinen Mitbürgern still und eingezogen, edel und tugendhaft, und wenn das Vaterland seiner bedurfte, verließ er sein friedliches Leben, und folgte dem Rufe desselben in Tod und Schlacht. Bei seinen großen Tugenden und seiner Ergebenheit für's Vaterland, bei seinem mäßigen, nüchternen, bescheidenen Sinne bedarf es eigentlich gar keiner Erwähnung, daß er höchst unbestechlich war, und man muß sich nur wundern, wie es einst persische Gesandte wagen konnten, ihn durch ihr Gold zu blenden. Auch Pelopidas, obgleich er keine so großen Eigenschaften besaß, wirkte wohlthätig für den Staat, und leistete diesem einen der wichtigsten Dienste dadurch, daß er einen Gesandschaftsposten an den Hof des Perserkönigs, Artaxerxes, den anderer griechischer Staaten Eifersucht zu einem Kriege gegen Theben abzureitzen suchten, übernahm, und durch seine männliche Beredsamkeit, durch seinen einnehmenden, hinreißenden Vortrag alles zu Gunsten des Vaterlandes durchzuführen und zu erlangen wußte.

Solche Männer, ach! deren es leider nur zu wenige giebt, solche Männer heben ein Volk, machen Länder blühend, geehrt und gefürchtet, und in Wahrheit, dieß letzte ist, so lange nun einmal des Krieges Schrecken an der Tagesordnung blieben, kein gemeiner Dienst, denn wehe der Nation, die zu solch einer Unbedeutenheit herabgesunken ist, daß man sie verachten muß! —

Epaminondas glänzende Thaten und Siege, die ein reiner Patriotismus erfocht, alle aufzuzählen, würde uns zu weit führen, nur seines letzten, und seines Heldentodes müssen wir noch gedenken.

Was ich bereits oben bemerkte, wiederhole ich hier, aus triftigen Gründen, vielleicht noch einmal: wäre Griechenland nicht in so viele Partheien zersplittert gewesen, hätten Hellas gefeiertes Land nicht so verschiedenartige Interessen getrennt, schwerlich würden Alexanders Räuberhorden, fluchwürdigen Andenkens, Asiens Gebieth, noch weniger die Ufer des Indus betreten, schwerlich würde Rom so viele Triumphe gefeiert, und seine Gesetze, seine Sprache der halben Welt aufgedrungen haben. Aber der Zwietracht unseliger Geist, der alle Bande zerreißt, und die Völker wie die Regenten zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen der schrecklichsten Verblendung preis giebt, der Zwietracht Geist stürzte endlich auch die Griechen von ihrer Höhe, und zeigte sich bei jeder Veranlassung.

Sparta konnte Thebens Größe und seine Verluste nimmer verschmerzen; als es daher nur einigermaßen sich wieder erholt hatte, brachte es die Athener auf seine Seite, und benutzte eine unbedeutende Streitigkeit der beiden arkadischen Städte, Tegea und Mantinea, zum Vorwande eines Krieges gegen die Thebaner; diese stan-

den auf Thegea's, Sparta und Athen, auf Mantinea's Seite, und so rang man noch einmal um Griechenlands Oberherrschaft.

Unter den Mauern von Mantinea kam es zur Schlacht, in welcher Epaminondas das thebanische Heer kommandirte, und durch seine Klugheit sowohl, als durch die Tapferkeit seiner Truppen überall Tod und Schrecken verbreitete. Schon war der spartanische Phalanx, das Elitenkorps, durchbrochen, als seine Raschheit, seine Hitze ihn zu tief in der Feinde dichteste Haufen warf, und er hier von einem Wurfspieße tödtlich verwundet wurde, indem der Schaft abbrach, und das Eisen tief in der Brust stecken blieb.

Seine Helden retteten ihn zwar aus dem Schlachtgetümmel, allein, alle sahen mit ihm ein, daß er, sobald das Eisen aus der Wunde gezogen würde, seinen Geist aufgeben müsse, und er ließ es daher, troß dem entsetzlichen Schmerzen, so lange darinn, bis die Nachricht erscholl, daß die Thebaner siegreich den Wahlplatz behauptet hätten; nun erst zog er sich des Wurfspießes Spitze aus der Brust, und sagte: „Nun hab' ich genug gelebt, mein Vaterland ist befreit, und ich sterbe „unüberwunden.“ Kein Wort nun weiter über den großen Mann, nach dessen und Pelopidas Tode Theben gar bald wieder von seiner Höhe herab sank.

100. Horatius Kokles.

Können auch nicht immer lange Reihen patriotischer Handlungen aufgestellt werden, auch einzelne, aber nothwendig ganz ausgezeichnete Thaten hochherziger Vaterlandsfreunde verdienen allerdings einer umständlichern

Erwähnung, und darum prange Horatius Kokles ebenfalls in diesem Buche.

Der Verlust einer Königskrone, nur für die thörichte Eitelkeit der Herrschbegierde, ein wünschenswerthes Kleinod, läßt sich freilich nicht so leicht verschmerzen, und so rastete auch Tarquin der Uebermüthige nicht, seinem Haupte die durch Tirannei und Schandthaten verlorne wieder aufzudrücken. Seine eigne Sache wußte er dem Porsenna, Hetruriens mächtigstem und gefürchtetstem Könige von Clusium, als die Angelegenheit aller Herrscher so nachdrücklich zu empfehlen, daß dieser mit einer großen Armee gegen Rom rückte, und bereits vor dessen Mauern stand, ehe man hier noch an eine Bewaffnung hatte denken können.

Schrecken und Furcht verbreitete allerdings zum Theile des Feindes überraschende Erscheinung; indessen war man doch ziemlich allgemein hohen Muthes voll, und fest entschlossen, auszuhalten, und die kaum errungene Freiheit zu behaupten. Porsenna aber griff rasch und kräftig die spärlich befestigte Stadt an, vertreibt die Besatzung des Janikulus, eines unweit Rom gelegenen, und durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt verbundenen Hügels, und den Flüchtigen nacheilend, ist er schon im Begriffe, mit diesen zugleich in Roms Mauern einzudringen, als mitten auf der Brücke ein Held, ein Patriot erster Größe, ihm den nachdrücklichsten Widerstand leistet, und fast ganz allein die Stadt noch rettet.

Vergebens hatte sich Horatius Kokles, eben der junge patriotische Mann, bemüht, die fliehende Römerkohorde zur Vertheidigung der Brücke aufzuhalten, vergebens alle Beredsamkeit aufgebothen, er pre-

digte tauben Ohren, es war alles umsonst, nur so viel konnte er noch von ihnen erlangen, daß sie hinter ihm schnell die Brücke abbrachen. Damit dieß aber auch sicher geschehen konnte, stellte er sich, die vorgestreckte Lanze in der gewaltigen Faust haltend, und nur noch von zwei edlen Römern, dem Lartius und Herminius, unterstützt, dem mächtig eindringenden Heere des Feindes entgegen, und hielt es durch tapfere Gegenwehre so lange auf, bis die Brücke nach der Stadtseite zu, abgebrochen war.

Ehe noch der letzte Balken fiel, und die Kommunikation hemmte, ließ er noch seine beiden Kampfgenossen retten, und nun focht er ganz allein, hohen Geistes durch Schmähungen ihres Sklavensinnes die Feinde zum Kampfe auffordernd. Diese waren bei dieser wundervollen Erscheinung wie betäubt, und lange zuckte auch nicht Einer das Schwert, bis das Gefühl der Schmach sie allgemein ergriff, und sie gegen den einzigen Helden trieb, der sich aber nicht sogleich werfen ließ, und Tod und Verderben so sehr um sich verbreitete, daß bald ein Haufen Leichen um ihn aufgethürmt lag.

Erschöpft, mit Wunden bedeckt, und vom Blute triefend, würde er doch am Ende der immer mehr andringenden Masse unterlegen haben; allein jetzt hörte er der Brücke letzte Pfeiler hinter sich donnernd niederstürzen; sogleich sprang er in den Strom, und aller auf ihn abgedrückten Pfeile und Wurfspieße ungeachtet, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer, wurde jubelnd empfangen, und im Triumphe in die Stadt vom ganzen Volke geführt, das seine großen Verdienste dankbar erkannte, und ihm nicht nur eine Bildsäule im Tempel des Vulkan errichten, sondern ihm auch einen ansehnli-

chen Distrikt Landes zum Eigenthume anweisen ließ, in treuer Erinnerung seine patriotische Heldenthat bewahrend.

101. Mucius Scävola.

Indeß war durch diese heldenmüthige patriotische That die Eroberung der hart bedrängten Stadt doch nur etwas verzögert, bei weitem noch nicht aufgehoben. Porsenna setzte ihr mit der größten Anstrengung von allen Seiten zu, blokirte sie rings um, und beschloß durch Hunger sie zur Uebergabe zu zwingen. Auch war man hier, bei allem Muthe der Vaterlandsvertheidiger in keiner kleinen Besorgniß und fürchtete das Aeußerste um so mehr, je weniger man sich nur die geringste Hoffnung auf Entsatz und Hülfe machen konnte.

Da erschien auf einmal unvermuthet und unerwartet eine freiwillige Gesandtschaft des Porsenna vor Roms Senate, und that diesem im Namen ihres Königs sehr billige Friedensvorschläge, worüber natürlich die ganze Stadt in ein namenloses Erstaunen gerieth, indeß die Väter der Stadt diese Bedingungen, da sie keineswegs mit der Ehre des römischen Volkes stritten, willig annahmen.

Ein Wunder nur schien diese für Rom so günstige Veränderung herbeigeführt zu haben, das aber der Muth, das hohe Vaterlandsgefühl eines Einzigen auf eine sehr natürliche Art bewirkt hat.

Mucius Scävola, ein junger furchtloser Mann voll ächt patriotischen Geistes, war es, welcher das Vaterland vom drohenden Untergange durch eine That rettete, die freilich von Seiten der Moral keine Lobsprüche erwarten durfte, aber in patriotischer Hinsicht desto mehr Bewunderung einer eben so seltenen als

kühnen Aufopferung für des vaterländischen Staates Wohl verdient.

In hetrurischer Kleidung hatte sich Mucius nicht nur in Porsennas Lager, sondern sogar in sein Zelt zu schleichen gewußt, wo der König außer seinem Geheimschreiber mit mehreren Personen höhern und niedern Ranges sich befand. Brennend vor Wuth, des Vaterlandes Feind aus der Welt zu schaffen, irrte sich Mucius in der Person, und traf statt des Königs, sein Dolch den Geheimschreiber, dessen Kleidung von der königlichen nicht viel verschieden war.

Sogleich ward er festgehalten, er erklärte ohne Hehl, daß der Stoß eigentlich dem Könige gegolten habe, und daß er nichts mehr bedaure, als das Ziel verfehlt zu haben, das vielleicht ein Anderer besser treffen würde. Auf diese Aeußerung sollte er durch die schrecklichste Folter zur Entdeckung des Komplottes gebracht werden; allein indem er seine linke Hand auf die glühende Räucherpfanne legte, und sie ohne nur den geringsten Schmerz zu verrathen, ruhig und gelassen abbrennen ließ, bewies er, daß kein'e Folter im Stande sei, etwas aus ihm herauszupressen. Der König befahl daher, daß man ihn in Freiheit setze, und nun erst sagte Mucius: Was keine Marter von mir je erzwungen haben würde, gestehe ich dir jetzt freiwillig. Wisse, o König, noch einige hundert solcher unerschrockenen Männer haben sich gegen dein Leben verschworen, jede Stunde kann für dich die Letzte sein, denn Ein Stahl trifft gewiß dein Herz! —

Ob noch viele Verschworne wirklich vorhanden waren, ist nicht ganz sicher zu bestimmen, desto größer erscheint aber auch Mucius, wenn er nur allein das

Wagestück unternommen, und durch die Drohung den König in Furcht und Schrecken zu setzen gewußt hatte; denn nur dieser Furcht verdankte Rom jene Gesandtschaft und seine Rettung.

102. Kalpurnius Flamma.

Ein zweiter Leonidas, dessen Heldenmuth und Vaterlandsliebe eine ganze Armee ihre Rettung verdankte. Hamilkars großer Feldherrngeist hätte nämlich einst die römische Armee auf Sizilien in einen engen Paß zu locken und hier so einzuschließen gewußt, daß an gar kein Entkommen zu denken war, sie mußte sich entweder schimpflich ergeben, oder sie ward von dem Schwerte des Feindes niedergehauen.

Muth und Sinn waren in dieser schrecklichen Lage Allen, dem kommandirenden Generale sowohl, als dem gemeinsten Troßbuben entfallen; nur von einem Kalpurnius, der als Tribun eine kleine Truppenabtheilung führte, war der Vaterlandsliebe allmächtiger Schutzgeist nicht gewichen; sein Heldensinn erhob ihn, und diesem vertrauend, trat er vor seine Kohorten und forderte jeden auf, der entschlossen sei, dem Vaterlande sich selbst zum Opfer zu bringen. Dreihundert Helden sammelten sich um ihn, und mit diesen bestieg er einen der Berge, den der Feind unvorsichtiger Weise nicht besetzt hatte, ob er gleich alle andere von ihm okkupirte vermöge seiner Höhe nach beherrschte.

Auf des Berges Gipfel stellte Kalpurnius seine Tapferen in Schlachtordnung, hielt eine kurze kräftige Rede und so begann der Kampf, welcher so blutig wie der bei Termopylä geführt wurde. Tausende der Kar-

thager wurden erlegt, und nur erst als Kalpurnius von dem feindlichen Heere ganz umringt war, als dieses von allen Seiten auf seine kleine Heldenschaar wüthend eindrang, nur da erst unterlag er der ungeheuren Uebermacht und wurde mit seinen Braven hingestreckt. Aber er hatte die Feinde so lange beschäftiget, daß der romische Feldherr mit seiner Armee sich ruhig aus den Engpässen ziehen, sie in Schlachtordnung stellen uud dem Feinde ein Treffen anbiethen konnte, das dieser aber geschwächt durch den großen Verlust gegen Kalpurnius jetzt klüglich vermied.

Mit Wunden bedeckt, aber doch noch am Leben, fand man diesen heldenmüthigen Patrioten nachher; er ward bald hergestellt und zum Lohne seiner heroischen Thaten, erhielt er — keine Pfründe, kein Kreuz, keinen Orden, nur einen Eichenkranz um seine Siegerschläfe, der für ihn einen höheren Werth hatte, als aller irdische Gewinn, und für seinen grossen patriotischen Sinn am kräftigsten spricht; denn verdächtig, äußerst verdächtig, bleibt ewig der Patriotismus, der eines goldenen Hebels bedarf! —

103. Hannibal.

Hannibal, der Sohn Hamilkars Barkas, ist es, der jetzt unsere Aufmerksamkeit fesselt, der sie ganz und in jeder Beziehung verdient. Schon sein Vater hatte sich in den Kriegen mit Rom ungemein hervorgethan und gewissermaßen noch allein den karthaginensischen Staat vom Untergange gerettet; aber in seinem Herzen kochte ein glühender Haß gegen die Römer, so wie es im Gegentheile von heißer Vaterlandsliebe brannte. Jenen Haß, wie diese Liebe, pflanzte er

seinen vier Kindern ebenfalls ein, und die tiefste Wurzel schlugen beide in des jüngsten, in Hannibals grosser Heldenseele.

Kaum neun Jahre alt fragte ihn sein Vater, der eben 237 Jahre vor unserer Zeitrechnung vom karthaginensischen Senate den Befehl erhalten hatte, nach Spanien zu segeln und dort dem erschöpften Staate neue Hülfsquellen zu eröffnen, ob er ihn auf diesem Feldzuge wohl begleiten wolle? Rasch und entschlossen erklärte sich der feurige Knabe bereitwillig dazu, und bath den Vater dringend darum.

„Es soll geschehen," erwiederte dieser, „wenn du mir heilig und fest versprichst, das streng zu erfüllen, was ich von dir verlange."

Und da Hannibal noch einmal ernst es versicherte, so führte ihn der Vater, welcher vor seinem Abmarsche nach Spanien durch ein feierliches Opfer zu diesem Feldzuge sich vorbereitete, nach vorheriger Entfernung aller Uebrigen, zu den Stufen des Opfer = Altares und seine Hand auf das Opferthier legend, weihete er ihn durch einen hohen heiligen Eid, den der Sohn ablegen mußte, zum unversöhnlichen Feinde, zum ewigen Verfolger der Römer und aller ihrer Anhänger.

Dieser furchtbare Schwur, den Hannibal als Knabe und Jüngling, wie als Mann und Greis unerschütterlich treu gehalten hat, dieser Schwur hat nicht nur Rom, hat die damalige halbe Welt zittern gemacht, hat großen Heeren den Weg über die ungangbarsten Felsen gebahnt, hat Blut in Strömen vergossen, Völker gegen Völker bewaffnet, die gräßlichsten Schlachten geliefert, die glänzendsten Siege erkämpft, und — — — namenloses Elend, die Folgen aller großen

Würgeanstalten, denn was anders ist wohl der Krieg? über den Erdball verbreitet; doch verweilen wir nicht länger bei diesem Schauergemählde, dessen leichtester Umriß schon das gefühlvolle Auge mit wehmüthigen Thränen füllt, und eilen nun zu Hannibals Thaten und Leben, wobei wir, wollen wir anders den Zusammenhang nicht verletzen, des Hamilkar und Asdrubal nothwendig mitgedenken müssen, sollte es auch nur im Vorbeigehen geschehen.

Neun Jahre lang focht Hamilkar in Spanien, und diese ganze Zeit über kam sein jüngster Sohn ihm nicht von der Seite keine Beschwerde, keine Anstrengung, keine Mühseligkeit konnte des jungen Mannes ehernen Muth darniederbeugen, noch weniger seinen Heldensinn und die Ergebenheit für des Vaterlandes ungetheiltes Interesse schwächen; bei Tag und Nacht hielt er es muthig aus, und kümmerte sich nicht um Nachtwachen, nicht um Sturm und Wetter.

So war Hannibal bis in sein achtzehntes Jahr im Lager, also ziemlich abgehärtet aufgewachsen, als sein Vater früher starb, wie es die Ausführung seiner Pläne heischte; denn wäre er länger am Leben geblieben, schwerlich würde seinem Sohne der Ruhm zu Theile geworden sein, das Kapitol über die Alpen weg bestürmt und in Schrecken gesetzt zu haben. Allein Hamilkar, eben im Begriffe den Pyrenäen zuzueilen, wurde durch einen in seinem Rücken ausgebrochenen Volksaufstand zurückgerufen, und rückte muthvoll den Anführern entgegen, die an ihrer Spitze eine große Anzahl mit Ochsen bespannter und mit Kien, Talg, Pech und Schwefel beladene Wägen führten, worüber die karthaginensischen Truppen nicht wenig lachten, und ihnen spöttisch entgegen zogen.

Aber welch eine Veränderung kann ein neues, glücklich ausgedachtes Manöver bewirken, woran man in Zeiten elender Gesinnungen freilich nicht glauben und sich leider nicht überzeugen will, daß Neuheit Wunder, wahre Wunder thut; die damals von den Karthagern mit — allem Rechte gewiß auch sogenannte Insurgenten — das ist verdollmetscht, die Völker, welche des karthaginensischen und römischen und, wie es oft geschieht, jeden andern Druckes herzlich müde waren — zündeten ihre Wägen an, die von Flammen gereitzten Ochsen stürzten wüthend auf die Carthaginenser ein, durchbrachen ihre Reihen, brachten alles in Unordnung und indem die nichtswürdigen, fatalen Insurgenten diese allgemeine Verwirrung benützten, ward ein so schreckliches Blutbad angerichtet, daß nur wenige vom karthaginensischen Heere entrannen, Hamilkar selbst blieb auf dem Brandfelde und nur sein heldenmüthiger Sohn entkam, der jedoch wegen seiner Jugend das Kommando noch nicht übernehmen und es daher seinem Schwager Asdrubal überlassen mußte.

Ein ächter Patriot auch, ein feiner Mann, dieser Asdrubal! Neue Verstärkungen aus Afrika an sich ziehend und die Unternehmungen seines großen Vorgängers mit aller Kraft fortsetzend, überzeugte er sich bald, daß ungebildete — mit versunkenem Allerlei — Völker sich leicht von täuschender List bestechen und gewinnen lassen. — Er verließ sich daher mehr auf Unterhandlungen und — Spione, als aufs Schwert und auf die offene Feldschlacht, und indeß er gewisse minder schimpflich klingende Redensarten klüglich gebrauchte, und z. B. Unterwerfung ein Bündniß, Besatzung einen Schutz, Befehle eine freundschaftliche Sorgfalt, und

Gewalt eine abgedrungene Nothwehr gegen Treulosigkeit nannte — höchst sonderbar, daß man in der Geschichte doch immer auf bekannte Maximen stößt; aber noch sonderbarer, daß die bethörten Völker durch solche nichtige Floskeln ferner noch des Lichtes Glanz sich haben entrücken lassen! — indeß er denn so klüglich hinter schmeichelnde Worte und täuschende Ausdrücke sich versteckte, wußte er sich in Spanien immer fester zu setzen, das Gebieth der Karthager selbst bis in des Landes Inneres zu erweitern, Ruhe und Frieden in allen Provinzen zu erhalten, und zu neuen Kämpfen neue Kräfte zu sammeln.

Des Asdrubals schlaue Künste schienen selbst den Römern gefährlicher, als Hamilkars Feldherrngenie, denn auch sie suchten sich in Hispanien mehr einzunisten, ohne daß sie, aus Furcht vor den Galliern, vor der Hand weiter etwas bewirken konnten, als einen Vertrag mit dem karthaginensischen Gouverneur, kraft dessen der Ebro — vormals Iberus genannt, daher der Name Iberien und Iberer — die Gränze der punischen Herrschaft bleiben, und nicht gegen die Freiheit der Saguntier und anderer griechischer Pflanzstädte von Seiten der Karthager unternommen werden sollte; und diesem Vertrage blieb auch Asdrubal bis an seinen Tod, den ein Meuchelmörder ihm gab, ungedingt getreu.

Nicht so Hannibal, der Römer gefährlichster, unversöhnlichster Feind, der nach seines Schwagers Asdrubal Ermordung im Jahre 221 vor der christlichen Chronologie den Oberbefehl in Spanien und zwar in seinem 22sten Jahre erhielt.

Wir übergehen hier der Kürze wegen, wie Hannibal — aber fürwahr alles, alles aus Liebe zum

Vaterlande — zuerst die Askader, Mastianer, und Tarsejer unterjochte, wie er sich mit eines vornehmen Iberer Tochter vermählte, und dadurch sowohl die Neigung des Volkes, als auch zur Ausführung seiner großen Pläne und zur Erkaufung seiner Feinde in Karthago ungeheure Schätze zu gewinnen, wie er mehrere Städte Hispaniens in Schutt- und Steinhaufen verwandelte, wie er durch Sagunts Verheerung, welches dessen Bürger mit einer Entschlossenheit, mit einer Beharrlichkeit und einem Muthe vertheidigten, der in jeder Beziehung fast beispiellos und ehrenvoll genannt, und in der Reihe patriotischer Großthaten einverleibt werden könnte, wenn die Saguntiner für ihren Heerd, für ihre eigne Wohlfahrt, und nicht für ein fremdes Volk, nicht für das Interesse der Römer gefochten hätten, wie er durch Eroberung von Sagunt die Römer zu reitzen wußte, wie er muthig und listig bald in offener Feldschlacht, bald in künstlichen Belagerungen den Ruhm eines der ersten Feldherrn in seines Lebens frühester Periode schon behauptete, und begleiteten ihn nur auf seinem Zuge über die Pirenäen durch Gallien, und über die Alpen nach Italien, über welche damals noch kein Fußpfad, noch vielweniger eine fahrbare Strasse führte.

Fürwahr ein großes, kühnes, gewagtes Unternehmen, das nur ein glücklicher Patriotismus entwerfen und ausführen, nur einem Hannibal, dessen Brust die heißeste Vaterlandsliebe, ein unversöhnlicher Haß gegen Karthago's unversöhnte Feinde erfüllte, gelingen konnte! Sein Heer, an und für sich schon ihm zwar bis zum Tode treu ergeben, vertraute ihm und seinen Talenten ganz unbedingt, allein wie gemischt war es auch, da es aus Karthagern, Numidiern, Griechen,

aus Iberern, Keltiberern, und mehrern andern Völkern und Völkerstämmen bestand, die unter einander alle getheilte Interessen, Ansichten, Wünsche und Hoffnungen hegten, und hegen mußten, und doch wußte sie Hannibals Geist, den ewig und immerdar nur des Vaterlandes Wohl in Spannung erhielt, und darum nur weihen wir ihm eine so große Aufmerksamkeit, darum verdient er sie auch im höchsten Grade. — Hannibals Geist wußte mit allmächtiger Kraft alle vereint zu halten, und jede Spaltung in der Geburt zu ersticken.

Mit diesem gemischten Heere dringt er über die Pyrenäen in Gallien ein, und findet hier so neue und große Hindernisse, die ein weniger patriotisches Gemüth muthlos zurückgescheucht haben würden; den Hannibal beugt nichts, ihn schreckt keine Schwierigkeit, keine Gefahr zurück; kühn setzt er über reißende Ströme, schlägt die an ihren Ufern versammelten streitbaren Nationen, durchzieht unwegsame Wälder, und wird auch nicht von dem ewigen Schnee und Eise, nicht von den unübersteiglichen Felsengipfeln der unwirthbaren Alpen aufgehalten. Sein unerschütterlicher, beharrlicher Muth erhielt durch das lebendige Interesse für's Vaterland immer neue Nahrung. So überwand er alles, was ihm in den Weg trat, warf alles nieder, was sich ihm entgegen setzte, und so stand er nach einem höchst beschwerlichen und gefahrvollen Marsche von fünfzehn langen Monaten am Fuße der jenseitigen Alpen, und musterte nun an den Ufern des Po seine Armee, welche der lange Marsch, verbunden mit ewigen Gefechten und Schlachten über die Hälfte aufgerieben hatte, indeß die andere von Hunger und Kälte, von Krankheiten aller Art so geschwächt auch war, daß sich wenig oder gar nichts

von ihr hätte erwarten lassen, wenn nicht das mildere Klima, so wie die Fülle gesunder und guter Nahrungsmittel ihr Erholung und Stärkung verschafft hätte, so, daß sie sich bereits nach wenigen Tagen der ersten italienischen Gränzstadt Taurinum, des heutigen Turin bemeisterte, und nun, ohne sich noch einige Ruhe gönnen zu können, vorwärts eilte, da bereits die römischen Legionen in forçirten Märschen auf sie anrückten.

An dem kleinen Flusse Ticinus trafen sich die beiden Heere; das römische ward vom Kornelius Scipio, einem der tapfersten Feldherren, geführt, und both dem karthaginensischen sogleich ein Treffen an, das Hannibal unerschrocken annahm, und nachdem er seine Krieger durch eine recht kräftige Rede, welche Geist und Gemüth wunderbar ergriff, wenn man sie nur zur rechten Zeit zu halten, und ihre Wirkung zu benutzen weiß, zur Tapferkeit angefeuert, ihnen besonders ihre Lage recht versinnlicht und bewiesen hatte, daß hier durchaus weiter keine Wahl, als Sieg oder Tod sei, und daß im ersten Falle die herrlichsten Vortheile ihrer warteten; so benutzte er die Hitze der entzündeten Gemüther, und stürmte pfeilschnell auf die feindlichen Linien mit seinen Truppen ein, welche mit solchem Grimme, mit solch einem unwiderstehlichen Muthe fochten, daß die Römer, der tapfersten Gegenwehr ungeachtet, die Flucht ergreifen mußten, und vom Sieger verfolgt, sich nicht eher wieder sammeln konnten, als in der Gegend von Placentia, die eine von Natur befestigte Position bildete.

Nicht diese sichere Stellung allein kam ihnen hier zu statten, es stießen auch mehrere neue, vom Konsul Titus Sempronius kommandirte Legionen zu ihnen, der vermöge seiner bisherigen Siege über die Karthager

in Sicilien sowohl als auf andern Inseln einen neuen Geist, frischen Muth in die geschlagene Armee mit seinen siegtrunkenen Truppen brachte, und gar nicht zweifelte, den Hannibal völlig aufzureiben, der in Wahrheit auch in der allermißlichsten Lage sich befand, da seine kleine Armee nicht nur keine Verstärkung erhalten konnte, im Gegentheile in der jüngsten Schlacht doch auch an Mannschaft verloren hatte.

Hannibal aber schlug dieß nicht im mindesten nieder, es gab ihm nur Gelegenheit, seine tiefen Geistesgaben, seine großen Talente in einem glänzenden Lichte noch zu zeigen, denn da er wohl sah, daß er hier mit stürmender Hand nicht durchdringen werde, so nahm er zur Feinheit und List seine Zuflucht, und wußte die hitzigen Römerlegionen mit ihrem stolzen Feldherrn an den Ufern des kleinen Flusses Trebia in eine für ihre großen Streitmassen so ungünstige Lage zu versetzen, daß sie ihre Streitkräfte durchaus nicht benutzen, die Karthager hingegen taktisch und strategisch operiren konnten, und daher von den letzten völlig überwunden, und gänzlich in die Flucht geschlagen wurden.

Nach diesem Siege endlich war dem Hannibal der Weg nach Rom geöffnet, er nahm aber einen Marsch, der ungleich beschwerlicher noch, als alle bisherigen war, nämlich über die Appeninen nach Hetrurien. Während dieses Marsches verlor er nicht nur den größten Theil seiner Lastthiere, und außer einem einzigen alle seine Elephanten, sondern litt auch selbst an einer heftigen Augenkrankheit, die ihm sogar den Verlust des einen Auges zuzog, und lagerte sich endlich nach unglaublichen Anstrengungen und namenlosen Mühseligkeiten mit seinem Heere unweit Kortona, wo ihn unter Anführung des

Konsuls Flaminius eine neue römische Armee schon erwartete, und vor Begierde brannte, sich mit ihm zu messen.

Aber auch diese erlag wider Hannibals Schlauheit und List, indem er sie wieder am See Trasimenus so einzuschließen wußte, daß sie sich unmöglich bewegen konnte, und nach einem harten Kampfe endlich auf's Haupt geschlagen wurde, denn was nicht in der Schlacht umkam, ward von den Karthagern gefangen, und nur einzelne Flüchtlinge entrannen, und brachten die Schreckensnachricht nach Rom, die man von Seiten der Regierung keineswegs dem Volke verhehlte, da man damals bei aller Politik doch noch nicht so weit gekommen war, auf eine ganz unverschämte Art zu lügen.

Jammer und Wehklagen erfüllten nun Rom's Strassen, und das fürchterliche: Hannibal ante portas! hörte man überall ertönen. Aber der gefürchtete Hannibal erschien nicht in Rom's Mauern, nachdem er noch mehrere Siege erfochten, und selbst den Fabius Cunctor durch eine ganz neue Kriegslist hintergangen hatte, vergönnte er seinem Heere eine etwas zu lange, und darum gefährliche Erholung in Kapua und dessen Gegend, und da während seiner italienischen Schlachten und Siege die Römer tn Spanien, und selbst in Afrika bedeutende Vortheile erkämpft hatten, so wurde er vom karthaginensischen Senate zur Vertheidigung des Vaterlandes zurückgerufen, und verlor gegen den Publius Scipio, den Vater des Kornelius Scipio, und den endlichen Zerstörer Karthago's, die bedeutende Schlacht bei Zama, nach welcher die Karthager mit den Römern bekanntlich Frieden schlossen, ohne daß Hannibal das Kommando der Armee verlor.

Allein von nun an konnte er nie wieder etwas Großes gegen die Römer ausführen, selbst nicht durch den mächtigen König Antiochus in Syrien, den er zu einem Feldzuge gegen seine unversöhnlichen Feinde zu bewegen gewußt hatte; aber diese hielten sich, so lange er lebte, durchaus nicht gesichert, und verfolgten ihn so lange, bis er von allen Seiten bedroht, in seinem hohen Alter durch Gift sich um's Leben brachte, um nicht in die Hände der Römer zu fallen.

So endete der große patriotische Hannibal, und bald nach ihm fiel auch seine Vaterstadt Karthago, die sich die Weltherrschaft errungen haben würde, wenn nicht in ihrer Mitte Neid und Verfolgung geherrscht, und ihrem großen und einzigen Befreier, Hannibal, tausend Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Nur auf einige Zeit sollte dieser, von seiner ihm ergebenen Armee unterstützt, den karthaginensischen Senat, und die in demselben befindlichen Faktionsmänner stürzen, oder er sollte nur das Requisitionssystem gekannt haben, und Rom hätte nie wieder einen Triumph gefeiert; aber — unbegreiflicher Weise, wie man dieß so oft noch in der Geschichte bemerkt, wollte es das Schicksal anders, und so unterlag auch das größte Genie seinem allmächtigen Arme! — ! — ! — !

104. Armin oder Hermann.

Keiner unter allen Patrioten, die aus germanischem Stamme entsprossen sind, verdient einer ehrenvollern Erwähnung, als ihr ältester und fast größter, der heldenmüthige, ganz deutsche Armin oder Hermann, Sigmars, eines Fürsten der Cherusker, Sohn! Freilich, die Moral dürfte nicht leicht seine hochherzige That

zur Nachahmung empfehlen; aber, wie ich schon oben einmal beiläufig erwähnt, solche Heldenseelen bringen gleichsam ihr ganzes Ich auf dem Altare des Vaterlandes dem Wohle desselben zum Opfer dar, ohne ängstlich zu berücksichtigen, welch ein Nachtheil ihnen aus ihren Großthaten erwachsen möge.

Wie die Römer alle Länder und Völker mit ihren Adlerklauen zu umklammern trachteten, so hatten sie auch schon längst und oft versucht, sie in Deutschlands Eingeweide zu schlagen, und so über den freien Nacken seiner Bewohner das Joch harter Knechtschaft zu werfen. Mehrere dieser Versuche waren mißlungen, und wenn sie sogar einmal einen Volksstamm besiegt hatten, so setzte er sich entweder bald wieder in Freiheit, oder, ehe er sich vom heimischen Boden in ferne Länder zur Sklaverei abführen ließ, entleibte sich Mann für Mann, wie dieß z. B. die Sigambrer thaten, welche Augustus Stiefsohn, Julian, überwand, und sie nun über den Rhein noch Gallien zu schleppen gedachte.

Der Deutschen Freiheitssinn war selbsten da nicht zu beugen, als auf deren vaterländischem Boden die Römer schon etwas festen Fuß gefaßt hatten, und nun ihre teuflischen Künste in Ausübung brachten, indem sie die Söhne der Fürsten, auch diese selbst, nach Rom zu locken wußten, sie hier mit ihrer schwelgerischen, üppigen Lebensart bekannt machten, in Lastern und Ausschweifungen sie erzogen, und so natürlich das Große und Heilige in ihnen zu ersticken, das Vaterland und sein unverletzliches Interesse ihnen vergessen zu machen suchten.

Auch Armin, der sogar zum römischen Ritter erhoben worden war, und das römische Bürgerrecht erhal-

ten hatte, war größtentheils in Rom's Mauern aufgewachsen, ohne sich von dem Sittenverderbniß dieser damals höchst versunkenen Stadt nur im geringsten vergiften zu lassen; sein Sinn blieb deutsch, sein Leben tadellos und rein, und in der treuen Brust bewahrte er treu den großen Gedanken, des Vaterlandes Retter zu werden. Dessen ungeachtet stellte er sich ganz römisch, wußte sich bei den Größten des Reichs, unter andern auch bei dem bekannten Varus überaus beliebt zu machen, und diesen, der das Gouvernement über die eroberten deutschen Provinzen so eben erhalten hatte, dahin zu vermögen, daß er ihn zur Begleitung und zum freundschaftlichen Umgange mit nach Deutschland nahm, wo er dem Varus so viele Beweise von Ergebenheit und Anhänglichkeit gab, daß dieser das höchste Vertrauen in ihn setzte.

Während aber Armin dem Römer Freundschaft log, und ihn also eigentlich mit gleichen Waffen schlug, hatte er mit allen deutschgesinnten Fürsten Germaniens Verbindungen zur Vernichtung ihrer Unterdrücker, jedoch so geheim angeknüpft, daß Varus von einigen Verräthern, und zwar fürstlichen Ranges, denn leider giebt es zu allen Zeiten schlechtes Gesindel unter den höhern wie unter den niedern Ständen, zu spät gewarnt war, auch auf diese Warnung wenig achtete, da er seinem Freunde Armin unbedingt traute, und nichts weniger fürchtete, als von diesem hintergangen zu werden.

Indes des Vaterlandes allmächtige Liebe beseitiget alles, achtet selbst auf der Freundschaft unveräußerliche Rechte nicht, besonders wenn diese im Grunde genommen doch nur scheinbar ist, und so hatte denn Armin zur Rettung Deutschlands einen Plan entworfen, den er,

als er zur Reife gediehen war, mit eben so viel Verstand und Einsicht als Muth und Kaltblütigkeit ausführte. Er hatte nämlich die verschwornen Fürsten, deren viele sich an Varus Hoflager aufhielten, unter allerhand täuschenden Vorspieglungen in Deutschlands Inneres zu schicken, und sie so zu unterrichten gewußt, daß sie hier, außer den bereits gesammelten, vor allem eine bedeutende Masse braver deutscher Männer zusammen bringen und dann tief in Westphalen einen Aufstand erregen sollten, und zwar in einer Gegend, welche der Kriegskunst der Römer durchaus keine Entwicklung, keine Ausübung erlaube.

Alles ging glücklich von Statten; denn der ganze Plan ward mit Besonnenheit entworfen, und wurde mit aller Besonnenheit ausgeführt: Armin, um allen Verdacht von sich zu wälzen, blieb bei Varus zurück, die Nachricht von der im Westphälischen ausgebrochenen Revolution kömmt an, Armin räth, sie mit der ganzen römischen Macht sogleich in der Geburt zu ersticken, auch Varus hält dieß für das Räthlichste, bricht in Armins Begleitung mit drei der schönsten römischen Legionen auf, und eilt in forcirten Märschen dem Schauplatze der Unruhe zu. Noch sind sie keine Tag-Reise mehr von der Gegend entfernt, wohin der Deutsche den Römer zu locken gewußt hatte, so beurlaubt sich jener unter einem recht scheinbaren Vorwande von diesem; und ihm den Weg beschreibend, den er zu nehmen habe, bestimmt er zugleich den Ort des Wiedersehens.

Kaum aber hat sich Armin von den römischen Legionen entfernt, so eilt er auf verborgenen ihm wohl bekannten Pfaden zu seinen Landsleuten, stellt sich an ihre Spitze und erwartet das Römer-Heer in der schon klüg-

lich ausgewählten Gegend ungefähr bei der heutigen Stadt Horn, die ein tiefes, rings mit hohen waldigen Gebirgen umschlossenes Thal bildete, durch welches nur mühsam ein Weg führte, und wie die Römer so ziemlich in der engen Schlucht sich befinden und nur ganz langsam fortmarschiren können, stürzen pfeilschnell die deutschen Haufen unter Anführung ihres Arnin von den Waldgebirgen auf sie herab. An eine Schlacht-Ordnung, an taktische Bewegung, wenn sie auch die Ueberraschung verstattet hätte, war auf diesem ungünstigen Terrain durchaus nicht zu denken, die römische Armee, von allen Seiten überflügelt und auf einen engen Raum zusammengedrängt, wird nicht nur gänzlich geschlagen, sondern völlig aufgerieben, so, daß auch nicht ein Mann entrinnen und dem Senate die schreckliche Nachricht verkünden kann, welche ganz Rom in tiefe Trauer versetzte. Aber Deutschland war gerettet, gerettet durch Eines Mannes großen, patriotischen Geist, den es durch Errichtung von Denksäulen, die den Namen Armin- oder Irmen-Säulen führen, dankbar zu ehren suchte. Diese Befreiung geschah im neunten Jahre unserer Zeitrechnung, also kurz zuvor, ehe die grosse moralische Befreiung der Welt erfolgte.

104. Wittekind.

Wittekind, ein ächt deutscher Patriot war ein Heerführer der Sachsen und glühte vor Vaterlands- und Freiheits-Liebe, daher er auch Alles aufboth, der Freiheit unschätzbares Gut seinen Landsleuten zu erhalten, welches Karl der Große ihnen zu rauben suchte; aber erst nach einem dreißigjährigen Kampfe, und doch nur erst unter gewissen Bedingungen, erbeutete.

Schon Pipin hatte die unedle Absicht, die freien Sachsen zu unterjochen, und auch mehrmals versucht, sie zu erreichen; aber keiner seiner Versuche gelang ihm. Sein Sohn, Karl der Große genannt, der wegen seiner anderweitigen unverkennbaren Verdienste dieses Beinamens unstreitig weit würdiger ist, a s viele andere Weltstürmer vor und nach unsrer Zeitrechnung, gab des Vaters Plan keineswegs auf; im Gegentheile, er verfolgte ihn mit weit mehr Anstrengung, da seine Heerschsucht so tapfere und freigesinnte Nachbaren unmöglich als unbesiegt neben sich dulden konnte. Daher rüstete er sich mit aller Kraft, ließ alle seine Vasallen aufsitzen, und überzog die ganz unvorbereiteten Sachsen mit einer ungeheuern Armee, welche vielleicht schon damals ganz Sachsen unterjocht haben würde, hätte es nicht ein Wittekind, ein eben so großer Patriot, als Feldherr, vertheidiget. Dieser aber leistete Karln den kräftigsten Widerstand und würde noch weit kräftigern geleistet haben, wenn es ihm wegen des plötzlichen feindlichen Ueberfalls möglich gewesen wäre, die zerstreuten Haufen seiner Landsleute vorher zu sammeln und sie dem Feinde in offener Feldschlacht eutgegen zu führen. So konnte er es denn freilich nicht verhindern, daß die Franken ziemlich tief in's sächsische Gebieth drangen, das alte ehrwürdige Heiligthum der Sachsen, eine der berühmtesten Irmen-Säulen, zerstörten, und sie endlich zum Frieden zwangen, wodurch sie aber bei weitem noch nicht unterjocht waren.

Fünfmal noch erneuerte sich der Kampf, und immer blutiger und grausamer, besonders nachdem Karl einmal eine recht menschenfreundliche Handlung ausgeübt, und nicht mehr als 4500 der vornehmsten Sachsen an

der Aller hatte — enthaupten lassen, wofür er kurz darauf bei Detmold derb gezüchtiget, und total geschlagen wurde; denn Wittekind hatte jene unerhörte Barbarei so zu benutzen gewußt, daß er die Begeisterung, den Muth und den Freiheits-Sinn seiner Landsleute überaus hob, und Wunder der Tapferkeit mit ihnen that. — Oft wurden allerdings die Sachsen zerstreut und geschlagen, weil leider nicht allemal die nöthige Einheit unter ihnen herrschte; aber alles dieses konnte einen Wittekind nicht so muthlos machen, daß er die Sache des Vaterlandes aufgegeben hätte. Fünfmal sammelte er die zerstreuten Heere seiner Landsleute unter das Panier der Freiheit, und widerstand dem mächtigsten und talentvollsten Monarchen inner einer Zeit über dreißig Jahre. Bei allen Gefahren, bei allen Unglücksfällen blieb sein hoher, patriotischer Sinn ungebeugt und unerschüttert; sein Muth wankte nie, und die Uebermacht schreckte den Helden nie zurück. Gewiß, hätten nicht so viele widrige Umstände gegen ihn gewirkt, er würde auch diesem fränkischen Welt-Eroberer die Spitze gebothen, und ihm jeden Eroberungs-Plan vereitelt haben, wie er ihm einen so langen Zeitraum hindurch den nachdrücklichsten, muthigsten Widerstand entgegen setzte.

Daher gebühret ihm Lob und Ehre im reichen Maaße, und der Dank aller Patrioten, welche die köstliche Lehre, die sein ganzes Leben und Wirken darbeut, nicht genug beherzigen können, daß man mit ehernem Muthe, mit gläubigem Vertrauen auf Gott, auf des Vaterlandes heilige Rechte und mit einem großen, freien Sinne dem furchtbarsten und noch dazu auch tapfern, gut angeführten Heere Trotz biethen kann, wenn man ihnen auch an Kraft und Menge bei weitem nicht ge-

wachsen ist: daß man sich dann allzeit noch einen rühmlichen Frieden erkämpft, indeß man bei feiger Furcht und sklavischer Unterwerfung ruhmlos untergeht und ein Spott der Völker wird. Das Letzte bestätigen tausend Beispiele aus der Welt-Geschichte und zur Bekräftigung des Ersten diene uns vor der Hand nur Wittekind und seiner Sachsen heroische Vaterlands-Vertheidigung, welcher sie die ehrenvollsten Friedensbedingungen verdankten, denen zu Folge sie nach vorheriger Annahme des Christenthums mit den Franken gleiche Rechte und gleiches Ansehen erhielten und durchaus nicht als eine besiegte Nation behandelt wurden. Solche Bedingungen lauten gewiß rühmlich.

Auch hielt Wittekind diesen Frieden treu und beständig, ruhte nun auf seinen Lorbern und auf — dem schönen Bewußtsein, für das Vaterland Alles gethan, Alles aufgeopfert zu haben, von des Lebens Mühen aus, und starb hochbejahrt, hoch geehrt und allgemein bewundert.

105. Johannes von Procida.

Konradin von Schwaben, der letzte Sprosse aus dem Hohenstaufischen Hause, ein edler, biedrer Mann, ein wahrer Deutscher, war am 29ten Okt. 1268 nebst seinem Herzens-Freunde, Friedrich von Oesterreich in Neapel auf dem Blut-Gerüste gefallen, das noch Tausende seiner Freunde und Anhänger besteigen mußten und das von — — Rechtswegen!? Zwar hatte Konradin, vermöge der rechtlichsten, gegründetsten Erbfolge die rechtlichsten und gegründetsten Ansprüche auf den Thron von Neapel und Sicilien; allein da der Stadthalter Christi auf Erden diese Ansprü-

che nicht gelten lassen wollte und sie kraft seiner — rechtmäßigen Machtvollkommenheit nicht nur für null und nichtig erklärte, sondern auch Neapel und Sicilien in Karl von Anjou und Provence, einem Sohne des Königs Ludwig VIII. von Frankreich, einen — rechtmäßigen Regenten gegeben hatte, und, was wohl keine Nebensache sein mag, da Konradin eine Schlacht gegen Karl verloren hatte, durch Verrätherei in seines Feindes Hände gefallen war, und nun nicht mehr an der Spitze von Hunderttausenden seine Rechte behaupten konnte, so ist unstreitig nichts rechtlicher, als daß Konradin für einen Rebellen erklärt und als solcher enthauptet wurde, daß hingegen Karl, der freilich auf die Krone beider Sicilien nicht mehr Ansprüche hatte, als auf Länder und Besitzungen im Uranus, zum rechtmäßigen Könige dieser beiden Königreiche erhoben wurde.

Allein aller seiner gegründeten Rechte ungeachtet, mußte sie Karl doch fortwährend mit einer Armee von 80 bis 100,000 Mann unterstützen, die im Neapolitanischen sowohl, als in Sicilien gar übel wirthschafteten. Die Konradinische Parthei wurde nicht nur mit eben so ungerechter, als unpolitischer Strenge aufs grausamste verfolgt; die Franzosen behandelten fast alle Neapolitaner und Sicilianer so wie Besiegte, mit gleicher Barbarei, gleicher Schonungslosigkeit; sie regierten nicht nur ganz militärisch, setzten Alles, selbst Frauen und Jungfrauen, in Requisition; sondern, was mehr als tyrannisch ist, mischten sich auch in die innern Familien-Verhältnisse und zwangen reiche Erbinnen zum Heurathen an Franzosen, andere entführten und entehrten sie ohne Scheu, kurz sie wütheten mit eben so viel

Unklugheit als Barbarei, und mußten dadurch natürlich alles gegen sich aufbringen. Immer ein unläugbarer Beweis von Kurzsichtigkeit, Unglugheit, und Einfalt, wenn man Besiegte so beispiellos barbarisch behandelt und sie durch Plünderungen aller Art, durch Kontributionen und Requisitionen, durch Mißhandlungen und Unmenschlichkeiten aufs Aeußerste bringt; denn sie erwachen früh oder spät, und wehe, wehe dann ihren Peinigern!

Diese schreckliche Wahrheit erfuhren auch damals die Franzosen, für die damalige Generation leider, zu spät! — Noch auf dem Richtplatze erklärte Konradin Peter den Dritten, König von Arragonien, zu seinem Nachfolger und Bluträcher, der auch Rache und Nachfolge übernahm; nur konnte er dieser Uebernahme jetzt noch keinen kräftigen Nachdruck geben. Indeß war man doch in Neapel und besonders in Sicilien von seiner Gesinnung überzeugt, und da das letzte vorzüglich gedrückt war, so konnte es nicht fehlen, daß hier die Gemüther auch mit dem unauslöschlichsten Hasse erfüllt waren, der in leichte Flammen ausbrechen und schreckliche Wirkungen verursachen mußte, sobald ein Mann sich fand, der ihn zu leiten und zu benutzen verstand.

Und dieser wackere Mann fand sich, so wie er sich überall findet, wenn nur die rechte Zeit gekommen ist, die rechte Stunde geschlagen hat! Johannes, Besitzer der Insel Procida, daher ich ihn oben Johannes von Procida genannt habe, war ein Mann von rechtlichem Sinne und glühendem Patriotimus, der die Schmach seines mißhandelten Vaterlandes tief empfand, und sie um so weniger länger noch zu ertragen vermochte, je mehr er Kraft in sich fühlte,

zur Befreiung desselben thätig hinzuwirken. Nicht bloßer Vorsatz blieb dieß, der Vorsatz reifte zur That. Er suchte daher vor allem noch mehr gleich gesinnte Männer und fand deren viele, die er, auch als Abbate Piedro bekannt, durch seinen Patriotismus, seine Weltkenntniß, seine Geschicklichkeit, besonders auch in Instrumental- und Vokal-Musik, seine Feinheit und mehrere andere treffliche Eigenschaften und Kenntnisse dem Vaterlande gewann. Gewöhnlich als Minnesänger wanderte er in den verschiedenen Städten und Ortschaften Siciliens herum, sang begeisternde Lieder von Freiheit und Vaterlands-Liebe, von Vertreibung und Besiegung der Tyrannen, knüpfte überall unter Hohen und Niedern interessante Bekanntschaften, sichere Verbindungen an, erweckte Ideen und Gedanken überall und belebte vorzüglich den Wunsch baldiger Befreiung, auf die er alle Gemüther so aufmerksam zu machen wußte, daß man allgemein dem ersehnten Augenblicke mit heißem Verlangen entgegen sah, den der wunderbare Mann überall klüglich anzudeuten gewußt hatte.

Dieser ersehnte Augenblick der Befreiung erschien mit dem dritten Oster-Feiertage als den 30ten März 1282, an welchem die Sicilianer in Palermo und zugleich in mehrern andern Städten der Insel zur Vesper-Zeit über die sichern Franzosen herfallen und sie insgesammt niederhauen; ein Gleiches geschieht kurz darauf in ganz Sicilien; wo nur Franzosen sich befinden, da müssen sie auch bluten, über 20,000 fallen durchs Schwert der Vaterlands-Rächer. Die Verschwörung selbst war unstreitig an jenem merkwürdigen Tage zur Reife gediehen, allein bei allen dem ist es nicht zu läugnen, den Ausbruch des allgemeinen Unwillens veranlaßte doch

noch besonders ein Franzose, Namens Drouhet, dadurch, daß er eben zur Vesper-Zeit jenes Schrecken-Tages ein Frauenzimmer auf dem Kirchenwege visitiren wollte, ob sie unter — dem Gewande Waffen versteckt hätte! Dieß erregte allgemeinen Unwillen und es erfolgte jene schreckliche Begebenheit, welche wir so eben kurz erzählt haben, und die unter den Namen der sicilianischen Vesper bekannt ist.

Aber noch war die Freiheit nicht errungen, noch begann erst ein harter, harter Kampf; denn Karl hatte fürchterliche Rache geschworen, und griff zuerst Messina zu Wasser und zu Lande an, auch würde sich die hart bedrängte Stadt wohl ergeben haben, wenigstens ließ sie sich schon in Unterhandlungeu ein, hätte nur Karl nicht zu unerträgliche Bedingungen gemacht, und unter andern verlangt, daß ihm die Messiner acht hundert Einwohner überliefern sollten, mit welchen er nach Belieben verfahren könne. Diese grausame Forderung empörte die Belagerten und sie erklärten einmüthig, daß sie eher ihre Kinder verzehren, als sich nun ergeben wollten. Menschen dieser Art mit solchen festen Entschließungen können allerdings fallen, aber — — überwinden kann sie keine menschliche Gewalt. Auch blieben sie unbesiegt, denn bald darauf erschien Peter von Aragonien, Messina wurde nach Besiegung der französischen Flotte entsetzt und in Verbindung mit den Arragonesen behielten die Sicilianer in dem fortgesetzten Kriege die Oberhand und behaupteten ihre Unabhängigkeit, die sie im Grunde einzig und ganz dem Patriotismus des wackern, rastlosen und verständigen Johannes verdankten.

106. Tamerlan *), der Eroberer Asiens.

Tamerlan oder Timurleng, der berühmte Eroberer von Asien, und zugleich der Schrecken derselben, geboren in der grossen Tartarei im Jahre 1335, war ein Unterthan Hussains, welcher damals die Provinz Turgestan besaß. Er schwang sich durch seine Tapferkeit auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tartaren, eroberte Parthien, Assyrien, die benachbarte Provinz Persien und einen grossen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länderbegierde nur noch brennender. Er hatte sich unter andern auch Schirwan, einer Provinz des persischen Reichs mit einer zahlreichen Armee genähert, um diese Provinz zu unterjochen. Bisher hatte dieselbe das Glück eines langen Friedens genossen; und die Bewohner derselben ehrten und liebten ihren Fürsten, Namens Ibrahim, wie er es verdiente. Selten findet man unter den morgenländischen Fürsten seines gleichen. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm so am Herzen, als seine Vergnügungen. Er suchte sein Volk durch weise Gesetze zu beglücken, er wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Aufrechthaltung dieser Gesetze, vertheilte mit strenger Unpartheylichkeit Belohnungen und Strafen und hatte durch seine rastlosen Bemühungen, seine Unterthanen auf einen Gipfel des Wohlstandes erhoben, welchen selten ein Volk jener Gegenden, so wie ähnlicher Zeiten zu erreichen pflegt. Sobald die Nachricht von

*) Dieser Tamerlan war es, der den mächtigen Türken-Sultan Bejazeth, vor dem alle Könige zitterten, schlug, ihn gefangen nahm, und in einen eisernen Käfig sperrte, wo er auch bald starb. Tamerlan ließ auch auf eine unmenschliche grausame Art mehrere gefangene Christen in den Mörsern zerstampfen, oder aus deren abgehauenen Köpfen Pyramiden aufthürmen.

Tamerlans Annäherung in Schirwan erscholl, versammelte der edle Ibrahim, weniger für sich selbst, als für seine Unterthanen besorgt, sogleich alle seine vornehmsten Minister, um sich mit ihnen über die Maaßregeln zu berathschlagen, welche bey dem, ihnen drohenden gewaltigen Sturme, zu ergreifen wären. Der Oberfeldherr Ibrahims, mit Namen Osmann, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg, und meinte, er sei Mann genug, um den Stolz des kühnen Eroberers zu beugen, und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestüme versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergießen, und eher zu sterben, als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklavenjoch Tamerlans beugen sollte. Als Osmann geendet hatte, nahm Usbeck, der Schatzmeister Ibrahims, das Wort, und versicherte, daß er nicht weniger als Osmann bereit sei, Blut und Leben für seinen Fürsten zu lassen, sobald dieser sich für den Krieg erkläre und glaube, durch die Gewalt der Waffen sich und sein Volk am sichersten retten zu können.

Doch, fuhr er fort, wird wohl ein Volk, so gering an Zahl, und durch einen langen Frieden der Waffen entwöhnt, sich mit einem mächtigen sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe daher keine wahrscheinlichere Rettung, als in der Flucht. Meine Meinung ist also: „Deine Schätze und deine Person so schnell, als möglich, in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir dich als treue Unterthanen unweigerlich begleiten werden. Es ist, setzte er hinzu, nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeitz treibt ihn gewiß zu entfernten Eroberun-

gen — und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um mit desto größerm Vergnügen der Ruhe zu genießen." — So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die wenigsten stimmten für den Krieg, die meisten für den Frieden oder für die Flucht. Ibrahim hörte alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an, dankte für die guten Gesinnungen, welche man für seine Person zeiget, und setzte hinzu: „Es ist wahr, Flucht würde meine Person am besten sichern, aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabei leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich solches aller Mittel der Vertheidigung selbst beraubte. Ich danke dem Himmel, daß mir ein besseres Mittel noch zu Gebothe steht, euch alle zu retten. Bald sollt ihr mehr hören, bittet jedoch jetzt den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen lassen wolle!" Nachdem die Versammlung mit grosser Spannung auseinander gegangen war, und keines der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungs-Mittel der Fürst entworfen hatte, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke zubereiten, wie sie bey morgenländischen Fürsten gewöhnlich gegeben und angenommen zu werden pflegen. Tamerlan hatte überhaupt den Befehl ergehen lassen, daß von jeder Art der ihm darzubringenden Geschenke allezeit neun Stücke sein sollten. Ibrahim ließ daher neun schöne Pferde mit Gold und Perlen reich geschmückt, eben so viele Leoparden mit goldenen Hals-Bändern, neun seidene Zelte eben so viele indische Teppiche und noch mehrere ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesen fügte er noch acht Sklaven hinzu, und verfügte sich in Begleitung dieser und einiger andern Diener gerade zu Tamerlans Hauptquartier. —

Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich bey Erblickung der acht Sklaven, wo der neünte sei? — „Hier zu deinen Füssen!" antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf. Du sollst, — fuhr er fort — keinen gehorsamern Sklaven haben, als mich! und ich werde mich glücklich, selbst in Ketten, schätzen, wenn mein Volk frey bleibt! Ja, mächtigster Fürst! schenke meinem Volke die Freiheit, und laß mich dein Sklave sein! Nie sollst du einen dir ergebenern Diener besitzen, wenn du meine Bitte erhören willst."

Dir Tugend behauptet überall und unter jedem Volke ihre hohen Rechte, sie hat ihre eigene siegende Kraft, welcher nur ein völliger Barbar zu widerstehen vermag. Tamerlan wurde durch Ibrahims Benehmen so erschüttert und zugleich so gerührt, daß er den Knienden mit Huld aufhob. „Du sollst, sprach er zu Ibrahim, hinfort mein Freund, nicht aber mein Sklave sein, eine solche Tugend verdient ein besseres Loos, als Sklavenketten. Bestimmte mich mein Schicksal nicht zu weit aussehenden Unternehmungen, ich würde mich in einem kleinen Reiche wie das deinige, nach dir bilden, und dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frei, kehre zu deinem Volke zurück, und mache es ferner so glücklich, als du es bisher thatest. Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund, mit lautem Jubel empfieng seinen, ihm wieder gegebenen Fürsten das beglückte Volk!

107. Johanna von Arc oder das Mädchen von Orleans.

Nach dem Tode des Königs Karl V. brachen in Frankreich grosse Empörungen, Ermordungen und Ent-

zweiungen aus. Heinrich der Fünfte von England bekriegte die Franzosen, und schlug sie bey Azincourt völlig.

Auf eine heimtückische Weise wurde der Herzog von Orleans ermordet. Die Gährung, die schon überall im Wirken war, wurde nun noch furchtbarer und allgemeiner. Heinrich der Fünfte, der die Hauptstadt Paris schon im Besitze hatte, hätte wahrscheinlich ganz Frankreich unterworfen, wäre er nicht im Jahre 1422 vom Tode übereilt worden.

Doch brachte der Oheim und Vormund des jungen engländischen Königs es so weit in Frankreich, daß der nunmehrige König von Frankreich (ein Sohn Karls des VI.) allen Muth verlor, und schon den Vorsatz gefaßt hatte, aus dem Lande zu fliehen, hätten ihn seine Gemahlinn und seine Gesellschafterin Agnes Sorel nicht davon abgehalten. Eine wunderbare Begebenheit rettete König und Reich.

Ein Landmädchen aus Dom Remy, an der Gränze von Lothringen und Champagne, Johanna von Arc, wurde die Retterinn. Niemand weiß was in ihrem Gemüthe vorgegangen ist. Sie glaubte sich von der Vorsehung auserwählt, und fest darauf vertrauend verhieß sie die Aufhebung der Belagerung der Stadt Orleans, welche schon an Uebergabe dachte, die Krönung des Königs Karl zu Rheims, und die Vertreibung der Engländer.

Viele zweifelten — es that ihr weh — manche glaubten! Man brachte sie, fast mitten durch die Engländer, zum Könige, vor welchem sie in Ritter-Kleidern erschien. Man glaubte auch hier ihr nicht sogleich, man verhörte sie sofort, und befragte sie, und gewann so viel Vertrauen

zu ihr, daß man unter ihrer Anführung Lebensmittel nach Orleans schaffte, die sie glücklich mit Beihülfe des Kriegsrathes hinein brachte. Den Engländern hatte sie schon vorher in einem Briefe befohlen, die Belagerung aufzuheben, wo sie nicht mit harten Schlägen geschlagen sein wollten. Bey jedem Angriffe war dieses Mädchen zugegen, und wehrte sich verzweifelt. Da sie von den Franzosen als eine Heilige verehrt wurde, so erhob sich auch ihr Muth, und der Muth der Engländer fiel um etwas. Orleans wurde gerettet, und der König zu Rheims gesalbt und gekrönt. Mehrere von den Engländern besetzten Städte wurden erobert, wobei die Jungfrau von Orleans den größten Heldenmuth bewies. Natürlich hob sich der Muth der Truppen, deren Zahl sich zugleich immer mehr verstärkte. Im Jahre 1430 wurde sie in einem Treffen von den Engländern gefangen, wo sie einfältig ungekünstelt, und doch scharfsinnig, und auf alle Fragen ihrer Richter alberne und selbst scherzhafte Antworten gab, und sie verwirrte. Es half nichts, sie wurde mit grausamer Langsamkeit verbrannt. Frankreich blieb jedoch gegen England immer siegreich und glücklich.

108. Der Schweizer Schwur.

Die Helvetier sind es, welche wir durch Julius Cäsar und andere römische Schriftsteller als Urbewohner der heutigen Schweiz kennen, die zum Theile den Römern unterworfen waren. Nach Zertrümmerung des abendländisch-römischen Reichs erlosch der alte helvetische Stammname und nur wenige Reste der Ureinwohner blieben hie und da zurück, indeß von dem Franken-Reiche und besonders von Germanien aus, viele einzelne Haufen hier einwanderten, auch Kirchen, Klöster und

Herren, Leibeigene als Kolonisten hier ansetzten, die insgesammt unter der übermächtigen Franken Schirm sich begaben; es erhoben sich hier, wie im Franken-Reiche und besonders in Germanien, hoher und niederer Adel und freie Städte, die mit der Zeit dem Schutze des deutschen Reiches sich ergaben; vor allen aber erhoben sich die Grafen von Habsburg, die unter Rudolph den deutschen Kaiser-Thron bestiegen und nachher ihre schweizerischen Besitzungen so wie die unter deutschem Schutze stehenden Lande und Städte durch Vögte regieren ließen. Uebrigens standen mehrere andere Schweizer-Lande auch unter andrer Hochheit, z. B. Appenzell unter dem Abte von St. Gallen und die Bewohner der drei Thäler, Schwyz, Uri und Unterwalden oder Stanz standen bereits im zwölften Jahrhunderte in einem Bunde gemeinsamer Vertheidigung.

Seit Rudolphs Thron-Besteigung hatte das Ansehen der Habsburger ungemein zugenommen, und um es immer mehr zu erweitern, trachtete Albrecht der Erste mit allem Eifer dahin, wo möglich die ganze Schweiz, vor allen die drei Waldstädte, seiner Bothmäßigkeit zu unterwerfen und setzte diesen unmittelbar dem Reiche zugehörig, nun statt einen, zwei Landvögte, einen gewissen Geßler und Berengaren von Landenberg, welche von den Absichten des Kaisers unterrichtet, ihre Unterdrückung bis zur Verspottung trieben. Wer kennt nicht jenes Geßler, der ein Fluch der Nachwelt geworden ist, übermüthiges Geboth, seinem auf einer Wiese bei Atorf aufgepflanzten Hute dieselbe Ehrerbiethung zu beweisen, wie ihm selbst; wer kennt nicht Tells, des frei gesinnten Mannes, sichern Schuß zu Atorf, wer nicht seine freimüthige Rede gegen den

Landvogt, seine kühne Rettung aus des See's Sturm seine heldenmüthigste That auf den Gletschern, wo er den zurückgebliebenen zweiten Pfeil in Geßlers Brust eben so sicher abdrückte, wie den zu Altorf auf den des Sohnes Haupte aufgesetzten Apfel?!

Doch ehe dieß noch geschah, war vorzüglich in den drei Ländern der Freiheits-Geist überall erwacht, man war allgemein des festen Entschlusses voll, dieß unerhörte, tyrannische Beginnen nicht länger zu dulden, dem Uebermuthe mit starker, gewaltiger Hand zu steuern; und so traten denn in der Mitternachtsstunde des 7. Novembers 1307 im Rütli, einer einsamen Gegend am Gestade des Vierwaldstädter-See's, drei und dreißig biedere, patriotische Männer zusammen, an ihrer Spitze Werner Staufacher, Walter Fürst und Arnold von Melchthal, und schwuren zu Gott dem Ewigen, der gerecht richtet und den Unterdrückten mit seinem allmächtigen Arme beysteht, einen heiligen theuern Eid, die Gewalt der Tyrannen zu vernichten und ihren hochfahrenden Sinn zu beugen. Diesem feierlichen Schwure der drei und Dreißiger und Tells unerschrockenem Muthe verdankt die Schweiz ihre freie Verfassung, die sie nach langen, blutigen Kämpfen mit Habsburgs Krisgsvölkern errang.

Aber damals gingen die Verschwornen ruhig auseinander, ohne jener heiligen Stunde und ihrer großen Verpflichtung zu vergessen, und am 1. Jänner 1308 geschah der Schlag, alle Burgen wurden zerstört, die Landvögte verjagt und ihnen ein Eid abgenommen, nie wieder das Land der Freiheit zu betreten.

Ohne Blut war dieses wichtige Werk begonnen und vollbracht, und wenn nicht das Haus Habsburg auf neue

Unterdrückung gesonnen hätte, nie würde ein Tropfen geflossen sein, denn die ehrlichen Schweizer dachten auf nichts weniger, als auf eine unabhängige Republik, sie huldigten nach wie vor dem deutschen Könige und erkannten ihn als Schirm= und Schutzherrn, auch hatten sie den Habsburgern bei jenem grossen Akte nicht Einen Stein von ihren Gütern entwendet, nicht Einen ihrer Knechte verletzt.

Dies war auch löblich und fein, denn Bürger müssen ihre Bürger=Pflichten allerdings erfüllen, und es ist eine schreckliche Verletzung und Entweihung derselben, wenn sie im Aufruhre die Bande, welche an ihre Obern sie knüpfen, gewaltsam zerbrechen, freilich aber dann weniger tadelnswerth, wenn die Obern keiner Vorstellung Gehör geben und der Gerechtigkeit Stimme ihr Ohr verschließen, wie sie es gegen die Schweizer thaten und dadurch zum Aeußersten diese biedern Thalbewohner brachten.

Denn schon sieben Jahre darauf mußten die Schweizer die Gerechtigkeit ihrer Sache auch mit Blut besiegeln. Herzog Leopold von Oesterreich, allerdings ein tapferer Kriegsmann, aber von der Kraft eines bedrängten, der Unterdrückung müden Volkes hatte er mit allen seinen Rittern keine Vorstellung, saß zuerst wider die Schweiz auf und drohte ihr mit seiner ungeheuern Macht Untergang und Tod; denn leider konnten ihm die Männer des Schweizerlandes nur dreizehn hundert Streiter entgegen stellen. Allein im Glauben an Gott, im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und im Gefühle ihrer Kraft und ihrer Freiheit schlug diese kleine von Vaterlands=Liebe begeisterte Schaar Leopolds Eisenmänner am 6. Dezember 1315 bei der Anhöhe Morgarten gänzlich in die Flucht und zerstreute seine Ritter

und Reisigen, die auf ihre Macht und auf ihr Kriegs-Handwerk trotzten. Zwei Tage nachher wurde der Bund auf ewige Zeiten geschlossen, welchem einige Zeit darauf Lucern, Zürich, Glarus, Zug und Bern beitraten, bis sich nach und nach noch mehrere mit ihnen vereinigten, und durch diese Vereinigung die Republik der dreizehn Kantons gebildet wurde.

Aber, ehe die biedern Schweizer dahin gelangten, daß ihr republikanischer Staat fest gegründet stand, da mußte noch mancher Kampf gekämpft werden, da floß noch vieles Blut in den Schlachten bei Sempach,*) bei Granson, bei Murten und Nancy; aus welchen allen sie siegreich davon gingen, obgleich ihre Gegner ihnen allemal in jeder Hinsicht ganz ungemein überlegen waren. So blieben sie unbesiegt, die muthigen, furchtlosen Patrioten der Thäler Helvetiens, denn der Freiheit hoher Geist hatte sie durchdrungen und ihrem Arme eine Stärke, eine Kraft verliehen, welcher nichts widerstehen konnte, von welcher alles vernichtet ward! —

109. Ein Konstanzer Bürger stirbt den schönen Tod für's Vaterland.

Selten wird die Geschichte ein solches Beispiel liefern, wie uns diese edle Selbstaufopferung eines heldenmüthigen gemeinen Bürgers hier erzählt. Im Anfange des Krieges, den Kaiser Karl V. mit den Protestanten in Deutschland führte, war Konstanz noch eine freie Reichsstadt. Sie war der eben angefangenen Religionsveränderung treu ergeben, und suchte deßhalb in Augsburg bei dem Kaiser, der jetzt mehr in der Gestalt eines Feldherrn als des Reichs-Oberhauptes einen Reichstag

*) Sieh Nro. 56.

daselbst hielt, um die Erlaubniß an, nach ihrer Ueberzeugung handeln zu dürfen. Kaiser Karl, der schon lange Absichten auf den Besitz dieser Stadt gehabt haben mochte, wollte diese Widersetzlichkeit zu einem Vorwande benützen, sich ihrer zu bemächtigen. Der Feldherr Alphons Vive, der mit spanischen Völkern im Würtembergischen lag, erhielt dießfalls die nöthigen Aufträge. Die Spanier wollten List mit Gewalt vereinigen, und ersannen daher folgenden Anschlag. Zwei spanische Lanzenknechte, die der deutschen Sprache mächtig waren, schlichen sich einzeln in die Stadt, und kehrten in zwei verschiedenen Wirthshäusern ein. Auf einmal stellten sie sich, als ob sie sich von ungefähr auf der Gasse erkannten. Der eine fiel den andern mit heftigen Worten an, behauptete gegen das zusammengelaufene Volk, daß dieser ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldig sei, und gab zugleich seine Freude zu erkenneu, daß er endlich so glücklich wäre, seinen Schuldner, der ihn mit der Bezahlung so lange aufgezogen habe, zu erwischen. Der angebliche Schuldner wurde vor Gericht gebracht, und die Sache anhängig gemacht, welche, was der Kläger schon eingeleitet hatte, nicht sogleich entschieden werden konnte. Während dieser Zeit kundschafteten die beiden Spanier die Lage und Stärke der Stadtmauern, ihre Zugänge, die Zahl der Bürgerschaft und was sonst zu ihrem Zwecke diente, aus, und ehe man sich's versah, waren Kläger und Beklagter verschwunden. Bald darauf, an einem Mondtage, wo die Stadt ein besonderes Fest feierte, und daher die meisten Bürger sich in der Kirche befanden, begann die Ausführung des feindlichen Planes. In aller Stille rückten die Spanier gegen die Stadt an, und drangen unbemerkt bis an die Vorstadt

Petershausen vor, die auf der andern Seite des Rheines liegt, aber durch eine Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden ist. Plötzlich stürmten sie in die Vorstadt ein. Ungefähr zweihundert Bürger, die in dieser Gegend wohnten, eilten mit ihren Waffen herbei, und thaten tapfern Widerstand. Aber sie mußten der Uebermacht weichen. Nur wenige kamen davon, die meisten fielen als Opfer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf dem Wahlplatze. Jetzt stürmten die Spanier mit Macht auf die Rheinbrücke zu. Aber einige Bürger, die sich aus dem blutigen Handgemenge noch gerettet hatten, machten, unterstützt von andern aus der Stadt, die in der Nähe der Brücke wohnten, und den Lärm gehört hatten, ihnen jeden Fußbreit streitig. Es begann ein wüthender Kampf. Die geringe Breite der Brücke erlaubte nur wenigen neben einander zu fechten, auf persönliche Tapferkeit kam Alles an. Ein Rückzug in die Mauern der Stadt, war nicht möglich, weil durch Verrätherei die Fallgitter am Thore unbrauchbar gemacht worden waren. Aber auch hier zeigte es sich, wie sehr der von Patriotismus und Freiheitsliebe begeisterte Krieger besoldeten Streitern an ausdauernder Stärke überlegen ist. An der Spitze der Konstanzer focht ein gemeiner Bürger, ein Wagner, aus der Stadt. Leonidas und Arnolds Geist schien zweifach auf ihm zu ruhen. Lange hieng der Ausgang des Gefechtes von ihm allein ab, und das Glück begünstigte den Tapfern, daß keine der Wunden, die er erhielt, tödlich war, oder nur seinen Arm lähmte. Endlich entschlossen sich zwei der tapfersten Spanier, ihr Leben an diesem kühnen Bürger, der mit so ungemeiner Tapferkeit ihren ganzen Haufen aufhielt, zu wagen.

Sie giengen mit vorgehaltenen Speeren herzhaft auf ihn los, und hinter ihnen drängten ihre Kameraden nach. Der entscheidende Augenblick war da.

Da umfaßte der edle Bürger mit starken Armen die beiden Spanier, rief mit lauter Stimme Gott um Vergebung seiner Sünden an, und — stürzte sich mit den beiden Feinden in den Rhein. — Alle drei fanden ihren Tod in den Wellen. Die spanischen Soldaten stutzten bei dieser außerordentlichen That, die Konstanzer Bürger wurden durch das grosse Beispiel von neuem zur Tapferkeit begeistert, und der Aufenthalt, den dieses alles machte, gestattete unterdessen sämmtlichen Bürgern, die Waffen zu ergreifen, und ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Kaum hörten sie von der heldenmüthigen Aufopferung ihres Mitbürgers für das Vaterland, als sie von edler Nacheiferung begeistert, wüthend auf die Feinde stürzten. Diese konnten einer so überlegten Tapferkeit nicht länger widerstehen. Sie mußten sich zurück ziehen, und ihr ganzes Unternehmen aufgeben.

O Land, das mich gebar und nährt!
Du theures Vaterland!
Dir zolle ich, du bist es werth,
Der Liebe Unterpfand.
Wer dich nicht liebet, weiß auch nicht,
Was liebenswürdig ist.
Er ehrt nicht seine höchste Pflicht
Als Bürger und als Christ.
Dir weih' ich Leben, Kopf und Herz
Zum Dienst', o theures Land!
Nur so geh' ich einst himmelwärts
Zum bessern Vaterland! —

110. Richtige Selbstschätzung.

Scipio Afrikanus, der Aeltere, ward von den Tribunen des römischen Volkes vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von den, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben solle. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade der Jahrestag der großen Schlacht bei Zama. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. Was stehen wir hier, — rief er, — und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen und Carthago gedemüthiget worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Kapitol erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde. —

Mit diesen Worten stand vor den Augen aller Mitbürger das Verdienst des Mannes in seiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum und die Liktoren selbst, (die sämmtlichen anwesenden Gerichtspersonen) strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen schönern, glorreichern Triumpf hatte nie ein Römer gefeiert. — Welch eine treffliche Wirkung that hier nicht das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung! Wie wurde das Volk durch das edle Selbstbewußtsein des Helden von Zama ergriffen! Ein solcher Edler darf sich nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloßer Anblick wird eine Schutzrede. Aber um diese Wirkung hervor-

zubringen, muß das Gefühl der Unschuld in den Seelen der Mitbürger eben so lebhaft sein, als in der Seele des Verläumdeten. —

117. Keuschheit.

Scipio Afrikanus ward in einem Alter von 24 Jahren als römischer Feldherr nach Spanien geschickt. In nicht vollen vier Jahren brachte er dieses ganze Reich in der Römer Hände, und in einem einzigen Tage eroberte er die Hauptstadt Neu-Karthago. Unter den Gefangenen, welche die Römer bei der Eroberung obgedachter Stadt machten, befand sich auch ein junges, spanisches Frauenzimmer vom vornehmen Stande und ausgezeichneter Schönheit. Als Scipio, der sie sah und ihre Schönheit bewunderte, erfuhr, daß sie bereits mit dem celtiberischen Prinzen Allucius verlobt sei, ließ er denselben zu sich kommen, und sagte zu ihm: Prinz! diejenigen, die mir deine künftige Braut als Gefangene gebracht haben, versichern mich, daß du sie zärtlich liebest, und ihre Schönheit läßt mich daran nicht zweifeln. Wenn ich so, wie du, auf eine ernstliche Verbindung dächte, würde es mich sehr freuen, wenn Jemand einer so reinen und rechtmäßigen Leidenschaft die Hände böthe. Ich schätze mich daher glücklich, daß ich dir diesen Dienst erweisen kann. Deine Braut ist unter uns nicht anders, als in dem Hause ihres Vaters und ihrer Mutter gehalten worden. Ich habe sie in Verwahrung genommen, um dir ein mir und dir anständiges Geschenk zu machen, die einzige Erkenntlichkeit, die ich von dir fordere, ist, daß du ein Freund des römischen Volkes sein möchtest.

Allucius, der vor Freude und Erkenntlichkeit

nicht wußte, was er thun sollte, fiel dem Scipio zu Füßen und bath die Götter, daß sie eine so große Wohlthat belohnen möchten, weil er nicht im Stande sei, es seinem Wunsche gemäß, und so, wie es sein Wohlthäter verdiene, zu thun.

Scipio ließ hierauf Vater und Mutter nebst den andern Verwandten der jungen Spanierinn zu sich kommen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, um sie damit loszukaufen; als sie aber sahen, daß er sie ihnen ohne Geld losgab, bathen sie ihn, daß er wenigstens die mitgebrachte Summe, als ein Geschenk annehmen möchte, und betheuerten, daß er durch diese neue Gnade ihre Freude und Erkenntlichkeit auf den höchsten Grad erheben würde. Da Scipio diesen lebhaften und dringenden Bitten nicht widerstehen konnte, nahm er das Geschenk an, wandte sich aber sogleich zum Allucius, und sagte zu ihm: „Ich vermehre die Mitgabe, die du von deinem Schwiegervater erhalten sollst, mit dieser Summe, die ich als ein Hochzeitgeschenk von mir anzunehmen bitte."

Nach so vielen Wohlthaten glaubte Allucius alles den Römern schuldig zu sein. Er stieß mit einem Korps von 1400 Reitern zu dem Heere der Römer. Um seiner Dankbarkeit ein noch dauerhafteres Denkmal zu stiften, ließ er die That des Scipio auf einen silbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geschenk. Dieser Schild, den der römische General mit sich nach Rom nahm, gieng nebst einem Theile des Gepäckes in der Rhone verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665 einige Fischer fanden und herauszogen, worauf er in die Kunstkammer des Königs von Frankreich gebracht wurde.

112. Wirkung eines klugen Betragens.

Im Anfange des langwierigen Krieges, welchen die Römer mit den Samnitern führten, machte ein Theil des römischen Heeres, der seine Winterquartiere in Kapua genommen hatte, einen Anschlag, sich dieser reichen, und in Hinsicht des üppigen Lebens ihrer Einwohner mit Rom wetteifernden Stadt zu bemächtigen. Doch wurde das Vorhaben dieser Soldaten noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt, indem man sie einzeln aus Kapua heraus schickte und nach Rom beorderte. Aber die Furcht vor der Strafe, die in Rom ihrer wartete, machte, daß sie nicht dahin giengen, sondern sich unterwegs wieder sammelten, und den Anschlag faßten, sich ihrer Vaterstadt mit den Waffen in der Hand zu bemächtigen. Eine Zeitlang blieben sie ohne Anführer, da Niemand kühn oder schlechtdenkend genug war, sich an die Spitze eines Haufens Verräther zu stellen.

Sie zwangen endlich einen gewissen Quintus, einen alten erfahrnen Krieger, der gerade auf dem Lande lebte, ihr Oberhaupt zu werden, und mehr durch ihre Wuth hingerissen, als von ihrem Anführer beordert, rückten sie der Stadt bis auf zwei Meilen hin nahe.

Die Unruhe und Furcht, welche dieser Vorfall in Rom erregte, war nicht geringe. Der Senat ernannte sogleich den Valerius Corvus, einen eben so klugen und sanften, als tapfern Feldherrn zum Diktator. Man hoffte, daß dieser Mann, welcher bei den Soldaten sehr beliebt war, vielleicht den Aufruhr im Guten würde dämpfen können, und in der That, der Erfolg rechtfertigte die Erwartung, welche man von ihm hatte. Er gieng mit seiner Armee den Anführern entgegen. Schon standen beide Heere sich gegenüber, und alle Schrecken

eines bürgerlichen Krieges schienen unvermeidlich zu sein; Corvus aber wandte dieses Unglück durch sein sanftes und kluges Betragen ab. Er legte seine Waffen, jedes Zeichen und jede Miene von Feindseligkeit bei Seite, und trat den Anführern mit Vertrauen entgegen, als ob es ihm darum zu thun wäre, seine alten Freunde noch einmal zu umarmen.

Meine Tapferkeit zu zeigen, — rief er, — habe ich Gelegenheit genug gehabt, es fehlt mir nur noch der Ruhm, auch Frieden gestiftet zu haben. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde! Unmöglich könnet ihr glauben, daß ich feindselige Absichten gegen euch hege, ich, der dem Senate nie etwas vorschlug, was euerm Vortheile entgegen war. Ihr könnet gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus streng sein wird, er, der gegen Niemand, als gegen sich selbst strenge war. Was ihr aber auch thun möget, so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir geziemet. Zieh' ich mein Schwert, so soll es wenigstens nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige zuvor gezogen habt, soll Blut fließen, so sollt ihr das Blutvergießen beginnen. Aber gegen wen gedenkt ihr zu fechten? — Gegen eure Feinde, die Samniter? die Volsker? Nein gegen eure Väter, Kinder, Brüder und Mitbürger! Doch das sei ferne von euch! — Du Quintus, wenn du der Anführer dieses schändlichen Unternehmens bist, so trag dein Begehren in der Ordnung vor, wir werden zu schonen und zu erhören wissen!

Die ganze Armee ward durch diese Rede erschüttert! Quintus, der nur gezwungenen Antheil an dieser Sache genommen hatte, bath im Namen Aller um Vergebung ihres Vergehens. Corvus nahm keinen An=

stand, sie ihnen zu gewähren, und führte sie alle freundlich in die Mauern Roms ein.

So ward eine Empörung, die Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darein setzte, leutselig gegen seine Freunde, und nur seinen Feinden fürchterlich zu sein.

113. Mäßigung im Glücke.

Nie erhebt sich der große Mann im Glücke; nie verachtet er andere, nie ist er hart und ungerecht gegen sie. Im größten Glücke fühlt er das höchste, erhabenste Vergnügen darin, sich desto mehr zu andern herabzulassen, je höher er über sie erhaben ist. Wenn der Feldherr an der Spitze eines tapfern Heeres nach einem wichtigen Siege nicht nur den Stolz des Herzens bezwingt, und seine Freude mäßiget, sondern auch Großmuth und Gerechtigkeit gegen die Ueberwundenen beweist: wie groß und erhaben erscheint dann nicht seine Gesinnung.

Der große römische Feldherr und Consul, Paulus Aemilius, überwand im Jahre 168 vor Christi Geburt, den Perseus, König von Macedonien, und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches; weßwegen ihm denn auch ein dreitägiger Triumph vom Senate zugestanden worden ist. Unter den Gefangenen, die in das römische Lager geführt wurden, befand sich auch der obgedachte König Perseus selbst, der in Trauerkleidern gehüllt einher ging. Als der edle Aemilius ihn erblickte, ging er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbath sich alle Ehrfurchtsbezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thrä-

hen gerührt von dessen unglücklichem Zustande, legte er dem Perseus, voll Sanftmuth und Mitleiden, wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom, verschiedene Fragen vor, die dieser nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortete. Hierauf sprach er dem gefangenem Könige Muth zur Ertragung seines unglücklichen Schicksals ein, indem er sagte: es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängnisse nach dem Rathschlusse der Götter entstanden sein; und wendete sich endlich mit folgenden Worten an die ganze Versammlung: „Ihr sehet hier ein großes Beispiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge, euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner, betrifft diese Rede! Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch sein mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer wirklichen Tapferkeit ist diese, daß wir bei einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bei einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.“ —

114. Heilighaltung des Eides.

Die Römer kamen im ersten punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consule Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginenser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen, und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten

Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte. In der Folge gewannen jedoch die Römer wieder Vortheile und der Carthaginensische General Asdrubal wurde vom Metulleus überwunden, wobei 20,000 Mann auf dem Platze blieben, so, daß die Carthaginenser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden auf erträgliche Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er abreiste, mußte er sich durch einen feierlichen Eid verpflichten; daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, ohnfehlbar zurückkehren wolle.

Regulus kommt in Rom an, und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senates beizuwohnen. Als nun beim Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginenser vor, und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges. Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn zu bereden in Rom zu bleiben. Selbst der Pontifex Maximus (Oberpriester) that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern zu Carthago auf mich warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welcher mir bis

in's Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen, für das Uebrige lasse ich die Götter sorgen." — Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den Carthaginensischen Bothschaftern heiter zu Schiff, und reiste nach dem Orte seiner Sklaverei zurück. Als die Carthaginenser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich derselben sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreuz. So starb der gewissenhafte Regulus. — Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele.

115. Genügsamkeit.

Der römische Feldherr, Cajus Fabricius, lebte in freiwilliger Armuth, da er sich doch sehr hätte bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, an dem auch der Boden nur von Horn war. Er schlug die Geschenke eines italienischen Volkes mit den Worten aus: Er sei dadurch schon reich genug, daß er seine Begierden einzuschränken wisse, und also nur sehr wenig gebrauche. Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich, wegen meiner Armuth, niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger, oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten, die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da jeder mich ehret und liebt. Eben so glücklich bin ich

in meinem Hause, wenn ich mich auch mit den Reichsten vergleiche. Mein kleines Ackergut giebt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite, und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräthe für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich, denn mir fehlt gar nichts.

Das Ueberflüßige aber begehre ich nicht.

116. Edle Selbstüberwindung.

Markus Porcius Kato, Consul und Feldherr, einer der merkwürdigsten Männer der römischen Republik, gab seinen Zeitgenossen das ermunterndste Beispiel der Thätigkeit und edeln Selbstüberwindung. In seinen Feldzügen gieng er auf dem Marsche zu Fuße, und trug seine Waffen selbst, hatte auch nicht mehr als einen Bedienten bei sich, der ihm die Lebensmittel nachtragen mußte, und diesen soll er nie aus Unzufriedenheit über das vorgesetzte Frühstück oder Abendessen ausgescholten, sondern mehrentheils, wenn er von Militärgeschäften frei war, ihm bei der Zubereitung der Speisen geholfen haben. Im Felde trank er nichts, als Wasser, nur wenn er brennenden Durst hatte, forderte er Essig, und bei Mangel an Kräften nahm er ein wenig Wein.

Nahe an seinen Gütern lag das Landhaus, welches dem durch seine drei Triumphe berühmten Feldherrn, Manius Curius Dendatus, gehört hatte. Dahin begab sich Cato sehr oft, und bei der Betrachtung des

kleinen Umfanges dieses Gutes und der Armseligkeit des Hauses, durchdrang seine Seele der Gedanke, daß der größte Mann unter den Römern, der die streitbarsten Völker bezwungen und den König Pyrrhus von Epirus aus Italien getrieben hatte, dieses Gütchen mit eigener Hand gegraben, und dieses Haus nach drei Triumphen bewohnt habe. Hier sagte er zu sich selbst, — hier fanden die Gesandten der Samniter den Curius am Heerde sitzen, und Rüben kochen, und bothen ihm eine große Summe Geldes an. Er wies sie mit der Antwort ab: „Wer mit einem solchen Mahle zufrieden ist, braucht kein Geld, für mich ist es rühmlicher, die, welche Gold haben, zu überwinden, als selbst Gold zu haben.

Unter solchen Gedanken begab sich Cato wieder weg, und da er dagegen sein Haus, seine Ländereien, sein Gesinde und seinen Haushalt betrachtete, strengte er sich noch mehr zur Arbeit an, und vermied allen unnöthigen Aufwand.

117. Ein edles Brüder-Paar.

Während der Streitigkeiten zwischen Antonius und Augustus, die den ganzen römischen Staat beunruhigten, war Adiatorix, aus dem Geschlechte der Vierfürsten aus Gallo-Gräcien, von Antonius zum Oberherrn oder Fürsten der Stadt Heraklea in Pontus gemacht worden. Ein Theil dieser Stadt war durch eine römische Kolonie bewohnt. Adiatorix, der die Römer haßte, und sich von ihnen unabhängig zu machen wünschte, suchte aus den Zwistigkeiten derselben Vortheil zu ziehen. Er überfiel einst, unter dem Vorwande eines Befehls von Antonius, des Nachts die Ein-

wohner dieser Stadt, und ließ sie alle umbringen. Nach der Niederlage des Antonius gerieth Adiatorix in die Gewalt des Augustus, gegen den er sich zwar dieser ausgeübten grausamen Handlung wegen mit dem Vorwissen des Antonius selbst zu entschuldigen suchte, der aber hierauf nicht achtete, sondern ihn und den ältesten seiner drei Söhne zum Tode verurtheilte.

Vor der Vollziehung des Urtheils mußte erst Adiatorix nebst seiner Gemahlinn und seinen drei Söhnen den Triumph-Einzug des Augustus noch glänzender machen helfen. Nach dieser erlittenen Demüthigung wurde die ganze fürstliche Familie zum Richtplatze geführt, wo die Mutter mit ihren übrigen Söhnen der Hinrichtung der Verurtheilten zusehen sollte. —

Was geschah? — die Soldaten konnten den Vater von den Söhnen wohl unterscheiden, aber den ältesten Sohn nicht von dem zweiten, weil dieser für den ältesten sich ausgab, und durchaus für seinen Bruder sterben wollte. Dytevus, der älteste Sohn, fühlte tief die Seelengröße des Bruders, vergalt seine Liebe mit Liebe, und behauptete standhaft sein Erstgeburtsrecht.

Da standen die Soldaten, und wußten nicht, welchen von beiden sie hinrichten sollten. Der Wettstreit der Brüder dauerte fort, ward immer heftiger, und setzte alle Zuschauer in Erstaunen. — Jeder von ihnen wollte der älteste, — beide wollten hingerichtet sein. Wer konnte den Streit entscheiden, als die Aeltern? Und — wie entschieden sie ihn? Der scheidende Vater und die hinterbleibende Mutter nahmen den Aeltesten auf die Seite, und redeten ihm zu, dießmal der zweite zu sein. — Komm du, Dytevus, nicht mit mir, sprach jener; bleib du, Dytevus, lieber bei mir,

sprach diese: — du kannst, als der älteste, — sprachen beide — am beßten deine Mutter und deinen andern Bruder beschützen. —

Dieß allein vermochte den Dytevus nachzugeben, und sein Bruder wurde an seiner Statt enthauptet. Ein so außerordentliches Beispiel zärtlicher Liebe wurde selbst von den Feinden der unglücklichen Familie bewundert. — Augustus, als er es hörte, ließ es dabey nicht bewenden, daß er über diese auf seinen Befehl geschehene Hinrichtung Thränen vergoß; er ließ den edeldenkenden Bruder an seinen Hof kommen, überhäufte ihn und seine Mutter mit Ehrenbezeugungen, und suchte dadurch den Hinterbliebenen einigen Ersatz für ihren erlittenen Verlust zu leisten. —

Lernet Brüder hier Bruderliebe, und übt sie doch, wenn auch nur zu Hälfte, so aus! Zu sterben für einander habt ihr wohl nicht nöthig: lebt wenigstens für einander! — Dytevus, der ältere, ließ, weil Vater und Mutter es so wollten, den jüngern mit dem Vater sterben, und lebte für die Mutter und für den Bruder; der jüngere, wenn auch Vater und Mutter es nicht verlangt hätten, starb mit dem Vater für Mutter und Bruder — Sagt, welcher von beiden bleibt hier der Größere? —

118. Der römische Feldherr Germanicus.

Im Anfange der Regierung des römischen Kaisers Tiberius empörte sich wider ihn die große Armee, welche sich in Niederdeutschland befand. Diese Kriegsvölker, durch ihre Siege stolz, und ihre Stärke fühlend, vermeinten, ein Recht zu haben, über die Thronfolge nach Augustus Tode zu gebiethen, und wollten ihren Feldherrn, den Prinzen Germanicus, den sie um

seines trefflichen Charakters willen liebten, an die Stelle des lasterhaften Tiberius zum Kaiser ausrufen. Tiberius würde ohnfehlbar den Kaiserthron verloren haben, wenn Germanicus die ihm angebothene Kaiser-Würde angenommen hätte. Ungeachtet aber dieser wußte, daß ihn Tiberius äußerst haßte, und überdieß eine offenbare Feindschaft zwischen des Germanicus Gemahlin Agrippine, einer Enkelin des Augustus, und der Kaiserin Livia, die sehr stiefmütterlich gegen sie verfuhr, herrschte; so machte er sich doch das Anerbiethen der Armee, welche er kommandirte, nicht zu Nutzen, sondern beschäftigte sich vielmehr nur mit den Mitteln, den Aufruhr zu stillen, indem er die Soldaten an die Siege und Triumphe des Tiberius, an die Thaten, die dieser mit ebendenselben Legionen verrichtet hatte, und an die einstimmige Wahl desselben zum obersten Regenten, erinnerte. Er versicherte seine Truppen, als ein ehrlicher Mann, daß er das ihm gemachte Anerbiethen der obersten Herrschaft, als eine Beleidigung ansehe. Die Soldaten fuhren dessen ungeachtet fort, ihn zu nöthigen, daß er sie annehmen soll, und giengen endlich so weit, daß sie ihm ihre Degen zeigten, um ihn dadurch zu zwingen. Hier ruft aber dieser unerschütterlich rechtschaffene Mann aus: daß er lieber sterben, als die dem Tiberius geschworne Treue brechen wolle. Der Aufruhr nimmt zu; Germanicus ist in der größten Lebensgefahr. Seine Freunde stellen ihm vor, er soll zum wenigsten, bei der blinden Wuth seiner Soldaten, für die Sicherheit seines Sohnes, der noch ein Kind war, und seiner Gattin Agrippine, die sich eben schwanger befand, sorgen, und sich mit ihnen aus dem Lager entfernen.

Germanicus kann sich aber lange nicht entschließen, diesen Vorstellungen Gehör zu geben. Auch Agrippine, die eben so herzhaft als ehrliebend war, will sich nicht von ihm trennen. Endlich willigte sie doch darin, eine sichere Freistätte bei einem fremden Volke zu suchen. Sie geht, mit ihrem Sohne auf dem Arme, in Begleitung sehr vieler Gattinnen der vornehmsten Offiziere, deren Geschrei und Wehklagen wie aus einer im Sturme eroberten Stadt ertönte. — Dieser Anblick erweichte das Herz der Soldaten. Von Empfindungen der Scham und des Mitleids durchdrungen, laufen sie der Agrippine entgegen, um ihre Abreise zu verhindern; andere wenden sich an den Germanicus, welcher in diesem Augenblicke eine nachdrückliche Rede an sie hält, die schnellere Wirkung that, als er sich Hoffnung gemacht hatte. Die Aufrührer erkennen ihre Verbrechen, und verlangen selbst die Bestrafung der Urheber. — Die gewissenhafte Treue des Germanicus erscheint in einem noch helleren Lichte, wenn man auf die Umstände sieht, unter welchen er den kaiserlichen Thron von der Hand gewiesen hat. Es war damals noch keine Erbfolge in der kaiserlichen Regierung. Der verstorbene August war eigentlich der erste, oder nach Julius doch nur der zweite Kaiser gewesen. Wer sich wie Julius und August am mehrsten geltend machen konnte, der wurde Kaiser. Er hatte die Enkelin des ersten römischen Kaisers zur Gemahlin; er hatte eben das Recht zum Throne, wie ein anderer; die beßte Armee des Staates wählte ihn zum Oberhaupte; er lief Gefahr umgebracht zu werden, wenn er die Regierung nicht annahm; er hatte eine Gemahlin, die so gerne kaiserliche Ehre

genossen hätte. Und gegen wen erwies er eine so außerordentliche Treue? War der neue Kaiser sein Freund? Brachte er aus Dankbarkeit ein so großes Opfer? Nichts weniger. Tiberius hatte zeither feindliche Gesinnungen gegen ihn geäußert. Also gegen einen Feind war er so großmüthig!

119. Das strenge Kriegsgesetz.

Der römische Feldherr und Konsul Manlius hatte verbothen bei Todesstrafe, sich mit dem Feinde in einzelne Gefechte einzulassen. —

Sein eigner Sohn, den höhnend und großprahlend ein feindlicher Anführer aufforderte, übertrat das Verboth. Er erlegte den Anführer, und zerstreute seinen Haufen. — Der Vater Manlius lobte und lohnte des Sohnes Muth; aber er ließ ihn dennoch, als einen Uebertreter der Kriegsgesetze, enthaupten.

120. Sanftmuth und Versöhnlichkeit.

Sich selbst besiegen und seine Leidenschaften mäßigen können, ist die größte Herrschaft:

Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen;
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.

Nichts ist auch dem Charakter einer großen Seele gemäßer, als sanftmüthige Mäßigung, Vergessung des erlittenen Unrechts, und wohlthätige Güte. —

Titus Vespasianus, dieser berühmte römische Kaiser, war zugleich ein Fürst von dem vortrefflichsten Charakter, und wurde allgemein so sehr geliebt, daß man ihn nicht anders, als das Vergnügen des

menschlichen Geschlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm machte, vergab, davon zeugt, unter andern, folgender Vorfall. Vitellius war sein Feind gewesen; aber Titus war so großmüthig, daß er, als er Kaiser ward, an der Familie desselben nicht nur keine Rache übte, sondern vielmehr dazu beitrug, daß die Tochter des Vitellius eine sehr vortheilhafte Heurath mit einem Manne aus einem der größten Häuser zu Rom traf, wobei er sie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausstattete. Titus war so weit von aller Selbstrache entfernt, daß er, ob er schon öfters die gerechteste Ursache zur Strenge gehabt hätte, sich doch vielmehr großmüthig erklärte, er wolle lieber umkommen, als andere unglücklich machen. Indessen gab es doch traurigerweise, noch hier und da Leute, die niedrig genug waren, verrätherisch gegen ihn zu handeln. Zwei vornehme junge Römer vom Adel, Sextus und Lentulus, deren einer mit dem Kaiser aufgewachsen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das zärtlichste liebte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumulte den Kaiser ermorden, und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherei wurde aber entdeckt, die Verschwornen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt, und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus sollte nun das Todesurtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen sollte; sie erschienen mit Gesichtern, auf denen die schmerzhafteste Reue und Zerknirschung des Herzens nebst der nagenden Todesangst auf das Lebhafteste aus-

gedrückt waren, die ihr Herz folterten. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine Bedienten von sich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie hart anzufahren, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bei einem starken, väterlichen Verweise bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das Vollkommenste und Großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten, indem er sagte: „Was die oberherrliche Gewalt betrifft, so stehet es einzig und allein bei den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beitragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherei, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilbothen zu der Mutter des Sextus, die sich vor Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ diese trostlose Dame in seinem Namen versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz außer Sorgen sein könnte. Ja, Titus behielt nicht nur die Schuldigen bei sich zur Tafel, und unterredete sich mit ihnen auf das vertraulichste, wie er es vorher gegen sie zu thun gewohnt gewesen war; sondern er nahm sie auch den folgenden Tag mit sich zu dem öffentlichen Schauspiele der Klopffechter, ließ sie daselbst mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor Aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

120. Nur selbst erworbenes Verdienst adelt.

Der Schottländische Lord Calbod, war schon in seinem 25ten Jahre Ritter des Hosenband-Ordens, General Lieutenant und Oberst eines Kavallerie Regimentes, Mitglied des geheimen Raths, und besaß zugleich ein eigenthümliches Vermögen von 30000 Pf. Sterling (ungefähr 330,000 rhein. Gulden) jährlicher Einkünfte. Er schätzte, wie billig, die Größe und den Werth seines Glückes. Seine Sittsamkeit und sein Bestreben, jedermann nützlich zu sein, entfernten auch von ihm den Neid, und erwarben ihm Liebe und Verehrung.

Einst, als er Abends allein in seinem Kabinete diesen seinen äußern glücklichen Zustand überdachte, sagte er zu sich selbst: Ja, Calbot, du bist glücklich, du bist geliebt, geehrt; aber womit hast du es verdient? Bist du auch dieses Glückes würdig? Was hast du dazu beigetragen? Kannst du darauf stolz sein? Du warst schon Oberst, als du noch in der Wiege lagst, die Standhaftigkeit deines Regimentes in der Schlacht wider die Rebellen, und der tapfere Einbruch ihres rechtschaffenen Anführers, der deine Stelle vertrat, machten dich zum General-Lieutenant und Ritter des Ordens, dein großes Vermögen haben dir deine Voraltern hinterlassen, die es vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, erworben haben, denn es ist schwer so viel zu sammeln, und durchaus ein ehrlicher Mann zu sein. Was sind nun deine Verdienste? — O ich will wissen, ob ich selbst einen Werth habe, ob ich durch mich selbst ein gewisses Glück machen kann. —

Calbot hatte große Besitzungen in Amerika.

Unter dem Vorwande, dahin zu reisen, hielt er bei dem Könige um Urlaub an, und erhielt ihn. Er vertraute die Verwaltung seiner Güter und sein ganzes Hauswesen einem Manne von geprüfter Redlichkeit an, nahm tausend Thaler Geld zu sich, setzte sich zu Pferd, ohne Jemand mitzunehmen, gieng zu Schiff, und setzte seine Reise nach Wien fort.

Die Kaiserinn Maria Theresia war eben damals in einen sehr gefährlichen Krieg verwickelt. Talbot wußte, daß der österreichische Feldmarschall Browne (Braun) ein Schottländer war, er ließ sich bei ihm anmelden.

Gnädiger Herr, sagte er zu ihm, ich bin ein Schottländer, und komme mein Blut für die Rechte der erhabenen Fürstin zu vergießen, und unter einem so großen Generale, wie Ew. Excellenz sind, den Dienst zu lernen. Gut, mein Sohn, — antwortete der Feldmarschall, — hat er etwas Vermögen? — Das habe ich nicht, ich habe aber Herz, und will mich würdig machen, welches zu besitzen. — Gut gedacht! Ich nehme ihn unter mein Regiment, er soll als Korporal angestellt werden. — Ich möchte lieber erst gehorchen, als befehlen lernen. — Der Feldmarschall sah ihn an, und sagte: „Es leben meine Landsleute! wendete sich wieder zu ihm mit den Worten: Auch dieses, handle er so, wie er spricht, ich will für sein Glück sorgen. Wie heißt er?“ — Levinghton.

Nun war also Lord Talbot gemeiner Soldat unter dem Braunischen Regimente. Er hielt in seinem Dienste mehr, als er versprach. Seine Aufführung war untadelhaft, seine Herzhaftigkeit wurde von Vorsicht und Verstand geleitet, er war von Jedermann geliebt, that sich bei allen Vorfällen so tapfer hervor, daß er von einer

Stuffe der militärischen Würde zur andern stieg. Nach vier Jahren bekam er schon ein Regiment, und zeichnete sich mit demselben so aus, daß er bald darauf zum General-Lieutenant erklärt wurde. Nun war seine Ehrbegierde befriedigt. Er war nunmehr wieder das, was er gewesen war, und hatte es seinen Verdiensten zu verdanken. Jetzt glaubte er sich nicht länger verbergen zu dürfen. Er ließ große Summen aus seinem Vaterlande kommen, schaffte sich eine zahlreiche Dienerschaft und die glänzendste Equipage an, und fuhr so nach Wien zum Feldmarschalle Browne. Wie sehr erstaunte dieser, als ihm Calbot sagte, wer er wäre, und was ihn zu einem so sonderbaren Entschluße bewogen hätte. — Unnachahmlicher Mann! rief der Feldmarschall aus, und fiel ihm um den Hals, — wer kann Sie genug bewundern! Kommen Sie, kommen Sie gleich selbst mit zur Kaiserinn, wie stark wird sie über eine so edle, so seltene Art zu denken gerührt werden! — Sie kamen nach Hof. Die Kaiserinn bewunderte des Mannes edle Begierde nach eigenen Verdiensten, erklärte ihn sogleich zum Feldmarschalle, und gab ihm das große Theresien-Kreuz.

Diese Geschichte breitete sich bald am ganzen Hofe aus und Calbot wurde an demselben, in der Stadt und bei der Armee bewundert. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reisete nach England zurück, und da der Ruhm von seinen außerordentlichen Begebenheiten vor ihm dahin gelangt war, so wurde er auch von dem Könige, den Prinzen und allen Hohen und Niedern, mit eben so großer Bewunderung und fröhlichem Zurufe aufgenommen.

122. Wahre Ehrliebe.

Der berühmte holländische Admiral Ruyter, von armen Aeltern geboren, war in seiner Jugend ein Boots-

junge, durch die gute Anwendung seiner natürlichen Talente und die große Geschicklichkeit im Seewesen, die er sich erworben hatte, stieg er aber von einer Stuffe der Ehre bis zur andern, und endlich bis zur Admiralsstelle, mit welcher der Rang eines Herzogs verbunden war. Unter seinen vortrefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften glänzte die Tugend der Tapferkeit in ihrem hellsten Lichte, er focht im Streite mit Löwenmuthe, und selbst seine Feinde konnten auf ihn nie auch nur einen Schatten von Zaghaftigkeit werfen. Aber auch er erfuhr das Schicksal so mancher von äußerem Glücke begünstigter Männer, daß er eine große Anzahl von Neidern hatte. Einen derselben, einen Schiffskapitain, der die Fechtkunst nur deßwegen gelernt zu haben schien, um kunstmäßig morden zu können, fiel endlich der Kunstgriff der Raufbolden ein, er beschuldigte den Ruyter einer Beleidigung, und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Dieß geschah im Jahre 1643, da er schon Commandeur war. Ruyter erschien auf diese Aufforderung nicht. Dem, leider! noch immer herrschenden Vorurtheile zufolge, daß die Rettung der militärischen Ehre das Duell verlange, — wobei man nicht bedenkt, wie frevelhaft man gegen den Schöpfer und Erhalter unsers Lebens handelt, wenn man seinem, von einem Fehler übereilten Mitbruder den Stahl in die Brust stößt, ein schuldloses Weib zur Wittwe, und ihre unglücklichen Kinder zu Waisen macht, und so als ein Menschenmörder in die Hände des ewigen Richters fällt, — meinten Ruyters Freunde, daß er Mangel an Herzhaftigkeit beweise, wenn er nicht erscheinen würde. Dieser große Mann antwortete ihnen aber mit edler Festigkeit: Ich bin gewohnt auf Befehl meines Vaterlandes zu fechten, und dann erfülle ich meine Schuldigkeit aus

allen Kräften, komme ich dabei um, so falle ich in meinem Berufe, und weiß, daß es wohl um meine Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in eigener Rache meinen Tod finde, da mir dieselbe bei Verlust meiner Seligkeit verbothen ist? —

Er unterwarf hierauf die Sache seinen Vorgesetzten, und diese erhielten ihn natürlicher Weise bei seinem Ansehen und in seinen Würden. Vorher hatte sich Ruyter vorgenommen, den Seedienst aufzugeben, nun aber ließ er sich bewegen, ferner Leib und Leben für's Vaterland zu wagen, und trat seinen nächsten Zug als Befehlshaber einer großen Flotte an.

123. Charakterfestigkeit.

Ludwig der IX. König von Frankreich, war bei seinem ersten Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Aegypten sehr glücklich. Er schlug sie, und eroberte die Stadt Damiette. Allein sein Glück war nicht beständig, er verlor im Jahre 1250 mehrere Schlachten, und ward gefangen. Nun verlangte der Sultan die Zurückgabe von Damiette, und eine Million Goldstücke sowohl zu seiner, als der andern Gefangenen Loskaufung. Ludwig gab mit edlem Stolze zur Antwort: Ein König von Frankreich kauft sich nicht mit Gelde los, die Stadt Damiette, will ich für meine Person zurück geben, und die Million Goldstücke für die Befreiung meiner Leute bezahlen. Der Sultan, welcher über die Großmuth des französischen Monarchen erstaunte, indem er ihm eine so große Summe ohne Schwierigkeit bewilligte, erließ ihm aus Erkenntlichkeit 200,000 Goldstücke. Als aber dieser Sultan einige Tage nachher von den Mameluken ermordet wurde, so erfuhr Ludwig neue Schwierigkeiten.

Die Emirs verlangten, daß der König den Vertrag mit einem Eide bestättigen sollte, worüber sich aber dieser, theils der Religionsverschiedenheit wegen, theils weil er bei einem so geringen Umstande erwarten konnte, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glauben sollte, Bedenken machte.

Die Emirs, über diese Weigerung aufgebracht, drangen mit dem Säbel in der Hand in sein Zelt, und schrien in einem drohenden Tone: Du bist unser Gefangener, und gehst mit uns um, als ob wir deine Sklaven wären, wähle, entweder den Tod oder den Schwur, den wir verlangen. — Ihr seid Herren über meinen Körper, — antwortete der König, — aber meine Seele ist in Gottes-Hand, ihr habt keine Gewalt über sie. — Die trotzigen Sarazenen sahen sich genöthiget, nachzugeben. —

Nur derjenige kann so, wie Ludwig sprechen, der vom Gefühle seiner Pflicht, von Ehrfurcht gegen Gott, und von dem Glauben an eine Vergeltung beseelt ist. —

124. Klugheit.

Maan Berzaid, König von Arabien hatte in einem Treffen 100 Gefangene gemacht, die er sämmtlich zum Tode verdammte. Einer von ihnen warf sich dem Fürsten zu Füßen, und beschwur ihn, er möchte doch erlauben, daß man ihm Wasser geben möchte, um den grausamen Durst, von dem er geplagt werde, zu löschen. Maan sagte zu seinem Mundschenken, er sollte ihm zu trinken geben. Meine Kameraden, — erwiederte der junge Mensch, — sind nicht weniger durstig, als ich, sei auch gegen sie eben so gnädig, wie du es gegen mich warst. — Der König willigte gerne in diese Bitte, und befahl, daß man allen Gefangenen zu trinken geben sollte.

Nachdem sie getrunken hatten, sagte der junge Mensch zum Könige: „Wir sind, großer Monarch, deine Gastfreunde, deine erhabene Großmuth wird nicht zulassen, daß du denen, die einer so großen Ehre von dir gewürdigt worden sind, solltest das Leben nehmen können.

Der Fürst, dem, nach den Religionsgrundsätzen der Araber, die Beobachtung des Gastrechtes heilig war, konnte sich nicht enthalten, diesen glücklichen Einfall zu bewundern, und widerrief das Urtheil, welches er gefällt hatte.

125. Kindliche Ehrerbiethung und Folgsamkeit.

Ferdinand II., der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts das Königreich Leon, jetzt eine spanische Provinz, beherrschte, liebte seinen Sohn so zärtlich, daß er vom Throne stieg, und denselben, ohngeachtet seiner Weigerung, an seine Stelle setzte. Alphons, sein Sohn, verdiente diese unbegränzte Liebe, denn er lebte, so zu sagen, bloß für seinen Vater. Wenn er sich genöthiget sah, gegen die Feinde der Christen zu Felde zu ziehen, so gieng er nie aus dem Pallaste, ohne den Segen seines Vaters zu haben, und kehrte er dann zurück, so führte ihn sein Herz vor allen Dingen zu Ferdinands Füssen hin. Sein Tagewerk war zwischen der Sorge für den Staat und seinen Vater getheilt. War er nicht um ihn, so brauchte er die Vorsicht, Leute bei ihm zu lassen, deren Eifer und Treue er kannte. Oft stand er des Nachts auf um selbst zu sehen, ob sein Vater schlief, oder ob er etwa durch eine ihm zugestossene Unpäßlichkeit in seiner Ruhe gestört worden sein möchte. In Ferdinands Gegenwart setzte er sich nicht eher nieder, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Alphons erhielt einst einen

glänzenden Sieg über die Mauren. *) Ferdinand fühlte ein brennendes Verlangen, seinem Sohne entgegen zu gehen, um über den jungen Helden seine väterlichen Segnungen mit Thränen der Freude zu ergießen. Der gute Greis verlangte durchaus, daß man ihn in seiner Sänfte, ungeachtet seiner Schwächlichkeit und gegen die Vorstellungen derer, die ihm ergeben waren, seinem Sohne entgegen tragen sollte. — Zu den Bedienten, welche durch die Aeußerung: Sie wissen es, gnädigster Fürst, daß der König uns ausdrücklich befohlen hat, für Ihre Erhaltung zu wachen, — ihn zurückzuhalten versuchten, sagte er: „O meine Freunde, daß ich meinen Sohn, daß ich ihn als Sieger umarmen kann, wird mir sicher alle meine Jünglingskräfte wieder geben. Versagt mir das nicht, und ich werde glauben, daß ihr mir den wichtigsten Dienst geleistet habt!" —

Ferdinand gieng also dem jungen Könige entgegen, und kaum hatte ihn Alphons erblickt, als er vom Pferde stieg und in seines Vaters Arme eilte, von dem man ihn nicht trennen konnte. O wenn mein Sieg mir eine süße Trunkenheit einflößt; so ist es, weil er mir durch die Liebkosungen meines Vaters belohnt wird, — rief er aus, und folgte der Sänfte Ferdinands zu Fuße nach. Vergebens suchte der Vater ihn zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen sollte, weil es doch nicht schicklich sei, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. — Diese sind nicht Ihre Söhne, — antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. — Als sie vor dem Pallaste an-

*) Ein der muhamedanischen Religion zugethanes Volk, das nach Spanien eingewandert war.

gekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. — Mein Vater! — sagte er zu ihm, — Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen reicht, das wissen Sie nicht; sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite, ich beneide sogar Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen. — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten.

126. Aelterliche Liebe und Sorgfalt.

Alexander Menzikof hatte sich durch sein weit umfassendes Genie, unter Peter dem Großen, vom Pastetenbäckers-Jungen bis zum General-Feldmarschall und angesehensten Fürsten des russischen Reiches emporgeschwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes so sehr, daß ihm nach seinem erfolgten Sturze auch nicht die geringste Spur von der ehemaligen Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als allesvermögender Minister, zuvor zweimal die kaiserliche Krone nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von allem, und nur in rauhe Bauerskleider gehüllt, wurde er mit seiner Gemahlinn und seinen drei Kindern 1500 Meilen weit hinter Petersburg nach den Wüsteneien von Yakuska im tiefsten Siberien abgeführt. Seine Gemahlinn erreichte jedoch das Ziel dieser Reise nicht, indem sie ihm schon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entrissen wurde. Auf der Durchreise in Tobolsk erfuhr er von den dortigen Einwohnern öfters eine harte Begegnung.

Ein Russe, der während seiner Ministerschaft dahin in's Exil geschickt worden war, drang durch den Haufen des aus Neugierde herbeigelaufenen Volkes, und warf mit ausgesuchter Rache dem Sohne und der Tochter Menzikofs Koth in's Gesicht.

Als der zärtliche Vater dieses sah, rief er, vom äußersten Schmerzen durchdrungen, dem Russen zu: Mir wirf den Koth in das Gesicht, und nicht diesen unglücklichen Kindern, die dir nichts zu leide gethan haben! Einem Offiziere, den er ebendaselbst antraf, erzählte Menzikof die Geschichte seines unglücklichen Schicksals, das jedoch sehr vortheilhaft zur Veredlung seines Charakters mitwirkte, und bemerkte dabei, der Verlust meiner Ehre, aller meiner Güter und sogar meiner Freiheit, würde mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken, aber, — er wollte weiter reden, — doch konnte er nicht, — vergoß einen Strom von Thränen, und zeigte auf seine Kinder. Ihr Anblick fuhr er endlich fort — ist meine einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch übriges Leben auf's schmerzlichste empfinden werde. Diese unschuldigen Opfer sind im Schooße der Größe und des Ueberflusses geboren, jetzt haben sie Mangel an Allem, und ohne Mitschuldige dessen zu sein, was man mir vorwirft, sind sie doch gleichem Unglücke preisgegeben.

Sobald Menzikof an dem Orte seiner Verweisung angelangt war, ließ er sich angelegen sein, vor allem für die Bedürfnisse seiner Kinder zu sorgen, und das fürchterliche Ansehen ihres Aufenthalts zu vermindern. Zu diesem Ende vergrößerte er mit Hülfe der ihn begleitenden Bedienten die ihnen angewiesene kleine Hütte, er erbaute auch ein eigenes Geneth-Zimmer, und arbeitete ein großes ungebautes Stück Feld in einen Acker um.

Seine älteste Tochter, die einst mit dem Kaiser Peter dem Zweiten verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die jüngern Kinder die Sorge für die Kleidung und das Hausgeräthe. So lebte diese Familie in häuslicher Geschäftigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, so wie Mittags und Abends, versammelte sich das ganze Haus zu einem gemeinschaftlichen Gebethe, und das schöne Beispiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf seine Kinder den wohlthätigsten Einfluß, so, daß auch sie ihr Elend mit heldenmüthiger Verläugnung ertragen lernten. Sechs Monate hatten sie in dieser fürchterlichen Einöde verlebt, als die älteste Tochter von den Blattern befallen wurde. Der unglückliche Vater verschaffte seinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bey seinem Lager, bethete mit ihm und war sein Arzt. Aber vergebens waren alle seine Bemühungen, denn seine Tochter näherte sich ihrem Ende. Sobald sie verschieden war, drückte er sein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit seinen Thränen, bald aber dachte er, daß es Pflicht sei, sich selbst seinen übrigen Kindern zu erhalten, er ermannte sich daher, dem Schmerzen zu widerstehen, und sagte bloß zu seinem Sohne und seiner Tochter: „Lernet so wie eure Schwester sterben!“ Er bethete hierauf mit ihnen und seinem Bedienten, beerdigte den Leichnam in dem Gebethzimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach seinem Tode an ihrer Seite begraben werden wollte.

Kaum hatte er dieses traurige Geschäft geendigt, so wurden auch seine beiden andern Kinder von den Blattern befallen, er verdoppelte seinen Eifer und seine Sorgfalt, und leistete den zwei Kranken dieselbe Hülfe, welche er zuvor der Einen nun Verstorbenen erzeigt hatte

jedoch mit besserm Erfolge: denn sie wurden bald wieder hergestellt. Aber nun wurde Menzikof selbst krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an sein voriges Leben, und das Unglück seiner Kinder erfüllten sein Herz mit tiefem Kummer, der seine Kräfte allmählig verzehrte. Er wurde endlich von einem schleichenden Fieber befallen, das um so gefährlicher ward, weil er die Sorge für sich selbst einige Zeit versäumet hatte, um seine Kinder der Gefahr zu entreißen.

Als er nun den Augenblick herannahen sah, der ihn für dieses Leben auf immer von seinen Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bett kommen, und redete sie mit folgenden Worten an: „Meine Kinder, ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit dessen Vorstellungen ich seit meinem Hiersein sehr vertraut worden bin, würde nichts Schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft von meinem Leben, als seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, zu geben hätte. Religion und Vernunft, von denen ich mich vormals, vom Glanze meines Glückes geblendet, nicht hatte leiten lassen, haben mich gelehret, daß die Barmherzigkeit Gottes sowohl, als seine Gerechtigkeit unendlich ist. Dieß einzige beruhiget mich, daß ich euch hier noch mit dem Beispiele der Frömmigkeit und der Tugend vorangegangen bin. Bis jetzt, meine lieben Kinder, sind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unschuld in dieser Wüste leichter, als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einst dahin zurückkehren sollet, so erinnert euch nur immer des Guten, das ihr hier von mir gesehen und gehört habt! — So sprach er, hob zuletzt noch seine Hand auf, wie wenn er seinen Kindern den Segen geben wollte, — und schlum-

merte, nach einer leichten Verzucknug, in jenes Leben hinüber. —

127. Seelenstärke im Unglücke und Gefahr.

Treuer Gebrauch seiner Kräfte, kindliches Vertrauen auf Gott und unerschütterliche Standhaftigkeit in allen Lagen des Lebens, vorzüglich in schweren Leiden und Widerwärtigkeiten, sind hervorstechende Züge in dem Charakter aller wahrhaft edeln Menschen.

Auch die schwersten Leiden werden durch Geduld leicht zu tragen, und es ist eine große Thorheit, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seien unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder wohl gar ihren Leiden durch den Tod ein Ende machen wollten! —

Ein armer Taglöhner gieng im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hydeparks umher, und sammelte altes, abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen unruhigen Miene auf und nieder läuft. Der Taglöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweikampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun seine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich nieder, legt die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt und schau-

derte, den zweiten Versuch abzuwarten. Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweite Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebethene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter niederzustossen. Dieser weicht ihm aber nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. —

Stoß nur zu, — ruft er, — ich fürchte den Tod eben so wenig, als du; aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmerniß, habe ein Weib, dessen Glieder von der Gicht gelähmt sind, und fünf nackte, hülflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinen Leiden ein Ende zu machen, nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das er mir aufgelegt hat! — Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach, geduldig wie er zu werden, und die Last, die ihm aufgelegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde. —

128. Edelmüthige Abbitte.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich sagte einst zu einem braven Offizier seines Heeres, dem Herrn von Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Ei-

nige Tage darauf sollte die Schlacht bei Ivry geliefert werden. Heinrich sah den Herrn von Schomberg, rief ihn zu sich, und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generale: „Herr von Schomberg! Ich habe Sie beleidiget. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in mein Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!" — „Es ist wahr," — antwortete gerührt der Herr von Schomberg, „Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet; denn es ist sehr schmerzhaft, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königes mein Leben aufzuopfern." — Der brave Mann hatte wahrgeredet; denn er focht mit beispielloser Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am größten war. — Es wird Großen dieser Erde oft sehr schwer, ein ungerechtes Wort, eine schädliche Verordnung, eine übereilte Handlung zu widerrufen, und sich damit, wie sie es nennen, ein Dementi (eine Lügen Schuld) zu geben. Aber irren ist ja, wie wir wissen, das Schicksal der Menschheit, und wer sich zu einem Irrthume bekennt, giebt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, die er mit den edelsten, weisesten Menschen gemein hat. Hingegen wer seine Schwachheit läugnen und beschönigen möchte, wer, um sich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauern läßt, der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer

neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu. Er läßt sich durch falsche Scham einer armseligen Eitelkeit zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

129. So rächt sich der wahrhaft große Mann.

Demetrius Poliorzetes, König in Macedonien, hatte den Bürgern zu Athen, als er noch des Königs Cassander Statthalter daselbst war, viele Wohlthaten erwiesen. Als er nun einst wider drei gegen ihn verbündete Fürsten zu Feld gieng, ließ er seine Gemahlin und Kinder zu ihrer bessern Sicherheit bei den Atheniensern, deren Dankbarkeit er alles Gute zutraute. Er verlor die Schlacht, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und hoffte bei seinen Freunden, den Atheniensern eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Allein diese Undankbaren verweigerten ihm nicht nur den Aufenthalt bei ihnen, sondern schickten ihm sogar seine Gemahlin und Kinder unter dem Vorwande zurück, daß sie vielleicht in Athen nicht sicher wären, wo die Feinde hinkommen, und sie aufheben könnten. Dieses Betragen schmerzte den Demetrius in der Seele. — Denn es ist für einen edeln Menschen nichts empfindlicher, als Undank von denen zu erdulden, die man liebt, und denen man Gutes erwiesen hatte. —

Einige Zeit nachher gelang es diesem Fürsten, seine Glücksumstände zu verbessern, und er kam mit einem großen Kriegsheere, die Stadt Athen zu belagern. Nun waren sich die Athenienser bewußt, daß sie keine Gnade von ihm zu hoffen hätten, und entschlossen sich, mit den Waffen in der Hand, zu sterben. Sie erließen demnach einen Beschluß, welcher diejenigen zum Tode

verdammte, die von der Uebergabe der Stadt sprechen würden; allein sie bedachten nicht, daß fast gar kein Getreide mehr in der Stadt war, und daß es ihnen bald am Brode fehlen würde. Als sie nun wirklich sehr lange Zeit den bittersten Hunger ausgestanden hatten, sagten die Klügsten unter ihnen: „Es ist doch besser, daß uns Demetrius auf einmal tödten lasse, als daß wir so den langsamen Hungertod dahin sterben; vielleicht wird er sich noch unserer Weiber und Kinder erbarmen.“ — Sie schlossen ihm also die Stadtthore auf. Demetrius befahl, daß alle verheuratheten Männer sich auf einem großen Platze versammeln sollen, und ließ diesen rund herum mit Soldaten besetzen, welche alle den bloßen Degen in der Hand hatten. Nun hörte man in der ganzen Stadt nichts als Heulen und Jammern. Die Weiber umarmten ihre Männer, die Kinder ihre Väter, und schluchzten ihnen das letzte Lebewohl zu.

Als die Männer alle auf dem bestimmten Platze versammelt waren, stieg Demetrius auf einen erhabenen Ort, und warf ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihren Undank vor. Er selbst war so bewegt, daß er während seiner Rede Thränen vergoß.

Die Athenienser beobachteten das tiefste Stillschweigen, und erwarteten mit jedem Augenblicke, daß die Soldaten Befehl erhielten, sie alle niederzumetzeln. Aber wie erstaunt waren sie, als dieser großmüthige Fürst mit diesen Worten seine Rede schloß: „Ich will euch zeigen, wie sehr ihr euch gegen mich verschuldet habt; denn ihr habt euern Beistand keinem Feinde, keinem Fremden versagt, sondern einem Freunde, einem Fürsten, der euch liebte, der euch noch alle liebt, und

sich nur dadurch rächen will, daß er euch verzeiht, und euch Gutes thut. Kehret nach Hause zurück; unterdessen, daß ihr hier gewesen seyd, haben meine Soldaten auf meinen Befehl, Getreide und Brod in eure Häuser gebracht.

130. Das schönste Ordenskreuz.

In dem letzten Kriege Frankreichs gegen die spanischen Insurgenten wurde in einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel führte, bald den Franzosen, bald den Insurgenten gehörte, auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letztern, ein deutsches Piquet von 21 Mann von den Einwohnern ermordet. Nur einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General von der Greuelscene. Sie forderte Rache, blutige Rache des Beispiels wegen. Sogleich wird der badische Hauptmann von H... *) mit einer Abtheilung seiner Truppen beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen und in einen Steinhaufen zu verwandeln, die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben, und in unthätiger Verzweiflung alle ihre Habe von den Flammen verzehren sehen. Der General versprach sich von dieser Verfügung den beßten Erfolg, denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und Hauptmann von H. war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber dieser war auch noch mehr. Sein edles, menschenfreundliches Herz wurde bei diesem Auftrage mit Grau=

*) Schade, daß der Name dieses Edlen der Welt nicht ganz bekannt wurde.

sen erfüllt, indessen konnte und wollte er ihn nicht ableh- nen. Das nahe, schreckliche Schicksal so vieler unglück- lichen, und gewiß auch größtentheils unschuldigen Men- schen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er im Geiste die Stadt in Flammen auflodern, schon hört er das Klagegeschrei der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden, — doch entworfen ist schon sein Plan, ge- nommen sein Entschluß. —

Noch in später Nacht giebt er seinem Kommando Befehl zum Aufbruche. Der Weg führt an einem Kloster vorbei, unfern der bedrohten Stadt. Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geist- lichen gegen Freund und Feind hatte ihnen Schutz und Liebe beider Theile gewonnen, dieß wahrhafte Gottes- haus war selbst zur Freistätte für jeden Flüchtigen erklärt.

Der Hauptmann von H. begehrt Einlaß, und eine Unterredung mit dem Prior. Beide sind ihm gewährt, der Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrt er zu den Seinigen zurück, aber der Begleiter entschlüpft, unbemerkt und vermummt durch eine andere Thür, und gewinnt bald die unglückerwar- tende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bothe des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder und Greise sind eingeladen, sich und ihre beßte Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten.

Der Zug beginnt durch die Mondeshelle begünstigt. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken eröffnen den Zug. Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter; dort führt eine fromme Toch- ter den blinden Vater u. s. w., sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen

Mönchen gastfreundlich empfangen wurden. Unterdessen hat der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß jener Weg zum Kloster offen bleibt. Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern, Holz und Stroh außerhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen, aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten, an Plünderung wird nicht gedacht. — Nach zweistündigem Brande wird ein Eilbothe an den General abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehle zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse.

Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeigeholt, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern, die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen, wird zu gleichem Zwecke verbraucht.

Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und giebt das Zeichen zum Abmarsche, der einem wahrhaften Triumphzuge gleicht, denn unter den Tausenden ist auch nicht Einer, der andere, als Freudenthränen weint. —

Begleitet von den männlichen Einwohnern der Stadt, welche den Soldaten die Gewehre und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte, jauchzende Haufe zum Kloster. Die von dem Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzen ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. Aber bald wird der fürchterliche Zweifel zur völligsten Gewißheit, als sie vernehmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Güter gerettet habe. — Sie stürzen vor ihm

nieder, sie küßen ihm die Füsse, die Kleider, die Hände, er kann sich der lebhaften Aeußerungen ihres Dankes nicht erwehren. —

Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, mit einer Thräne im halbverloschenen Auge ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück. „Edler Mann, — sagte er, indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückte, — für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch sind wir arm, und besitzen nichts, das wir dir anbiethen könnten. Ich selbst habe nur noch dieses Kreuz von edlen Steinen, das ich als ein Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich dir es umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als ein Andenken an die vergangene Nacht. Zwar zieren schon zwei andere Ehrenzeichen, Beweise deines Heldenmuthes, deine Brust, doch sei dieß das dritte, das dir die Menschheit biethet, dir nicht minder werth. — Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! Aber Segen über jeden Krieger der fortfährt, Mensch zu sein! Darum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn! Der Hauptmann reißt sich tief erschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar in's Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde in's Ohr geraunt wurde, daß der französische General schon von dem ganzen Vorgange unterrichtet sei? — Das ganze Offiziers-Korps war von diesem zur Tafel geladen. Auch der Hauptmann durfte nicht fehlen. Er gieng mit männlicher Fassung, und gestärkt von dem Bewußtsein seiner guten That, einer vielleicht entehrenden Strafe entgegen. —

Der General empfängt ihn mit hohem Ernste, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand, blickt ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmte ihn mit Heftigkeit, sagt nichts als: „Sie verstehen mich!“ — und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. —

Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? Der Hauptmann schickte seinen Verwandten des Priors Kreuz, und schrieb dazu: Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte und machen werde. Ungern trenne ich mich von ihm. Verkauft es, und bezahlt meine Schulden! Die Familie bezahlte die wenigen Schulden, aber das Kreuz verwahrten sie als einen Familien-Schatz. — Wer hat einen bessern aufzuweisen? — —

131. Ehre das Alter!

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Sitz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben dem Augenblicke bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern — sagte er — ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode

bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen, aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung, dir das Leben retten!"

132. Das Taschenbuch.

Als im Jahre 1758 die Vorstadt von Zelle durch die Franzosen niedergebrannt wurde, gerieth auch das Haus einer reichen Wittwe in Flammen. Sie wollte sich mit ihrer einzigen Tochter retten, aber einige Soldaten, die eben im Hause plünderten, hinderten sie an der Flucht, da sie ihre Kleider nach Geld und Kostbarkeiten durchsuchten. Mit einem Male kam ein junger Offizier, und befreite die vor Schrecken und Angst halb todten Frauenzimmer aus den Händen dieser Räuber. Er selbst nahm nun so viel feine Wäsche und Kleidungsstücke, als er tragen konnte, und auch die Tochter mußte sich bepacken. So eilte er mit Mutter und Tochter dem Stadt-Thore zu. — Als er bis zum Thore gekommen war, fand er bereits die Brücke abgebrochen. Ohne sich lange zu besinnen, ergriff er die Mutter, und trug sie mit Lebensgefahr über die noch liegenden Balken der Brücke, die Tochter mußte ihm folgen. Nachdem er die Geretteten völlig in Sicherheit gebracht hatte, verließ er sie. — Am Abende des folgenden Tages kam er aus dem Lager zu ihnen, und zeigte ihnen einen silbernen Kelch und andere Kirchengeräthe, welche er seinen Leuten abgenommen, und als Sachen erkannt hatte, die im Hause der Wittwe aufbewahrt gewesen wären. Es verhielt sich wirklich so, und die Gefässe kamen an die Eigenthümer zurück. — Indem die Anwesenden den edlen Krieger mit Lob und Dank überhäuften, zog er ein kleines Büchlein aus der Tasche, und bath sie sehr

bescheiden, ihm in diesem Büchlein die vollbrachte That zu bescheinigen. Es geschah. Hierauf bath er die Zeugen, auch die Vorrede zu diesem Büchlein zu lesen. Sie enthält eine Anrede an ihn, von seinem noch lebenden Vater, und lautete also: „Mein Sohn! Ich bin, wie du weißt, lange Soldat gewesen, und ich wünsche nichts mehr, als daß du einst im Alter, so wie ich, mit Zufriedenheit und Gewissensruhe auf deine Jugendjahre möchtest zurücksehen können. Um mir und dir diese Freude zu verschaffen, schenke ich dir dieses kleine Buch. Ich bitte Gott täglich, daß er dich einst wieder in meine Arme zurückführe, aber dann erwarte ich, in diesem Buche untrügliche Beweise zu finden, daß du während deiner militärischen Laufbahn wenigstens einige ausgezeichnete, edle, menschenfreundliche Thaten vollbracht habest. Reichliche Gelegenheit wird sich dir dazu darbiethen, wenn du auf sogenanntem feindlichen Boden stehest."

133. Der Wohlthäter im Stillen.

Ein preußischer Stabsoffizier erhielt im siebenjährigen Kriege den Befehl, mit einigen Truppen von einer kleinen chursächsischen Stadt die derselben angesetzten Contribution, welche sie in der vorgeschriebenen Zeit nicht bezahlt hatte, executivisch beizutreiben. Ein Glück für diese Contribuenten, daß dieser Auftrag in die Hände eines so edeln Mannes kam. — Sogleich nach seiner Ankunft machte er bekannt, daß die Bezahlung der (für die kleine Stadt wirklich großen) Contributions-Summe innerhalb weniger Stunden geleistet werden müsse, widrigenfalls die Vollziehung der Execution ohnfehlbar erfolgen werde. Ein allgemeines Wehklagen erfüllte die Stadt, Alles kam auf's Rathhaus gelaufen,

und bath und weinte und flehte. Das Herz des braven Kriegers, von allen Seiten bestürmt, wollte über diese Trauer-Scene zerspringen. Doch sein Befehl war zu bestimmt, er blieb unerbittlich. Kaum aber war er in sein Quartier zurückgekehrt, als er einigen sichern und verschwiegenen Leuten auftrug, sich insgeheim zu erkundigen, welche Einwohner wirklich nicht im Stande wären, den sie treffenden Steuerantheil zu entrichten? Sobald er ein Verzeichniß über diese armen Personen erhalten hatte, schickte er nicht nur diesen allen, den nach Berechnung sie treffenden Contributions-Antheil zu, sondern fügte auch noch für einige Elende außerdem etwas zu ihrer Erquickung bei, und wußte dieß alles so zu richten, daß sie nicht erfuhren, woher ihnen diese Rettung kam. Sie brachten nun ihren Beitrag der Obrigkeit, und er lieferte seinem Könige in der bestimmten Zeit die ganze Summe. —

Heilig sei dein Andenken, du edler Mann! jedem guten Herzen, und, gleich dem — die dickste Mitternacht durchbrechenden Sonnenstrahle, müsse dieß dein Beispiel der Menschenliebe, da, wo man es so wenig erwartete, die mit dem Menschen-Geschlechte unzufriedene Seele auch in den trübsten Minuten erhellen!

134. Ein schottischer Bauer rettet sein Vaterland.

Am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Schottland von den Dänen, die sich dieses Königreich unterwerfen wollten, bekriegt. Sie fielen in dieses Land ein, und gleich beim ersten Angriffe erhielten sie ent-

scheidende Vortheile über die Schotten. Alles gerieth in Unordnung. Die ganze schottische Armee floh über die Gebürge, und würde von den nachsetzenden Dänen völlig aufgerieben worden sein, wenn nicht an diesem, für die Freiheit entscheidenden Tage, der Bauer Hay das Vaterland gerettet hätte. Die Fliehenden nahmen ihren Weg durch einen engen Paß, wo sich Hay gerade aufhielt. Als ein zweiter Leonidas stellt er sich mit seinen beiden Söhnen dem eindringenden Feinde entgegen, hält dessen Macht auf, und verschafft seinen Landsleuten Zeit, sich wieder zu sammeln. Durch Hay's Heldenmuth angefeuert, stürzen diese auf den Feind, zerstreuen ihn, und entreißen seinen Händen die Ketten, mit denen er das Vaterland bedrohte, und den Sieg, den er schon als ausgemacht angesehen hatte. Dem edeln Bauern verdankte der Staat seine Freiheit, und der König seinen wankenden Thron. Dieser beehrte den tapfern Mann mit der vornehmsten Adels-Würde, und schenkte ihm soviel Ländereien, als der Strich eines Falken ausmachte. Man ließ nämlich auf dem Schlachtfelde einen Falken steigen, und von hier aus bis an den Felsen, wo sich der Vogel niederließ, war alles Hay's Eigenthum. Noch bis jetzt heißt der Felsen Falkenstein, und noch im vorletzten Jahrhunderte lebte ein Nachkomme dieses Bauers, Johann Hay, der als Connetable von Schottland starb.

135. Der christliche Kriegsheld.

Kaiser Otto I., der Große genannt, bedachte immer, wenn er wegen seiner Feinde zu Felde ziehen mußte, daß der Ausgang des Krieges und der Sieg nicht in Menschen- sondern in Gottes-Gewalt stehe.

Wenn er seinen Kaiserschmuck zu Hause und im Felde tragen mußte, bath er Gott um ein demüthiges Herz, damit er durch den Glanz der irdischen Pracht nicht geblendet und übermüthig gemacht würde.

Als bei der Belagerung von Breisach einige seiner Bundesgenossen ihn verließen, und nun auch seinem übrigen Volke der Muth entfiel, so redete er seine Truppen also an: „Warum seid ihr so verzagt? Vertrauet Gott, er kann und wird helfen. Der Sieg steht in seiner Hand. Ist unsere Stunde gekommen, so wollen wir alle christlich und unerschrocken sterben, und uns die Schande der Flucht nicht anthun. Denn es ist ja besser, um der Gerechtigkeit willen sterben, als mit Schande und Schaden flüchtig werden. Thut ihr nur das Eure, so wird Gott auch das Seine bei uns thun!" — So machte er den Soldaten wieder Muth, und erhielt den Sieg.

136. Dankbarkeit gegen Gott.

Wie empfänglich der Soldat für religiöse Empfindungen, und wie rührend der Ausdruck allgemeiner Frömmigkeit von einer kriegerischen Schaar sei, davon liefert der siebenjährige Krieg ein schönes Beispiel. In der Nacht nach der Schlacht bei Hochkirch marschirte die preußische Armee bis Lissa vor, wo sich ein Theil der österreichischen Armee hingezogen hatte. Dieser Marsch geschah mit einer Stille, wie sie nur das Bewußtsein, diesen großen, blutigen Tag überlebt zu haben, hervorbringen kann. Plötzlich aber unterbrach solche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: Nun danket alle Gott! anstimmte. —

Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich jeder zum Danke gegen die Vorsicht für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Mann sangen diesen Choral bis zu Ende.

Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausenvolle eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihren Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengung erschlafften Krieger, ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als bald darauf das heftige Kanonenfeuer bei Lissa gehört ward, wollte es einer dem anderen an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen.

137. Anbethung Gottes.

Der fromme und tapfere König Gustav Adolph von Schweden kam im dreißigjährigen Kriege seinen bedrängten Glaubensgenossen von der protestantischen Kirche in Deutschland zu Hülfe. Als seine Kriegsflotte die Seereise aus Schweden so weit glücklich geendigt hatte, daß sie bei der Insel Rügen Anker warf, war er der Erste, der an der pommerischen Küste an das Land stieg. — Sobald er das Ufer betreten hatte, fiel er auf seine Knie nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Person, seiner Flotte und Armee, und flehte ihn um Segen zu seinen Vorhaben an. Es war ein rüh-

render Anblick für seine Offiziere, die nach ihm an das Land gekommen waren, und um ihn herum standen, aus dem Munde ihres, auf seinen Knieen liegenden Königes folgenden schönen Herzensgruß vor Gott zu hören: „Gott! der du über Himmel und Erde, über Wind und Meere herrschest, wie soll ich dich preisen, daß du mich auf dieser gefährlichen Reise beschützet hast! O, ich danke dir von Grund meines Herzens, und bitte dich, zu dieser Unternehmung, die ich nicht zu meiner, sondern allein zu deiner Ehre, zur Vertheidigung deiner Kirche, und zum Troste der Gläubigen angefangen habe, deine Gnade, deinen Segen zu geben. Du Herr, der du die Herzen prüfest, kennest die Lauterkeit meiner Absichten. Du wollest auch gut Wetter und günstigen Wind verleihen, damit ich meine noch zurückgelassene Armee mit fröhlichen Augen bei mir sehen, und dein heiliges Werk fortsetzen möge!" — Seine Offiziere konnten hierüber ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der König ihre große Rührung wahrnahm, sagte er zu ihnen: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern bethet mit aufrichtigem Herzen, jemehr Bethens, desto mehr Sieges: denn fleißig gebethet ist halb gesieget, der beßte Christ ist immer der beßte Soldat." — Auf seinen Fahnen standen mit goldenen Buchstaben die Worte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

Kurz vor der Schlacht bei Lützen, in welcher dieser Held sein Leben verlor, hielt er mit der ganzen Armee seine Morgenandacht.

Gustav Adolph verfertigte selbst für diese Stunde der Andacht ein Lied, das mit der Feld-Musik begleitet wurde. Der König warf sich nach abgesungenem Liede auf die Kniee, und bethete mit inniger

Andacht. Hierauf stieg er zu Pferd, ritt durch die Glieder, und munterte die Offiziere und Gemeinen auf, ihre Schuldigkeit zu thun. —

Als das Treffen seinen Anfang nehmen sollte, trat er noch einmal vor seine in Schlacht=Ordnung stehende Armee hin, und rief den Soldaten laut zu: „Nun wollen wir daran, der liebe Gott waltet über uns! Jesu, Jesu, hilf du mir heute streiten, zu deines heiligen Namens Ehre!“ —

Mit solchen Gesinnungen und Gebethen gieng der Held muthig in die Schlacht. Diese heiße Schlacht dauerte 4 Stunden, und der Sieg war schon beinahe errungen, allein Pappenheim kam dem österreichischen General Wallenstein zu Hülfe, und Gustav's Soldaten wichen. Gustav, überall da wo die Gefahr war, kam den Weichenden zu Hülfe — erhielt einen Schuß, der tödtlich war, aber was die Schlacht hätte verlieren sollen, gewann sie. Die Schweden wüthend über den Tod ihres Konigs, griffen auch überall wüthend an, Wallenstein ward völlig geschlagen, und nur die Nacht rettete einige Ueberreste seines Heeres. Auch Pappenheim blieb todt auf dem Schlachtfelde nebst mehrern Generälen. Es war am 16. Nov. 1652, wo Gustav Adolph in dieser Schlacht mit dem Seufzer sterbend vom Pferde fiel: mein Gott — mein Gott!

138. Kamillus und Lucius.

Der Römer Kamillus zog zum sechstenmal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet gegen die Volsker zu Felde.

Lucius, sein Gehülfe im Kommando, ein junger Mann, dem es noch an der, einem Befehlshaber so

nöthigen, Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Kamillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig wären, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Kollegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Kamillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres, eines Tages, da Kamillus gerade krank war, und das Bette hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die üblen Folgen seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fieng an zu weichen, und er ward mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Kamillus zu Hülfe. Der alte, kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines Mitbefehlshabers, und weil er den Ausgang derselben vorhersah, sogleich aus dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier both er alle seine Kräfte auf, die Ordnung bei dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden, wie von einem neuen Geiste und Muthe beseelt, sie sammelten sich wieder entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Kamillus, der so grosse Ursache gehabt hätte, mit seinem Kollegen unzufrieden zu sein, ließ ihm nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, son=

dern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher.

So wußte dieser große Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten, als alle gewonnene Schlachten!

139. Die Insulaner.

Die kleinen Inseln Usedom und Wollin an der Ostsee gehörten vormals zum Kanton eines in Pommern stehenden preußischen Infanterie-Regimentes.

Selten war es dem Befehlshaber desselben gelungen, die ganze Anzahl Rekruten, welche diese Inseln zu stellen hatten, zu bekommen, denn, wenn die Zeit zur Rekrutenaushebung oder Einziehung der Beurlaubten heranrückte, so waren die Söhne der Inselbewohner mit ihrem Berufe auf der See beschäftiget, und man konnte sie daher nicht wohl zur Hand bekommen.

Als aber im Jahre 1778, aus Veranlassung eines im Plane gewesenen neuen Feldzuges, die Regimenter früher als gewöhnlich vollzählig gemacht werden sollten, und diese Insulaner hievon Nachricht erhielten, so gab diese Angelegenheit des Vaterlandes auch unter ihnen zu vielfältigen Gesprächen Anlaß. Sie äußerten unter andern, wie schimpflich es sei, den König und das Vaterland zu einer solchen Zeit zu verlassen, und entflammt von Vaterlandsliebe verbanden sie sich treulich untereinander, daß jetzt, da es nun Ernst sei, keiner austreten, und wenn je einer meineidig würde, dieser nicht mehr unter ihnen geduldet werden sollte. Voll Verlangen, Thatbeweise ihrer Vaterlandsliebe zu geben, können sie

die Zeit, da sie aufgefordert werden, nicht einmal abwarten, lassen sich bei Lassone auf's feste Land übersetzen, verwerfen unterwegs mit vielem Unwillen verschiedene ihnen gemachte Anerbiethungen, den Kriegsdienst mit einem ruhigeren Leben zu vertauschen, kommen nach Anklam, und stellen sich dem Befehlshaber des Regiments dar, mit der Erklärung: daß sie freudig und muthig bis auf den letzten Blutstropfen für's Vaterland streiten wollen.

140. Edle Selbstverläugnung.

Der französische General Desaix hatte das, dem Anscheine nach, so schwere Mittel gefunden, die Soldaten an Entbehrung zu gewöhnen, er versagte sich nämlich selbst alles, was diese nicht auch haben konnten. In der schlimmsten Zeit, als ein schrecklicher Krieg Frankreich drückte, war Kommißbrod und Wasser seine einzige Nahrung. Einige Kriegskommissäre versuchten einmal, sich seine Gunst dadurch zu erwerben, daß sie ihm feine Weine und besseres Brod als dasjenige schickten, was seine Truppen bekamen. Desaix nahm das Geschenk mit kalter Höflichkeit an, und ließ es sogleich unter die kranken Soldaten in den Hospitälern vertheilen.

Durch dergleichen Züge hatte er sich die höchste Liebe und Achtung erworben. Diese Achtung äußerte sich bei jeder Gelegenheit. Ein deutscher Reichs-Fürst hatte die Flucht bei seiner Annäherung ergriffen, und der Silberkasten mit den Baarschaften, die dieser zurückgelassen, ward in Desaix Zelt gebracht. Dieser befahl hierauf, daß man ihn sogleich zum Zahlmeister bringen sollte. Die Soldaten hatten Mühe, ihn zu heben.

Desaix warf ihnen ihre Langsamkeit vor. Sie ließen den Kasten fallen, und sagten: „Er ist so schwer weil er aus Ihren Händen kommt.“

141. Die Geldsäcke.

Ein macedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder für den grossen Alexander trug. Er sah, daß das arme Thier beinahe unter der Last niedersank, mitleidig nahm er sie vom Rücken des Maulthieres, und schleppte die Last selbst mit großer Mühe bis zu des Königs Zelt hin.

Alexander war unbemerkt Zeuge des ganzen Vorfalles gewesen. Ungemein gefiel ihm die Sorgfalt, die dieser Soldat für das Thier trug. Alexander trat jetzt hervor, und rief ihm zu: „Fasse Muth, braver Mann, und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt! du bist würdig, sie zu besitzen!

Quäle nie mit Lust ein armes Thier,
Sonst bist Du grausam, wehe Dir!
Es fühlt ja auch, wie Du, den Schmerz!
Gott schuf's ja Dir zur Freude, Dir zu gut,
Und rächt, wenn Du es quälst, an Dir sein Blut.

142. Edelsinn und Großmuth.

Darius, der letzte König von Persien, welcher von Alexander dem Großen überwunden und seines Reiches beraubt worden war, äußerte in dem großen Unglücke, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edeln Herzens. Als man ihm erzählte, wie großmüthig Alexander sich gegen seine gefangene Gemahlinn und Prinzessinnen bezeugt habe, streckte Darius seine Hände gen Himmel, und sprach: „Ihr Götter

des Vaterlandes und der Könige! helfet mir den persischen Staat wieder aufzurichten, damit ich Alexandern die Wohltaten vergelten kann, die er in meinem Unglücke denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat! Ist aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der menschlichen Dinge die Zeit gekommen, daß sich das Reich der Perser endigen soll, so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen, als Alexandern!" Als er sich nach der letzten Schlacht, tödtlich verwundet, flüchtete, ward er von einigen Griechen eingeholt. Der einst so mächtige Monarch lag nun da auf einem Wagen, bereits in den letzten Zügen, und bath nur noch um einen Trunk zur Kühlung seines lechzenden Gaumens. Und als einer der Griechen ihm frisches Wasser gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Freund! so höchst unglücklich bin ich jetzt, daß ich dir nicht einmal die Wohlthat mehr vergelten kann, aber Alexander wird es thun, und die Götter werden Alexandern, dem ich durch dich meine rechte Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er an meiner Mutter, meiner Gemahlinn und meinen Kindern bewiesen hat." Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, fiel er dem Griechen in die Arme, und starb. —

143. Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der baierische Marktflecken Alberswied unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache für sein

kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbei geeilt kam, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Verwunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, so bald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestüm an seinen Busen drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer es wohl sein möchte. — Mein Gott! — rief der narbige Kriegsmann, — „kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?“ — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nämlich so: In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre, und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, und zwei Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von 7 Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar, und sein offenes, heiteres Aussehen besonders auf. — Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern von älterlichem Einflusse, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehrmethode möchte unterrichten können, aber in seinem Dorfe keinen gefunden. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den kleinen Krauskopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort: es sollte ihr lieb sein, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gru-

der machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreißen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Hause war, und versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Kleinen zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bei sich. Jakob saß seinem Pflegevater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherlei Kenntnisse. Auf allen Spatziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht, die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten schnell begriff, so gieng sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höhern mathematischen Kenntnissen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrstunden mit ihnen theilte, sondern auch außer der Schulzeit im Umgange mit seinem Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder, daß er bei vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde. Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens, und war unschlüßig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Bedienten suchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes- und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin

machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Unstände, ward Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegsheere wider seinen Willen in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltener Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offiziere, und als solcher trat er zum Beschützer seines ehemaligen Wohlthäters auf. Der Schullehrer Gruber begnügte sich aber nicht bloß mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bei dem Biedermanne für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Marktes. Mit Vergnügen both dieser alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte größtentheils innige Bekanntschaft, er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbiethung und Dankbarkeit aufgenommen. Drei Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegsschaar den Erbstaaten des österreichischen Kaisers entgegen. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung, daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen sein möchte.

144. Der Bettler und der Soldat.

In einer der Vorstädte von Berlin gieng einst an einem Regentage ein blinder Greis umher, und bettelte. Ein Stab, den er immer vor sich hinhielt, und mit dem er jeden Platz, auf welchen er treten wollte, zuvor untersuchte, war sein einziger Begleiter. Sein Anzug ver-

rieth grosse Armuth und seine Miene Ehrlichkeit. Alle Leiden der Menschheit schienen in dem armen Alten vereinigt, und sein Anblick mußte in dem Herzen des Gefühllosesten eine Empfindung des Mitleids erregen. An einer Thüre hielt er still und sang:

Hier steht ein alter, blinder Mann,
Und singt vor eurer Thür:
Ach seht ihn nicht so lieblos an,
Er ist ein Mensch, wie ihr!
Der Gott, der Reich' und Arme macht,
Und alle Menschen liebt,
Der gab mir zwar nicht Gold und Pracht,
Was Werth bei Vielen giebt.
Doch gab er mir Gelassenheit,
Zu tragen Noth und Schmerz,
Mit Wenigem Genügsamkeit,
Und ein dankbares Herz.
Oft wünsch' ich mir: ach könnt' ich doch
Sie, die mir wohlthun, seh'n,
Dann, glaub' ich, würd' ich froher noch
Mein Brod zu betteln gehn.
Doch fühl' ich eure milde Hand
Und dankbar drück' ich sie,
Und denke, Gott sind unbekannt
Der Frommen Thaten nie.
Gott laß es Euch an jedem Ort',
Ihr Edeln wohlergeh'n,
Und einst in seinem Himrael dort
Mich euer Antlitz seh'n!

Die Thüre des Hauses, wo der Bettler stand, war verschlossen, aber ein Soldat, der mit einem Schubkarren die Strasse pfeifend daher fuhr, und sich vielleicht

gerade erst einen Groschen durch Taglöhnerarbeit verdient hatte, blieb stehen, und hörte dem Liede des alten Mannes zu. Schnell ließ er nach Endigung des Gesanges seinen Karren nieder, und drückte dem Alten einen Kreutzer in die Hand. „Gott schenke euch Gesundheit und langes Leben! — sagte der arme Blinde — den ganzen Tag habe ich noch kein Brod im Munde gehabt! Auf diese Worte sprang der Soldat zu einem nahen Bäckerladen, brachte eine Semmel, und steckte sie dem Blinden, ohne daß er es merkte, in die Tasche. In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Hauses, vor dem der Blinde gesungen hatte. Ein Herr trat hervor, sah die schöne That des Soldaten, rief ihn zu sich, und gab ihm, was er gerade in der Tasche hatte. Du braver Mann! sagte er, dein edles Herz freuet mich. Nimm diese Kleinigkeit zum Beweise, wie sehr ich dein gutes Herz schätze. „Dank, vielen Dank, Ihr Gnaden — erwiederte der Soldat — Gottes Lohn! Aber es ist zu viel Geld, das muß ich theilen.“ Freundlich klopfte er jetzt dem Blinden auf die Schulter, und sagte: „Da nimm du die Hälfte, — mir gehört kein Dank dafür, sondern dem braven Herrn da, der ein Paar Schritte von dir steht. Jetzt geh' nach Hause, armer Mann! das Wetter ist dir heute nicht günstig. Laß dir eine warme Suppe kochen, und wärme dich, und singe morgen mehr, wenn die Sonne scheint!“ Mit vergnügtem Sinne gieng nun der Soldat wieder zu seinem Schubkarren, schlang schnell das Tragband über seine Achsel, und fuhr die Straße hinab.

IV.

Merkwürdigkeiten
aus
dem Gebiete der Natur.

Die Vögel.

Wer von uns hat sich nicht schon unzählige Male an dem Gesange der Vögel, welche unsere Wohnungen umgeben, ergötzt? Haben wir aber auch über den Nutzen dieser Thiere, über die Bestimmung, zu welcher der Schöpfer sie in die Welt setzte, nachgedacht? Daß sie unsere Ohren mit ihrem Gesange entzücken, kann wohl nicht ihre einzige Bestimmung seyn, obwohl der wohlthätige Schöpfer auch darauf Bedacht genommen haben mag; denn wir bemerken, daß die lieblichen Sänger sich in der Nähe der Menschen aufhalten, während der krächzende Rabe, die Eule, und alle jene Vögel, deren traurige und heulende Stimmen unangenehm klingen, sich in die Einsamkeit und in die Wildniß zurückziehen.

Eben so auffallend ist es, daß die Vögel, welche dem Menschen zu seiner Nahrung, und in dem Innern seiner Haushaltung vorzüglich nützlich sind, wie das Huhn, die Ente, die Gans ꝛc., von der Natur schlecht zum Fliegen ausgestattet wurden, gleich als wollte sie dieselben bey unsern Wohnungen zurückhalten. Andere Vögel durchschneiden mit großer Leichtigkeit die Luft, und legen in einer erstaunlichen Geschwindigkeit ungeheure Strecken zurück. Der Schöpfer muß also für sie eine andere Bestimmung festgesetzt haben.

Viele Vögel scheinen dazu bestimmt zu seyn, den Menschen durch ihr Geschrey vor Gefahren zu warnen oder auch ihm als Nachweiser zu dienen. Die Seeven und die Taucher, welche sich auf den Klippen in dem Meere in unzähliger Menge aufhalten, zeigen dem Seefahrer durch ihr Geschrey die Orte an, vor welchen er sich hüten muß, um nicht auf den unter dem Wasser verborgnen Felsen und Klippen zu scheitern. Die Meven, welche auf dem Meere den zahllosen Zügen von Heringen folgen, dienen dem Menschen als Wegweiser, und er darf ihnen nur folgen, um einen reichlichen Fischfang zu thun. Der Kukuk zeigt durch sein Geschrey dem Menschen in den ungeheuren Wüsteneien den Honig in den Bäumen an. Es giebt da sehr viele Bienen, welche ihre Wohnung in den hohlen Bäumen haben. Tausende von Menschen beschäftigen sich dort mit dem Aufsuchen und Sammlen des wilden Honigs, welcher viel schmackhafter und gewürzreicher, als der unsrer Bienen ist. Der Kukuk nun zeigt den Jägern die in den Bäumen verborgene Bienenstöcke an. Sobald er sie erblickt, erhebt er ein durchdringendes Geschrey, das er so lange fortsetzt, bis sie ihn bemerken, und ihm folgen. Nun flattert er vor ihnen her zu dem Baume, und wenn er sieht, daß sie Anstalten zum Ersteigen des Baumes treffen, so entfernt er sich, aber nicht weit. Er blickt mit Sehnsucht auf die Jäger hin, und erwartet, daß sie ihre Beute mit ihm theilen, welches sie auch allemal thun. Er verzehrt dann das Geschenk und fliegt nun weiter, um ihnen eine neue Beute nachzuweisen. Auf diese Art wird in den Sommer- und Herbstmonaten eine unbeschreibliche Menge des vortrefflichsten Honigs gesammelt.

In Indien giebt es einen ziemlich großen Vogel, welchen die Einwohner Agami nennen, und welchen sie als Hirten ihrer Viehheerde gebrauchen. Dieser Vogel ist so abgerichtet, daß er das Vieh auf die Weide, und des Abends nach Hause führt. Die widerspenstigen Stücke weiß er mit seinem Schnabel so gut, als unsere Hirten die ihrigen mit der Peitsche, in Ordnung zu halten. Der Falke dient dem Menschen zur Jagd, und die Chinesen bedienen sich des Seerabens zum Fischfang. Er taucht tief in das Meer unter, und bringt den Menschen die herrlichsten Fische.

Diese und andere Vortheile, welche die Menschen von den Vögeln ziehen, sind groß, allein sie sind doch nicht ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie scheinen von dem Schöpfer dazu bestimmt zu seyn, die Erde von dem Ungeziefer zu reinigen. In allen Welttheilen finden wir grade jene Arten von Vögeln, welche für jene Länder passen, und manche Vögel, nemlich die Zugvögel, ziehen von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil, um in verschiedenen Jahreszeiten in verschiedenen Ländern diese Bestimmung zu erfüllen.

In den heißen Gegenden von Guiana in Afrika giebt es eine ungeheure Menge von Ameisen, welche den Einwohnern unerträglich seyn würden, wenn nicht ein Vogel, welchen sie den Ameisenfresser nennen, sie von diesen lästigen Gästen befreite. Eben so wäre es in vielen Ländern des heißen Erdstriches, wegen der vielen Mücken unmöglich zu leben, allein der Schöpfer setzte einen Vogel, den Fliegenschnapper, in großer Menge dahin. Dieser reinigt das Land von diesen Insekten, und ist so erpicht auf seine Beute, daß er sie bis auf den Stirnen der Einwohner verfolgt. Fast in

allen jenen Ländern, in welchen die heiße Jahreszeit mit der Regenzeit plötzlich abwechselt, finden sich so viele Schlangen, Kröten und andres Ungeziefer, daß es unmöglich wäre, sie zu bewohnen, wenn nicht Vögel vorhanden wären, welche diesen nachstellten. Man findet dort zu dieser Bestimmung unter andern einen Vogel, Gallinazo genannt. Er ist von der Größe eines Adlers, so gefräßig, und hat einen so großen Kropf, daß er alle Tage eine ungeheure Menge Unrath verschlucken kann. Egypten, eines der fruchtbarsten Länder in Afrika würde gleichfalls unbewohnbar seyn, wenn nicht eine große Anzahl von Pelikanen, Kranichen und andern Vögeln das Land von den Insekten reinigten. Dieses Land wird alle Jahre zur bestimmten Zeit von den Gewässern des Nils, eines großen Flusses, überschwemmt, und diese Ueberschwemmung ist nothwendig, um das Land fruchtbar zu machen. Wenn nun die Gewässer sich allmählig wieder zurückziehen, so wimmelt der zurückgelassene Schlamm von Insekten und Ungeziefer aller Art. Jene Vögel nun, welche in großen Schaaren aus fremden Ländern, von den Ufern des rothen Meeres, und den Küsten Griechenlands daherziehen, machen sich darüber her, und reinigen das Land in kurzer Zeit von diesen schädlichen Thieren.

Auch bei uns findet das Nemliche statt, und wenn wir mit aufmerksamem Auge betrachten wollen, so werden wir finden, daß in jeder Jahreszeit sich andere Vögel einfinden, welche damit beschäftigt sind, unsere Länder von Unrath und schädlichen Insekten zu reinigen.

Wenn nach einem strengen Winter die Sonne die Erde wieder allmählig erwärmt: so erwachen eine ungeheure Anzahl von Insekten und Ungezifer, welche über

den Winter entweder in der Erde schliefen, oder aus den in dem Herbst dahin gelegten Eyern auskriechen. Würmer aller Art durchwühlen die Erde, und drohen die Wurzeln unsers Getreides und des Grases auf den Wiesen zu zerstören. Schmetterlinge durchbrechen ihre Hülle, und flattern umher. Ratzen, Mäuse, Hamster, Maulwürfe, Nattern, Kröten und anderes Ungeziefer, kriechen und springen von allen Seiten, und wärmen sich an der belebenden Sonne. Tausende von Insekten und Raupen erwachen in der Rinde der Bäume, und auf den Zweigen. Sie drohen Blätter und Knospen zu benagen und zu zerstören. Mücken, Fliegen, und Käfer aller Art kommen in unzähliger Menge hervor. Alle diese Thiere und Thierchen sind der wieder aufkeimenden Natur gefährlich. Die einen bedrohen die Wurzeln der Pflanzen, die andern die Knospen und die Blüthe der Bäume. Diese zerstören die kleinen Gewächse, jene verwüsten die größten Bäume, und selbst die majestätische Eiche wird von einer Raupe bedroht. Tausende von Insekten quälen den Menschen, und verfolgen ihn bis in seine Wohnung. Wenn der Gefräßigkeit aller dieser Thiere kein Einhalt geschähe, so würde für den Herbst keine Frucht mehr übrig bleiben, alles würde zerstört werden.

Der wohlthätige Schöpfer hat schon für unser Bedürfniß, für unsere Rettung gesorgt, und kaum fängt durch die Wärme der Sonne die Natur zu keimen, und jene schädlichen Insekten zu leben an, als auch unsere Retter schon unterweges sind. In unzählbaren Schaaren ziehen sie aus wärmern Ländern daher, und unternehmen fröhlich über Meere und Berge ihre Reise zu uns.

Der Storch sucht sein altes Nest, die Schwalbe nistet unter dem friedlichen Dache des Landmanns, und der Staar kehrt zu seinem hohlen Baume zurück. In den Wäldern wimmelt es von neu angekommnen Gästen, Spechte, Baumläufer, Holztauben ꝛc. wiegen sich auf den Bäumen, und verkünden laut ihre Ankunft. Alle diese Vögel sind im offnen Krieg gegen die schädlichen Raupen, Würmer und Insekten. Sie finden ihre Nahrung dabey, und wir werden durch diese wohlthätige Einrichtung des Schöpfers von diesen zerstörenden Gästen befreyt.

Merkwürdig ist es, und ein redender Beweis, wie väterlich der Schöpfer für unsere Bedürfnisse sorgte, daß diese Zugvögel sich immer nur so lange bei uns aufhalten, als es Noth thut, und dann andern Platz machen. Im Herbst, wenn die Kälte heftiger zu werden anfängt, wenn viele der schädlichen Insekten erstarren, und sich verkriechen, dann verlassen uns die lieblichen Sänger des Frühlings und des Sommers, und an ihrer Stelle kommen andere Vögel, welche unsere Aecker, Wiesen, Moräste und Teiche von dem noch vorhandenen Ungeziefer und Unrath reinigen. Ganze Schwärme von Drosseln, Schnepfen, Kibitzen, Enten, ziehen einher, und lassen sich bey uns nieder. Sie durchstöbern alles, und befreyen uns von manchem Ungeziefer, das, von der Kälte überrascht, sich unter den abgefallenen Blättern, oder im Schilfe verbarg. Legionen von krächzenden Raben ziehen umher, und beeilen sich, vor dem Winter noch unsere Wälder und Felder von dem Unrath zu säubern. Erst wenn die Nebel dick werden, und der Frost Erde und Gewässer erstarren macht, erheben sie sich in die Luft, um wärmere Gegenden aufzusuchen.

Wer sieht in dieser wohlthätigen Einrichtung nicht die göttliche Vorsicht? Wer kann wohl so thöricht seyn, diese schöne, zusammenhängende, sich alle Jahre nach den Bedürfnissen sich erneuernde Ordnung dem bloßen Zufall zuschreiben zu wollen? Laßt uns in Demuth die Größe und Güte des Schöpfers bewundern und anbeten!

List und Vorsicht der Thiere.

Jedes lebende Geschöpf geht einem gewissen Tode entgegen, allein jedes wünscht sich so lange zu erhalten, als möglich, und jedem verlieh der gütige Schöpfer die Mittel, sich gegen Gefahren zu schützen, oder gegen den Angriff seiner Feinde sich zu vertheidigen. Dem einen gab er Kraft und Stärke, um Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, dem andern Geschwindigkeit, um den Feinden zu entfliehen, und manchem verlieh er die Kunst, durch List der Gefahr auszuweichen. Es wird für die Leser gewiß belehrend und unterhaltend seyn, einige der Mittel kennen zu lernen, welche die Thiere anwenden, vor Gefahr sich zu verwahren.

Einigen der Thiere verlieh die Natur ungeheure Kräfte, mit welchen sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen, und in offnem Kampfe mit ihnen treten können. Eben diese Kräfte würden sie aber zu Zerstörer anderer lebenden Geschöpfe machen, wenn diese nicht Mittel hätten, sich ihrer Verfolgung zu entziehen. Das Rhinozeros z. B. hat solche Stärke in dem Horn, welches es auf der Nase trägt, daß es mit demselben Bäume entwurzeln, Steine von ungeheurer Größe in die Luft schludern, und alles verwüsten kann. Dabey läuft es so geschwind, daß kein Reuter mit dem besten Pferd

ihm entrinnen kann. Wer würde nun diesem Thiere widerstehen können, wenn nicht der Schöpfer selbst dafür gesorgt hätte? Er richtete des Thieres Augen so ein, daß es nur gerad vor sich hin sehen, dieselben aber nicht auf die Seite bewegen kann. Wenn es also in der größten Wuth ist: so darf der Verfolgte nur bey Seite springen, und dann ruhig stehen bleiben. Das Rhinozeros stürzt vorüber, und man ist gerettet. Die Klapperschlange würde bald, da sie stark, sehr gefräßig und sehr geschwind ist, unter den übrigen Thieren eine fürchterliche Verwüstung anrichten, wenn sie nicht an dem Schwanze eine Art Schelle hätte, welche, da sie bey jeder Bewegung ertönt, die andern Thiere vor der Gefahr warnt, und ihnen dadurch Zeit zur Flucht verschafft. Der Vielfraß, ein Seeungeheuer von der ersten Gattung, würde bald alle kleineren Fische aufgezehrt haben, wenn nicht sein eigner Körperbau ihn daran hinderte. Sein Rachen ist so weit unten an dem Körper angebracht, daß er sich immer auf den Rücken legen muß, um seinen Raub zu verzehren, und dadurch erhalten die schwächern Thiere Zeit zu entfliehen.

Andere große Raubfische, als der Hayfisch, der Potfisch, der Narwall oder das Seeeinhorn ꝛc. verfolgen ganze Heerden von Heeringen, Stockfischen, Salmen und andern kleinen Fischen. Sie verschlingen zwar viele, doch die größere Anzahl derselben weiß sich zu retten, indem sie sich an seichte Orte hinflüchten, wohin ihnen diese Ungeheuer wegen ihrer Größe und Unbehülflichkeit nicht folgen können. Der Krampffisch hat in sich eine elektrische Kraft, mit welcher er seinen Feinden solche Schläge ertheilt, daß er sie tödtet, oder doch gewiß von der weitern Verfolgung abschreckt. Der

Tintenfisch, wenn er verfolgt wird, verdunkelt durch einen schwarzen Saft das Wasser um sich her, und weiß auf solche Weise seinem Feinde zu entgehen. Mehrere kleinere Meerfische, wenn Raubthiere sie verfolgen, erheben sich in die Luft, und können mit ihren Flossen eine ziemliche Strecke fliegen. Dadurch entgehen sie der Gefahr in dem Wasser, nur Schade, daß die Raubvögel in der Luft ihnen oft eben so gefährlich sind, als ihre Feinde in dem Wasser.

Unter den Landthieren sehen wir, daß manche Thiere der nemlichen Gattung, wenn sie von einem Feind angefallen werden, in der Gefahr sich beistehen. Wenn ein Löwe, ein Tyger, eine Hyäne oder ein Wolf eine Heerde Ochsen angreift: so stellen sich diese alle in einen Kreis, mit dem Kopf auswärts. Auf solche Weise bieten sie ihrem Feinde die Hörner dar, und treiben ihn nicht selten zurück. Die Pferde und Esel benehmen sich in der Gefahr auf eine entgegen gesetzte Weise. Auch sie stellen sich in einen Kreis, allein die Köpfe einwärts gekehrt. Mit den Hinterfüßen theilen sie so fürchterliche Schläge aus, daß sie ihren Feind oft todt zur Erde hinstrecken. Die Affen, wenn sie verfolgt werden, vertheidigen sich mit Knitteln. Wenn sie auch fliehen, so decken sie sich ihren Rückzug, indem sie mit Steinen nach ihren Verfolgern werfen.

Jene Thiere, welchen die Natur die Kräfte versagte, wenden andere Mittel an, um sich zu vertheidigen. Das Lama, eine Art großer Ziegen, spritzt auf seinen Angreifer einen scharfen, ekelhaften Saft, um ihn zurückzutreiben. Die Stinkthiere, Iltis und Marder, geben, wenn sie verfolgt werden, einen so widrigen Geruch von sich, daß ihr Feind nicht selten von

der Verfolgung abläßt. Der Bombardierkäfer weiß, wenn er in Noth ist, heftige Kanonenschläge mit einem weißlichten Rauch von sich zu geben, und benutzt dann die Bestürzung seines Feindes, um zu entfliehen. Mehrere Würmer, unter andern der Maiwurm, schwitzen in der Gefahr einen vergifteten Saft aus, durch welchen die Feinde abgehalten werden.

Manche Thiere haben durch ihren Körperbau Mittel zur Vertheidigung erhalten. Die Igel und Stachelschweine rollen sich, sobald sie verfolgt werden, in eine Kugel zusammen, bieten ihrem Feind die Stacheln dar, und sind vor seinem Angriffe sicher. Die Panzerthiere, Schildkröten und andere Schalenthiere bedecken sich mit ihrem knöchernen Panzer, und trotzen der Gefahr.

Viele Thiere verdanken ihre Rettung aus Gefahren, da die Natur ihnen alle Vertheidigungs-Werkzeuge versagt zu haben scheint, der List, oder den Vorsichtsmaasregeln, welche sie ergreifen. Wie künstlich weiß der Haase, wenn er verfolgt wird, den Hund oder auch den Jäger durch hundert Umwege irre zu führen, und auf solche Weise der Gefahr zu entrinnen? Manche Thiere hüllen sich bey ihren Wanderungen in das Dunkel der Nacht, wie der Dachs, das Wiesel, und so viele andere.

Ihre Wohnungen wissen die Thiere immer so klug an Orte zu verlegen, an welchen sie vor den Verfolgern gesichert sind. Beweise hievon sind die Höhlen so mancher Thiere, welche mit verschiedenen Eingängen und Abtheilungen versehen sind, und besonders die Nester der Vögel. Nirgends findet man mehr Insekten und schwache hülflose Würmer, als an dem Wachholder-

strauche, weil sie da gegen ihre Feinde gesichert sind. Kein anderes Thier benagt den Wachholderstrauch, und die Stacheln desselben dienen diesen kleinen Thieren zum Schutzwehr.

Die Thiere wenden viele Vorsichtsmaasregeln an, um sich vor der Gefahr zu wahren. Wie vorsichtig ziehen nicht manche des Abends aus dem Walde, um auf den Feldern ihre Nahrung zn suchen? Lange stehen sie unbeweglich und blicken umher. Sie gehen von allen Seiten umher, um durch ihren feinen Geruch, wenn das Gesicht nicht hinreichen sollte, von der Nähe eines Feindes benachrichtigt zu werden, und haben sie darüber auch nur den geringsten Zweifel, so leiden sie lieber Hunger, als daß sie sich der Gefahr aussetzen.

Viele Thiere, welche in Gesellschaft umher ziehen, stellen Wachen aus, welche, während die ermüdete Heerde ausruht, oder der Nahrung nachgeht, sorgfältig umher spähen, und bey der Annaherung eines Feindes durch ihr Geschrey die übrigen davon benachrichtigen. Wenn man in gebirgigten Gegenden auf einem steilen Felsen eine Gemse unbeweglich stehen, und umherblicken sieht, so kann man versichert seyn, daß hinter demselben eine Heerde dieser leichtfüßigen Thiere vorüberzieht, oder sich weidet. Die wilden Pferde ziehen Hordenweise in den Steppen umher, und allemal befindet sich auf den beiden Flügeln eine Wache, welche durch ihr Wiehern Nachricht von dem Nähern eines reissenden Thieres, oder sonst eines Feindes giebt. Die Affen, wenn sie in zahlreicher Gesellschaft ausziehen, irgend einen Obstgarten, ein Melonenfeld, oder irgend eine andere Anpflanzung zu plündern, stellen ihre Wachen auf Bäumen aus. Sobald diese einen Menschen sich na-

hen sehen, erheben sie ein durchdringendes Geschrey. Die Diebe ergreifen dann auf drey Füßen unter den possierlichsten Sprüngen eiligst die Flucht, indem sie mit der vierten Pfote ihre Beute festhalten.

Auch manche Vögel haben den Gebrauch, Wachen auszustellen, welche für die Sicherheit der übrigen Sorge tragen müssen. Die Kraniche, welche in großen Heerden aus einem Lande in das andere ziehen, schlagen ihr Lager gewöhnlich an den Ufern eines Teiches, eines Flusses, oder in einem Moraste auf. Während nun die ermüdeten Reisenden mit dem Kopfe unter den Flügeln ruhen, stehen von beiden Seiten die Wachen mit langgestrecktem Halse, und blicken mit scharfem Auge umher, um bey der geringsten Gefahr durch ihr Geschrey die Schlafenden zu wecken. Die ganze Schaar erhebt sich dann plötzlich, und zieht, sollte es auch mitten in der Nacht seyn, weiter.

Bey einigen Thieren sorgte schon der Schöpfer für Wächter, welche sie umgeben, und vor Gefahren sie warnen. Der Haushahn, umgeben von seinen Hennen, späht fleißig umher, und wenn er einen Feind ankommen sieht, so benachrichtigt er durch sein Geschrey die ganze Gesellschaft sogleich davon. Die Elster verkündet den kleinern Vögeln die Ankunft eines Sperbers, oder andern Raubvogels, und verschafft ihnen dadurch Gelegenheit, sich zu retten.

Unter den Insekten bemerken wir häufig, daß sie Vorsteher haben, welche für die Ordnung, für die Sicherheit sorgen, und auf ihren Wanderungen die Anführer sind. Bey unsern Bienen und Ameisen können wir dieses täglich beobachten. Auch die Spinnen leben gesellschaftlich, und warnen sich gegenseitig vor der Ge-

fahr. Wie künstlich sind nicht ihre Gewebe eingerichtet? Sie hängen gewöhnlich durch Fäden unter einander zusammen, und wenn sich irgendwo ein Feind blicken läßt, so giebt die Verfolgte sogleich durch die Erschütterung dieser Fäden der übrigen Gesellschaft ein Zeichen, und alle ziehen sich in ihren Hinterhalt zurück. Nichts ist zierlicher, als die Art und Weise, wie die Spinnen manchmal im Freien ihre Wanderungen antreten. Bey einem heitern Tag erblickt man nicht selten in der Luft kleine, seidenartige Flocken. In jedem derselben sitzt eine oder mehrere Spinnen, und lassen sich von dem Winde von Busch zu Busch treiben. Sie wissen den Wind so gut zu berechnen, daß sie allemal richtig an dem Orte ankommen, wohin sie wollen.

Unter den Raupen sogar finden wir einige, welche durch gesellschaftliche Ordnung und Vorsichtsmaasregeln für ihre Sicherheit sorgen. Es giebt eine Raupenart, welche man ihrer schönen spielenden Farben wegen die Livre nennt, und welche der berühmte Naturkundiger Bonnet mit den Bändern vergleicht, welche man gewöhnlich bey den Hochzeiten auf dem Lande trägt. Diese Raupen leben gesellschaftlich. Sie ziehen, wenn sie wandern, allemal haufenweise aus, und an der Spitze jedes Haufens befindet sich ein Anführer. Um die Rückkehr in ihre Wohnung wieder zu finden, spinnt der Anführer einen Faden, und jede nachfolgende Raupe fügt einen hinzu. Es ist sehr schön, diese bunten Thierchen auf ihrer selbst erbauten Brücke einher wandern zu sehen.

Wie groß und erhaben ist der Schöpfer, welcher für alle diese Thiere so gütig sorgte, und ihnen den Trieb beylegte, Mittel zu ihrer Erhaltung anzuwenden,

und durch Vorsicht sich vor der Gefahr zu schützen! Auch dem Menschen verlieh er diese Triebe, und legte ihm noch überdieß Vernunft und Ueberlegung bey, aber leider stürzt sich der tollkühne Mensch oft selbst in die Gefähren, in welchen er umkömmt.

Der Biber.

Unter allen Thieren ist wohl keines, welches, nebst seiner Nützlichkeit für den Menschen, mehrere Merkwürdigkeiten darbietet. Es giebt zwar viele Thiere, welche Scharfsinn, Gelehrigkeit und Beurtheilungskraft zeigen, welche der Vernunft nahe kömmt. Das Pferd, der Hund, wie gelehrig, wie klug und anhänglich sind sie nicht? Der Elephant, das größte und unbehülflichste aller Thiere, zu welch' einer Fertigkeit bringt er es nicht mit seinem Rüssel? Es giebt andere, welche in Gesellschaft leben, und eine bewundernswürdige Ordnung und Geschicklichkeit in derselben zeigen, wie z. B. die Ameisen, die Bienen u. a.; allein alle diese Thiere stehen in den natürlichen Anlagen noch weit hinter dem Biber zurück.

Der Biber hält sich in den kältesten Ländern auf, und dort ist es, wo er seine ganze Geschicklichkeit zeigt. Es giebt zwar auch Biber in einigen nördlichen Provinzen Deutschlands, allein sie leben nur einzeln, und nicht in Gesellschaft, wie jene im tiefen Norden, und sie sind weit weniger geschickt, und auch in Hinsicht der Schönheit ihres Pelzes weit weniger geschätzt, als diese.

Der Biber hat die Größe unsrer Dachse. Sein Kopf gleicht dem einer Ratze. Die Schnauze ist kurz, die Augen klein aber lebhaft, die Ohren spitzig und kurz. Der Hals ist kurz, aber doch sehr gelenkig. Der Körper länglicht, fett und dick, aber bis auf die Hinter-

füße sehr verhältnißmäßig gebaut. Die Vorderfüße sind kurz, und wie bey dem Dachse einwärts gebogen. Die Hinterfüße sind lang, und bey diesen, nicht aber bey den vordern, sind die Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden. Sie dienen dem Biber zum Schwimmen, daher er auf dem Lande einen unbehülflichen und wakkelnden Gang hat. Der ganze Körper ist mit schönen schwärzlichten Haaren bedeckt, welche desto schöner sind, je tiefer der Biber am Norden wohnt. Jemehr er sich von den kalten Gegenden entfernt, desto heller und bräunlicher werden die Haare. Sie sind daher auch nicht so geschätzt, als jene. Man unterscheidet an dem Pelze des Bibers zwey Arten von Haaren. Kurze, feine, für das Wasser undurchdringliche, welche fest auf der Haut sitzen und die Unterlage bilden, und längere, glänzende, aber viel gröbere, welche daher auch nicht sehr geschätzt werden. Jene feine und wollenartige Haare sind es, aus welchen in unsern Manufakturen die feinen Hüte und schönen Tücher verarbeitet werden. Das Haar auf dem Kopfe ist schuppig, und hängt über die Augen herab. Das Maul des Bibers ist mit einer Reihe scharfer, sehr schöner Zähne versehen, welche er zu seinen Arbeiten sehr gut zu gebrauchen weiß.

Das sonderbarste und merkwürdigste an dem Körper des Bibers ist sein Schwanz. Er ist platt, fast so lang als der Körper, länglich rund, und mit starken Schuppen besetzt. Er weiß sich dessen auf die mannigfaltigste Art zu bedienen. Im Schwimmen gebraucht er seinen Schwanz als Steuerruder. Er hat auch ziemlich die Gestalt der Schaufeln an unsern Rudern, und er weiß ihn zu drehen und zu wenden, wie er ihn gebraucht, daher er auch mit außerordentlicher Leichtigkeit schwimmt.

Auf dem Lande dient der Schwanz dem Biber zum Karren, auf welchem er seinen Lehm zum Bau herbeyschafft, zur Maurerkelle, und er hat eine solche Stärke darin, daß er mit demselben Schläge, wie mit einem Hammer ertheilt. Wenn sich ein Feind nähert, so giebt der Biber, welcher ihn bemerkt, mit dem Schwanze einen so heftigen Schlag auf das Wasser, oder auch auf die Erde, daß er weit umher ertönt, und als Warnungszeichen für die andern dient.

Die Biber leben in den Wäldern des nördlichen Amerika und in andern kalten Ländern, wo sie von den Menschen noch nicht zu sehr verfolgt werden, in großen Gesellschaften von 100 bis 200 Gliedern. In diesen Gesellschaften herrscht die vortrefflichste Ordnung, und eine Eintracht, welche den Menschen, die so oft unter sich und mit ihren Nachbarn in Zwietracht leben, zur Beschämung und zum Beyspiel dienen könnte. Das Merkwürdigste bey ihnen ist der Bau ihrer Wohnungen.

Im Frühjahr, sobald die Flüsse und Seen ganz vom Eise frey sind, also im Juny oder July, weil in jenen Ländern die Winter viel strenger und länger sind, als bey uns, sammeln sich die Biber, welche eine Gesellschaft bilden wollen. Eine einmal gesammelte und angesiedelte Gesellschaft bleibt so lange beisammen, bis sie von den Menschen zu sehr verfolgt werden. Dann ziehen sie weiter und bauen sich, wenn ihre Gesellschaft noch stark genug ist, an einem andern einsamern und sichern Orte an. Ist aber die Gesellschaft zu sehr herabgekommen, und zu viele von ihnen gefangen und getödtet worden: so zertheilen sie sich ganz, und diese leben dann einsam, und treten niemals wieder in eine Gesellschaft.

Die Biber schlagen allemal ihre Wohnungen an oder in dem Wasser auf. An einem See, dessen Gestade abhängend und eben sind, oder wenn eine Landspitze in demselben hineingeht, bauen sie ihre Hütten ohne weitere Vorbereitungen an. In den Flüssen aber, deren Wasser bald hoch, bald niedrig stehen, und besonders in jenen, welche reissend sind, dammen sie sich erst quer durch den Fluß einen Platz ein, um immer gleiches und ruhiges Wasser zu haben, und legen dann ihre Wohnungen in diesem eingefangenen Platze an.

Muß ein Damm errichtet werden, so wird dieser quer durch den Fluß von einem Ufer zu dem andern geführt. Theils ganze Bäume zur Unterlage, theils einzelne Baumstücke, Aeste und Zweige und Lehm sind die Materialien, welche diese Baumeister zu ihrem Werke gebrauchen. In Flüssen, welche nicht reissend sind, wird der Damm bloß aus eingerammelten Pfosten verfertigt, welche aber auf beiden Seiten Strebepfeiler erhalten, um ihnen mehr Festigkeit zu geben. In dem eingedammten Raume werden die Hütten auf Pfählen reihenweise oder in die Runde, wie ein Dorf angelegt.

Die Dämme haben gewöhnlich auf dem Grunde 8 bis 10 Fuß Breite, welche gegen die Höhe zu immer mehr abnimmt. Sie ragen gewöhnlich 10 bis 12 Fuß über die gewöhnliche Wasserhöhe empor, um bei dem Anschwellen des Flusses immer noch hoch genug zu seyn. Auf der Seite gegen das Land zu sind die Dämme steil und senkrecht, um gegen den Angriff der Feinde besser gesichert zu seyn. Gegen die Wasserseite sind sie abhängig, um den Thieren ihre Reise in das Wasser zu erleichtern. Sie haben mehrere Oeffnungen, durch welche

das Wasser ab und zu laufen kann. Mancher dieser Dämme hält 80 auch wohl 100 Fuß in der Länge.

Die Hütten stehen, wie schon gesagt wurde, in dem Umfange auf Pfeilern. Ihre Gestalt ist halbrund. Es befinden sich mehrere Stockwerke auf einander, von denen das unterste immer unter Wasser steht, und von jeder Seite gehen mehrere Thüren und Oeffnungen heraus, um die Wohnungen reinigen und lüften zu können, weil die Biber keinen Unrath in denselben dulden. Jede Hütte ist auf 10 bis 12 Einwohner eingerichtet, und sie halten sich immer Paarweise zusammen. Jedes Paar hat seine eigne Stelle, welche es einnimmt, ohne seinen Miteinwohner jemals zu stören, oder auch nur von ihrem angelegten Wintervorrathe etwas zu nehmen. Zu den Dämmen und allgemeinen Arbeiten hilft die ganze Gesellschaft, die Hütten aber werden von den Bewohnern derselben einzeln erbaut. Wird ihr Bau durch einen Zufall beschädigt, so wissen sie ihn mit Klugheit und Behendigkeit auszubessern.

So ist der Bau dieser Thiere beschaffen, und was haben sie wohl für Werkzeuge, um ihn aufzuführen? Keine, als ihre Zähne, ihre Pfoten und ihren Schwanz. Mit ihren scharfen Zähnen schneiden sie die stärksten Bäume ab und in Stücken. Befinden sich Bäume am Ufer des Gestades, wo sie sich ansiedeln wollen, so wissen sie sie so zu schneiden, daß sie allemal an den Ort fallen, wo sie dieselben brauchen. Hierdurch wird ihnen die Mühe erleichtert. Ist dieses nicht möglich, so werden die Bäume zerschnitten, und die Stücke mit vereinter Kraft an ihre Stelle fort gewälzt. Auf gleiche Weise werden die Zweige zum Flechtwerk herbey geschafft. Den Lehm wissen die Biber so gut zu knetten und zu

bearbeiten, daß er wasserdicht wird, und sie ziehen ihn auf ihren Schwänzen daher. Zum Mauern bedienen sie sich ihrer Vorderfüße, und vorzüglich des Schwanzes, welchen sie als Kelle gebrauchen, und den aufgetragnen Lehm fest damit schlagen. Ein solcher Bau, wenn er fertig ist, hat eine solche Festigkeit, daß die reissendsten Gewässer ihn nicht einreißen, und die Menschen ihn nur mit vieler Mühe, mit eisernen Werkzeugen oder durch Feuer zerstören können.

Wahrlich die Beschreibung eines solchen Baues klingt wunderbar, und man sollte sie für ein Mährchen halten, wenn nicht so viele Augenzeugen uns die Wahrheit derselben bestätiget hätten. Die Wohnungen dieser Thiere sind viel bequemer und viel fester, als die Wohnungen so vieler Wilden, welche blos in Höhlen oder in die Erde gegrabenen, und mit Zweigen bedeckten Löchern wohnen. Wer hat diesen Thieren die Kunst gelehrt? Der Schöpfer, welcher ihnen diese Triebe, diese Fertigkeit verlieh. Laßt uns ihn im Geiste der Demuth und der Liebe anbeten!

Die Biber leben, so wie die Fischotter, mit welchen sie einige Aehnlichkeit haben, welche sie aber durchaus nicht in ihrer Nachbarschaft leiden, zum Theile von Fischen. Eine ihrer Lieblingsnahrungen ist indessen die Rinde und die Knospen von weichen, vorzüglich Weidenzweigen. Sie benagen sie im Winter, und jede Familie legt sich einen Vorrath davon an, ohne daß jemals eine in der andern Eigenthum Eingriffe thut. Die Wilden urtheilen von dem grössern oder kleinern Wintervorrathe, welchen sich die Biber im Herbste anlegen, auf die längere oder kürzere Dauer des Winters, und sie irren sich selten in ihrer Vermuthung.

Die Weibchen der Biber tragen vier Monate, und werfen dann ein, höchstens zwey Jungen, welches gewöhnlich gegen den März oder April geschieht. Nun sondern sie sich von den Männchen ab, und bleiben so lange von ihnen getrennt, bis die Jungen ihnen folgen können. Diese führen sie nun zum Fischfangen an. Sobald der Winter vorüber ist, so werden die Dämme und Wohnungen mit vereinter Kraft ausgebessert.

Der strenge Winter ist für die Biber die gefährlichste Zeit. In dieser Jahreszeit ist ihr Pelz am schönsten und kostbarsten, und die Menschen stellen ihnen nach. Das Eis erleichtert ihren Feinden ihre Nachstellungen. Wenn alles um sie her gefroren ist, und auch die Ein- und Ausgänge ihrer Wohnungen und Dämme von dem Eise verschlossen sind, so schwimmen die Biber weit von ihrer Wohnung unter dem Eise hin, und brechen sich da Löcher, um heraus, und ihrer Nahrung nach zu gehen. An diesen Löchern stellen die Jäger ihnen nach, und schlagen sie todt, oder fangen sie in Fallen.

Die ungeheuren Strecken von Amerika und andern Ländern, welche noch nicht bewohnt sind, machen, daß die Biber noch manchen ruhigen Zufluchtsort haben. Wenn aber, wie schon vorhin gesagt wurde, von einer Gesellschaft zu viele gefangen oder getödtet wurden: so zerstreuen sich die übrigen, ohne je wieder in Gesellschaft zu treten. Diese suchen oder graben Erdhöhlen, doch allemal an einem Flusse und so, daß das Wasser eine Strecke hinein dringen kann. Hier leben sie einsam, und werden Grubenbiber genannt. Ihr Fell ist nicht so schön, als das der andern, und ist besonders auf dem Rücken von dem Eindringen in die Höhle abgestoßen. Die in wärmern, oder doch gemäßigtern Ländern leben-

den Biber sind alle Grubenbiber, und nur die im kalten Norden, fern von den Menschen in Freiheit lebenden Biber, sind jene künstlichen Baumeister, von welchen wir gesprochen haben. —

Der Wallfisch.

Der Wallfisch ist unter allen bekannten Thieren das größte, denn es giebt deren, welche 100 bis 130 Fuß Länge und einen ungeheuren Umfang des Körpers haben. Er unterscheidet sich von allen andern Fischen dadurch, daß er lebendige Junge wirft, und eine Lunge hat, durch welche er athmet, da alle die übrigen Fische durch die Kiefern athmen. Der Wallfisch hält sich blos in den kältesten Gegenden, in dem Eismeer, in der Nordsee, und vorzüglich an den Küsten von Grönland auf.

Der Kopf des Wallfisches ist auf eine sonderbare Art gebaut. Er ist von ungeheurem Umfange. Mitten auf demselben befinden sich zwei Löcher, durch welche das Thier athmet, und das eingesogne Wasser oft viele Fuß hoch in die Höhe bläst. Die Augen sind in dem Verhältniß des Kopfes sehr klein, und stehen weit aus einander. Die untere Kinnlade ist weit größer als die obere, und stehet hervor. Zähne hat der Wallfisch nicht, sondern es befinden sich zwischen seinen Kinnladen mehrere hornartige Schienen, welche man Barden nennt, welche sehr dick, 15 bis 20 Fuß lang sind, und uns das Fischbein liefern. Die Haut des Wallfisches ist nicht schuppig, sondern glatt, schwarz, und sehr dick. Zwischen ihr und dem Fleische, welches roth, mager und ungenießbar ist, befindet sich der Speck, aus welchem der Thran gekocht wird. Auf beiden Seiten hat der

Wallfisch große, mehrere Fuß lange und breite Flossen, mit welchen er tüchtige Schläge austheilen kann. Besonders gefährlich ist aber der Schwanz, welcher bei einem Wallfisch von der ersten Größe wohl 24 bis 30 Fuß breit ist. Mit diesem schlägt er so fürchterlich um sich, und hat darin eine solche Stärke, daß er Schiffe von beträchtlicher Größe zertrümmern, oder sie mit einem Schlage in den Grund versenken kann. Es giebt mehrere Arten von Wallfischen, und sonderbar ist es, daß sie sich unter sich grausam verfolgen. Der Norwall, eine Art kleinerer Wallfische, greift die größten Thiere seiner Art an, kämpft mit ihnen, und erhält oft den Sieg.

Der Wallfisch ist für den Menschen ein nützliches Thier, denn er liefert, wie schon gesagt wurde, das Fischbein und den Thran, welcher zur Seife, zur Bereitung der Wolle und des Leders, und noch zu manchen Dingen gebraucht wird. Die Menschen unternehmen daher die beschwerlichsten Reisen, und setzen sich den größten Gefahren aus, um ihn zu fangen. Alle Jahre gehen eine große Anzahl größerer oder kleinerer Schiffe auf den Wallfischfang aus.

Sobald ein Wallfisch erscheint, so steigen von dem Schiffe mehrere Menschen in ein großes Boot, welches man Schaluppe nennt. Sie nähern sich dem Thiere mit großer Vorsicht, und wenn sie ihm nahe genug gekommen sind, so wirft einer unter ihnen, welchen man den Harpunier nennt, einen mehrere Fuß langen, mit scharfen Widerhacken versehenen Spiß, welcher die Harpune heißt, auf den Leib. Dringt die Harpune durch die Haut und das Fett bis in das Fleisch, so ist das Thier gefangen. Es senkt sich dann mit solcher

ungeheuren Geschwindigkeit auf den Meeresgrund, daß die Schiffer den oft 100 Klafter langen Strick, welcher an der in dem Thiere steckenden Harpune befestigt ist, im Nachschießen immer mit Wasser begießen müssen, damit er sich nicht entzünde. Die Schaluppe folgt nun immer dem Fische, und läßt sich durch den Strick nachziehen. Hierbey muß aber die Vorsicht gebraucht werden, daß das Schiff immer in gerader Linie gegen dem Thier zu stehe, weil es sonst sehr leicht kann umgeworfen werden.

Nach einiger Zeit kömmt der Wallfisch, um Athem zu holen, wieder auf die Oberfläche des Meers. Er verliert viel Blut, und seine Schläge werden immer schwächer. Nun wagen sich die Schiffer immer näher, werfen ihm noch einige Harpunen zu, und tödten ihn endlich mit langen Lanzen vollends. Das Thier erhitzt sich durch seinen Todeskampf oft so sehr, daß es raucht, und sein Fleisch sogleich in Fäulniß übergeht. Gelingt es dem Wallfisch, sich unter ein Eisfeld zu retten, so bleibt nichts übrig, als den Strick, welcher an der Harpune ist, eilends abzuschneiden. Das Thier geht nun freilich unter dem Eise zu Grunde, allein für die Schiffer ist es verloren, weil man ihm nicht folgen kann.

Wenn der Wallfisch getödtet ist, so wird er mit Stricken an das Schiff gezogen. Auf das Schiff, auch auf das größte, kann das ungeheure Thier nicht gebracht werden. Die Schiffer steigen nun fröhlich auf den Körper des erlegten Thieres, schneiden die Haut los, und lösen den Speck ab, welcher sogleich in Tonnen geschlagen wird. Ein Wallfisch von 100 Fuß Länge giebt sehr oft, wenn er fett ist, 100 bis 130 Tonnen

Speck. Hierauf werden die Barden oder das Fischbein losgetrennt, und das Uebrige des Fisches den Wellen, als unbrauchbar, preisgegeben. Die Hayfische, die Seebären und andere Raubthiere lassen sich dann das Fleisch des Wallfisches gut schmecken. Oft nehmen indessen die Schiffer, wenn sie noch Raum auf ihren Schiffen haben, die Ribben des Wallfisches mit, und in den Umgebungen der Seestädte findet man nicht selten die Gärten und Felder mit diesen Ribben eingezäunt.

Die Riesenschlange.

Wir haben in Europa manche große und merkwürdige Thiere, die größten und kraftvollsten findet man in fernen Welttheilen, und wir kennen viele derselben nur aus Beschreibungen. Einige dieser Thiere werden wohl als Seltenheiten manchmal zu uns gebracht, und für Geld gezeigt, oder in den Thierzwingern großer Herren aufbewahrt. Der gröste Theil derselben verträgt aber die Verpflanzung in fremde Länder nicht. Sie finden die ihnen eigenthümliche Nahrung nicht, wie dieses bey den Renn- und Elendthieren der Fall ist, die sich von einer Art Moos nähren, das in den kältesten Ländern unter dem Schnee wächst, oder sie können die Hitze oder die Kälte bei uns nicht ertragen. Sie kränkeln daher, verlieren ihre Kraft und Munterkeit, und sterben dahin.

Die warmen Länder sind besonders reich an großen, sehr nützlichen, aber auch an schädlichen und furchtbaren Thieren. Man findet da den majestätischen Elephanten, und seinen Feind, das kraftvolle Rhinozeros. Die Wüsten wimmeln von Löwen, Tygern, Hyänen und andern reissenden Thieren, die Meere und Flüsse von Fischen ungeheurer Größe. Vögel aller Art, und mit-

unter sehr große, wie der Strauß, bevölkern die Wälder, und vorzüglich wimmeln die Gebüsche von kriechenden Thieren, Insekten und Ungeziefer, deren einige schrecklich und gefährlich sind.

Man kann in einigen Gegenden von Asien und Afrika keinen Schritt in die ungeheuren Wälder und Wüsteneyen thun, ohne Schlangen mancher Art und Größe anzutreffen, deren einige sehr gefährlich sind. Die fürchterlichste unter ihnen ist die Riesenschlange, welche man in Afrika, in Asien und auf vielen diesen Welttheilen nahe gelegenen Inseln findet. Dieses Thier ist ungeheuer an Größe und Kraft, und gehört seiner Gefräßigkeit wegen unter die reissendsten Thiere. Es giebt Riesenschlangen, welche 20 bis 30 Fuß lang und so dick als ein Mann sind. Bey der ungeheuren Größe bewegen sie sich mit einer großen Leichte und machen fürchterliche Sprünge, und haben eine Stärke, daß sie den Kampf mit Löwen und Tygern bestehen.

Die Riesenschlange ist ganz mit Schuppen bedeckt, welche im Schatten eine dunkelbraune, fast schwarze Farbe haben, im Lichte aber, besonders wenn sie im Sonnenschein ihre Sprünge macht, oder im Zorne ist, die schönsten, abwechselnden Farben annehmen. Der Kopf der Riesenschlange ist verhältnißmäßig zu ihrem Körper klein, zusammengedrückt und sehr breit. Die Augen sind groß und glänzend, und der Rachen, wenn sie ihn ganz öffnet, so groß, daß sie ein mäßiges Thier, einen Fuchs oder Wolf, auf einmal verschlingen kann. Um den Hals hat sie einige gelbe Ringe, welche in der Sonne wie Gold glänzen, und wenn sie im Zorne ist, so zeigen sich über ihrem ganzen Körper rothe Flecken von vor-

züglicher Schönheit. Ihre Zunge ist schwarz und lang, und eine doppelte Reihe von Zähnen macht ihr Gebiß fürchterlich. Sie hat eine solche Stärke, daß, wenn sie sich um den Körper eines Thieres schlingt, und die Ringe zusammenzieht, sie demselben alle Knochen zerbrechen kann. Sie ist in ihren Bewegungen von ausserordentlicher Geschwindigkeit, und holt, wenn sie einmal Jagd darauf macht, die leichtfüßigsten Thiere ein. Nur dann, wenn sie sich überladen hat, denn sie ist ausserordentlich gefräßig, wird sie so unbehülflich, daß sie sich nicht bewegen kann. In diesem Zustande greifen sie dann die Landeseinwohner an, tödten sie, und lassen sich ihr Fleisch trefflich schmecken.

Folgende kurze Beschreibung eines Reisenden von diesem Thiere, wird am besten im Stande seyn, einen Begriff davon zu geben. Auf der Insel Ceylon sah dieser Reisende einst den Kampf einer Riesenschlange mit einem Tyger. Von seiner Wohnung aus erblickte er eines Morgens an einem Baume etwas dickes hängen, welches die sonderbarsten Bewegungen machte, bald von dem Gipfel bis auf die Erde herabhing, bald sich wieder unter die Aeste zurückzog. Er wußte sich dieses nicht zu deuten, und rief einen Eingebornen, welcher, als er kaum hingeblickt hatte, mit allen Zeichen der fürchterlichsten Angst erklärte, daß dieses eine Riesenschlange sey, welche in der Sonne sich ergötze, zugleich aber auf einen Raub warte.

Der Erfolg bestätigte diese Aussage, denn bald kam an dem Baume ein Fuchs vorüber, wurde von der Schlange erhascht, und in wenig Augenblicken verzehrt. Einige andere kleine Thiere hatten das nemliche Schicksal, allein sie reichten nicht hin, der Schlange Hunger

zu stillen. Sie blickte noch immer umher, und spähte von ihrem Baume auf eine frische Beute. Endlich erschien sie. Ein Tyger kam nahe an dem Baume vorüber, und kaum hatte ihn die Schlange erblickt, als sie auf ihn losschoß, und ihn einige Mal umwickelte. Der Tyger wollte sich zur Wehre setzen, allein es half ihm nichts. Die Schlange zog ihre Ringe zusammen, und schleppte ihn nach dem Baume hin. Nun hing sie sich mit dem Schwanze an einen der Aeste, wickelte sich ein paarmal um den Stamm, um mehr Anhalt zu haben, und zerbrach dann dem Tyger die Ribben und die Füße. Das Thier brüllte fürchterlich, aber nun öffnete die Schlange ihren Rachen, nahm den Kopf des Tygers in denselben, und erstickte ihn auf solche Weise.

Nach beendigtem Kampf zerbrach sie vollends des Thieres Knochen alle, und fing nun ihre Mahlzeit an. Sie that sich dabey so gütlich, daß bald von dem Tyger nichts mehr vorhanden war, überlud sich aber dergestalt, daß sie nun unbeweglich da lag.

Nun kehrte der Muth der Einwohner zurück. Sie zogen mit großem Jubel aus, und erschlugen die Schlange. Das Fleisch wurde sogleich zubereitet, und der Reisende zur Mahlzeit eingeladen. Obwohl es sehr weiß und schmackhaft aussah, so konnte er sich doch nicht entschließen, Theil an diesem Leckerbissen zu nehmen. Die getödtete Schlange hatte 36 Fuß in der Länge und 7 Fuß in der Dicke.

Die Brodfrucht.

Diese wächst auf einem hohen, ziemlich starken Baume, und liefert den Einwohnern der Inseln der Südsee so reichlichen Unterhalt, daß sie fast aller übri-

gen Nahrungsmittel entbehren könnten. Man findet den Brodfruchtbaum zwar auch auf vielen in dem warmen Himmelsstriche gelegnen Inseln, am häufigsten aber und am schönsten auf den Südseeinseln. Der berühmte Weltumsegler Anson fand die Brodfrucht schon vor längerer Zeit auf einigen im stillen Meere östlich von Asien gelegenen Inseln, vorzüglich auf der Insel Tinian, wo sich die Schiffsmannschaft durch den Genuß dieser Frucht sehr erquickte. Sie diente ihnen während ihres ganzen Aufenthaltes statt des Brodes, und erhielt daher den Namen der Brodfrucht. Die Einwohner nennen sie Rina.

Anson ertheilte von dem Brodfruchtbaum folgende Beschreibung: Er ist von ansehnlicher Größe, und ist von unten auf an dem Stamme aller Aeste beraubt. Ganz oben befindet sich eine Krone langer und ausgebreiteter Aeste, welche grüne, fast bräunlichte, anderthalb Fuß lange, gezackte Blätter haben. Die Frucht, welche nicht Büschelweise, sondern einzeln an den Aesten erscheint, erreicht die Größe einer mittelmäßigen Kürbiß. Sie ist länglich und hat eine rauhe Schaale. Wenn sie ausgewachsen, aber noch nicht ganz reif ist, ist sie am besten. In dem Zustande der vollkommnen Reife soll sie zwar angenehmer und süßer schmecken, aber ihr Genuß der Gesundheit nicht zuträglich seyn.

Cook, welcher erst in der letztern Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die Welt umsegelte, und große und wichtige Entdeckungen machte, gab eine etwas verschiedene Beschreibung dieses Baumes und seiner nützlichen Frucht. Er fand den Brodfruchtbaum auf allen im stillen Meere und der Südsee gelegenen Inseln, vorzüglich aber auf der Insel Otahaiti. Nach ihm er=

reicht der Baum die Stärke einer Eiche, hat dicke Aeste und Blätter, welche denen des Feigenbaums ähnlich sind. Die Frucht erhält die Größe eines Kindskopfes, hat eine dünne, nezförmige Haut, und einen harten Kern. Das genießbare Fleisch liegt zwischen der Haut und dem Kern. Es ist weiß, schwammig, und von süßlichem Geschmack.

Die Einwohner genießen diese Frucht auf verschiedene Weise: roh, frisch, gekocht, gebraten und getrocknet. Roh, in dem Zustande ihrer vollen Reife, soll sie dem Geschmacke des Brodes ziemlich gleich kommen. Viele trocknen ihren Vorrath an der Sonne, und können ihn dann mehrere Wochen lang aufbewahren. Andere pflükken die Frucht, ehe sie ganz reif ist, kochen sie in Wasser, und schälen dann die Rinde ab. Sie kneten auch manchmal die Frucht zu einem Teige, mischen Gewürze, oder die Milch von Cocosnüssen dazu, und machen eine Art Kuchen daraus. Einige lassen die Frucht gähren, und genießen sie dann frisch, oder als Vorrath getrocknet. Diese Speise nennen die Otaheiter Mahie, und sie ist eine ihrer Lieblingsgerichte. Um sie zu bereiten, werden die Früchte, ehe sie ganz reif sind, gepflückt, auf einen Haufen geschüttet und zugedeckt. In diesem Zustande gähren sie in wenigen Tagen, und haben dann einen süßen, vortrefflichen Geschmack, sie müssen aber sogleich verzehrt werden, weil sie sich nicht halten. Wollen sie sie länger aufbewahren: so ziehen sie, nachdem die Früchte einige Tage gegohren, und einen süßlichen Geschmack erhalten haben, den Kern sammt dem Stiele aus der Frucht, und schütten dann dieselbe schichtweise in ein Loch, das auf dem Boden und an den Seiten mit Gras belegt wird. Dieses Loch wird dann bedeckt

und beschwert. Die Früchte kommen in eine zweite Gährung, und werden sauer. In diesem Zustande können sie mehrere Monate aufbewahret werden. Die Einwohner nehmen jedesmal, so viel sie für einige Tage bedürfen, aus dem Loche, und verschließen dieses dann wieder. Die Einwohner anderer Inseln rösten die Früchte, oder sie trocknen sie an der Sonne; stoßen sie zu Mehl, und bereiten daraus einen gut schmeckenden und sehr nahrhaften Brei.

Der Brodfruchtbaum ist eine große Wohlthat für jene Gegenden, in welchen der Ackerbau noch sehr vernachläßigt ist, und wo auch die Menschen wegen der großen Hitze zu anhaltender Arbeit nicht aufgelegt sind. Wer ein Dutzend solcher Bäume besitzt, oder sie angepflanzt hat, der hat für seinen und der Seinigen Unterhalt keine fernere Sorge zu tragen.

Die Berge.

Des Schöpfers Größe, Güte und Weisheit ist zwar überall sichtbar, und der Aufmerksame entdeckt sie im kleinsten Wurme eben so deutlich, als in den größten Weltkörpern, es giebt aber Gegenstände in der Natur, welche besonders dazu geeignet sind, uns die Herrlichkeit Gottes, und seine weisen Absichten vor Augen zu legen.

Von dieser Art sind die Berge. Wir staunen, wenn wir die hohen, viele tausend Fuß über die Meeresfläche erhabnen Gebirge betrachten; allein unser Erstaunen löst sich in Bewunderung und in ein kindliches Dankgefühl auf, wenn wir einsehen lernen, zu welchen weisen und wohlthätigen Absichten der Schöpfer diese ungeheuren Massen auf einander häufte.

Jede etwas beträchtliche Erhöhung nennt man einen Berg, und mehrere mit einander verbundene und zusammenhängende Berge werden ein Gebürg genannt. Es ist selten, einen Berg einzeln da stehen zu sehen. Sie hängen gewöhnlich zusammen und bilden eine Kette, welche wieder mit andern Gebürgen zusammen hängen, und sich so zweigartig über die ganze Erde verbreiten, daher man die Gebürge füglich das Gerippe der Erde nennen könnte. Den Anfang eines Gebürges, das heißt, der Ort, wo sich die Erde allmählig zu erheben anfängt, nennt man ein Vorgebürg. Auf dieses folgen die Mittelgebürge, und endlich die höchste Stellen der Kette oder die hohen Gebürge. In eben dem Verhältniß senken sich die Gebürge von der andern Seite wieder herab, laufen oft in und unter dem Meere fort, und hängen mit den Gebürgen anderer Welttheile zusammen. Die hohen Gebürge bestehen allemal aus Granit, dem festesten aller Steine, denn sie sind dazu gemacht, Jahrhunderte unveränderlich zu stehen; die Mittelgebürge aus verschiedenen Erdarten, deren Hauptbestandtheil aber immer Thon ist, und die Vorgebürge gewöhnlich aus Sandstein.

Man berechnet die Höhe der Gebürge von der Oberfläche des Meeres an. Wenn man daher sagt, ein Berg sey 400 Fuß hoch, so heißt das so viel, als, er sey 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Wir haben Berge von ungeheurer Höhe. Der Chimbarasso, der höchste Berg, welchen wir kennen, und der sich in der Bergkette befindet, welche Amerika der Länge nach durchschneidet, hat 21136 Fuß Höhe. In unserm Welttheil ist der Montblanc, ein an den Gränzen Italiens befindlicher Berg, der höchste Ber-

Seine Höhe beträgt 14676 Fuß. In Deutschland haben wir ebenfalls einige sehr hohe Berge. Der Groß-Glockner im Salzburgischen hat 12600, die Riesenkoppe im Riesengebürge 4920 und der Brocken im Harzgebürge 3570 Fuß in der Höhe.

Sollten alle diese ungeheuren Massen, und die mit ihnen zusammenhängenden Gebürgsketten blos vom Zufalle entstanden, sollte ihr Daseyn zwecklos seyn? Das erste zu behaupten, wäre Unsinn, denn der Zufall bringt wohl manchmal große Dinge, aber keinen solchen Zusammenhang, keine solche Uebereinstimmung in allen Theilen hervor, und gegen das andere streitet die tägliche Erfahrung. Man sieht in dem Bau und in der Uebereinstimmung der Gebürge überall den Finger des allmächtigen Schöpfers, und die Wohlthaten, welche wir von den Gebürgen ziehen, können nur aus seiner Hand kommen.

Groß ist der Nutzen der Gebürge. Abgerechnet, daß sie in ihrem Schooße die edelsten Metalle, die vortrefflichsten Stein- und Marmorarten, und die herrlichsten Krystalle enthalten, was würde die Erde ohne Berge seyn? Die brennendste Sonnenhitze würde Thiere und Gewächse verzehren; die Luft würde verdorben und tödtlich werden, und wegen Mangels an Wasser würde alles vertrocknen, alles dahin sterben. Die Berge sind es, welche uns die Quellen liefern, ohne welche unsere Seen und Flüsse bald austrocknen würden. Auf ihnen sammlen sich die Wolken, werden von ihnen angehalten, lösen sich dort in Regen auf, und füllen allmählig die unterirrdischen Behälter, aus welchen unsere Quellen fließen. Auf den Spitzen der Hochgebürge verwandelt sich der Regen und die Dünste in Schnee und Eis. Es

thürmen sich ungeheure Schnee= und Eisgebürge, von welchen die wohlthätige Sonne immer nur so viel schmelzt, als erfordert wird, den Flüssen, welche die Erde bewässern und fruchtbar machen, das nöthige Wasser zu ertheilen. Von ihnen stürzen diese Flüsse herab, und erhalten durch den Abhang der Berge ihren raschen Lauf. Ohne Berge würde, wenn auch Wasser vorhanden wäre, dasselbe keinen Lauf haben, und bald verderben, bald durch seine faulen Ausdünstungen die Erde verpesten. Die Berge reinigen die Luft. Von ihnen herab weht ein erfrischender kühlender Wind, und gegen Orkane, oder verheerende Sturmwinde sind Gebürge die sicherste Schutzmauer. Wenn ein erstickender, brennender Wind über die durch die Sonne durchglühten Sandwüsten Afrika's weht, so halten die anstoßenden Gebürge dieselben auf, und geben den angränzenden Völkern Kühlung und Erfrischung. Die niedrigen und Mittelgebürge sind wegen ihrer Fruchtbarkeit und dem üppigen Wuchse der Pflanzen wohlthätig. Auf ihnen finden wir die herrlichsten, kräftigsten und gewürzreichsten Pflanzen aller Art. Auf ihrem Rücken finden wir die herrlichsten Wälder und die fettesten Wiesen. Menschen und Thiere gedeihen auf den Bergen, und erhalten die beste Kraft und Gesundheit. Manche schöne, dem Menschen nützliche Thiere, gedeihen blos auf den Gebürgen, wie z. B. die Gemsen, Steinböcke, und eine Menge Geflügel. Die höchsten Gebürge sind freilich nicht mehr fruchtbar. Alle Pflanzen nehmen allmählig ab, kränkeln und verkrüppeln, doch findet der Naturforscher und auch der Arzt noch seltene, und der Gesundheit zuträgliche Moosarten, und dann sind, wie schon bemerkt wurde, diese kahlen, mit Eis und Schnee be=

deckten Gipfel die Vorrathskammern unsrer Quellen und Flüsse, und daher wohlthätig.

Eine merkwürdige Gebürgsart sind die Vulkane oder feuerspeienden Berge. Auch sie sind wohlthätig und von großem Nutzen, obwohl ihre Ausbrüche fürchterlich, und nicht selten zerstörend sind. Durch sie bahnt sich das in der Erde wüthende Feuer, welches aus mehreren Ursachen, vorzüglich aber auch dadurch entstehen kann, daß die in der Erde befindlichen Schichten von Schwefelkies und Steinkohlen durch den Zug der Luft und die Feuchtigkeit sich entzünden und in Brand gerathen, einen Ausgang. Schrecklich sind solche Ausbrüche, denn sie sind gewöhnlich mit Erderschütterungen, welche man Erdbeben nennt, verbunden. Durch diese werden oft Städte und Dörfer erschüttert, und in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Striche Landes versinken, und da, wo kurz vorher der friedliche Landmann ackerte, entstehen Seen oder Abgründe. Benachbarte Berge stürzen ein und füllen Thäler aus. Bliz, Donner, fürchterliche Regengüsse, Sturmwinde und Ungewitter sind oft mit den Ausbrüchen der Vulkane verbunden. Ein dumpfes Rollen und fürchterliches Getöse entsteht in dem Inngeweide des Berges. Das benachbarte Meer fängt an zu toben und zu sieden. Eine dicke Rauchsäule steigt aus der Mündung des Berges, welche man den Krater nennt, empor. Bald folgt der Ausbruch des Feuers, und Steine und Asche werden hoch in die Luft geschleudert, und fallen weit in der Runde umher nieder. Ströme von glühenden geschmolzenen Massen, welche man Lava nennt, ergießen sich aus der Oeffnung des Berges, und fließen weit umher. Sie verheeren alles, was sie auf ihrem

Wege antreffen, und ganze Städte, sammt ihren Einwohnern, sind schon von ihnen bedeckt worden.

Groß und fürchterlich sind diese Verwüstungen, aber noch größer ist der Nutzen, welcher aus diesen schrecklichen Ausbrüchen hervorgeht. Durch sie erhält das unterirrdische Feuer, das alles verwüsten würde, einen Ausweg. Die Luft wird gereinigt, und die Fruchtbarkeit der Erde befördert. Durch sie werden die Gewässer der Meere gereinigt und erhalten, daher wir auch fast immer die Vulkane an den Ufern des Meeres oder doch in dessen Nähe und auf Inseln antreffen.

Merkwürdig und belehrend sind die Betrachtungen, welche über diesen Gegenstand ein neuer, französischer Gelehrter, Patrin ist seine Name, machte, und ich glaube meinen Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen einen kurzen Auszug davon liefere. Er beschränkt sich in seinen Betrachtungen vorzüglich auf das mittelländische Meer. Dieses ist ein Meer, welches zwischen Europa und Afrika liegt, und diese zwey Welttheile von einander trennt. Es hat mehr als 40000 Quadratmeilen im Umfange, und beinahe 900 Meilen in der Länge. Ein ungeheurer Umfang, größer als ganz Deutschland, aber doch eine Kleinheit in Vergleichung mit dem Ozean, oder dem großen Weltmeer, mit welchem es durch die Meerenge von Gibraltar zusammenhängt.

Das mittelländische Meer nun dünstet weit mehr Wasser aus, als es durch die Flüsse, welche sich in dasselbe ergießen, Zufluß erhält. Es würde daher von Jahr zu Jahr abnehmen, und endlich ganz trocken werden, wenn es nicht aus dem großen Weltmeer oder dem

Ozean Zufluß erhielte. Das Wasser des Oceans ist aber so gesalzen, und führt so viele ölichte, harzige und salzige Theile mit sich — ein Beweis hiervon ist, daß ein Eimer Meerwasser 45 Mal schwerer ist, als ein Eimer Regenwasser — daß das Beben des mittelländischen Meeres bald durch die nach der Ausdünstung zurückgebliebenen Salztheile ausgefüllt seyn würde, wenn nicht der Schöpfer ein Mittel gefunden hätte, diese Harz- und Salztheile aufzulösen und wegzuschaffen. Deßwegen setzte er in der Nähe des Meeres, nemlich auf der Insel Sizilien und in dem Königreiche Neapel, zwey feuerspeiende Berge, den Etna und den Vesuv. In diesen unterirrdischen Oefen nun, welche offenbar mit dem Meere in Verbindung stehen, werden diese Harz- und Salztheile aufgelöst, und durch heftige Ausbrüche weggeschafft, um die Gewässer des Meeres zu erhalten. Das Nemliche bemerken wir auch in dem Archipel, dieses ist ein sehr merkwürdiges Inselmeer, welches einen Theil des mittelländischen Meeres ausmacht, und an Asien gränzt. Dieses hängt durch das kleine Meer von Marmora und die Meerenge von Constantinopel mit dem schwarzen Meere zusammen, dessen Gewässer sehr salzig sind. Der Schöpfer setzte daher auch feuerspeiende Berge in dem Archipel, um jene Gewässer zu reinigen und zu erhalten.

Eine andere Merkwürdigkeit, und ein sicherer Beweis, wie väterlich der Schöpfer für das allgemeine Beste sorgte, sind jene Berge, aus derem Inneren regelmäßig zu gewissen Zeiten ein erfrischender Wind bläst. Es giebt deren viele, einer der vorzüglichsten dieser Art aber ist der Berg, an dessen Abhang die

Stadt Cesi in Italien gebaut ist. Sobald die Sonnenhitze drückend wird, so dringt vom frühen Morgen bis zum Abend ein kühler Wind aus dem Berge, und es ist durch die Erfahrung bestätigt, daß er immer um so frischer und stärker bläst, als die Sonnenhitze drükkender ist. Göttliche Vorsicht, wie gütig sorgst du für die Menschen!

Von den Quellen, welche aus den Gebürgen entspringen, haben wir schon gesprochen. In dieser einzigen Rücksicht schon kann man die Berge, diese Wasserbehälter, die Wohlthäter der Natur nennen. Allein nicht nur Trinkwasser liefern sie uns, sondern auch Gesundbrunnen und Bäder, durch deren Gebrauch Kranke und Presthafte ihre Gesundheit wieder erlangen können. Je nachdem die Quellen in den Bergen, durch welche sie gehen, andere Bestandtheile antreffen, schwängern sie sich damit, und sind dann kalt oder heiß, sauer, bitter, oder auch salzig. Manchmal quillt heißes und kaltes Wasser in kleiner Entfernung von einander aus der Erde. Einige Quellen führen Harz, Pech und andere brennbare Materialien mit sich, und auf andern schwimmt ein kostbares Oel, welches man Naphta nennt.

In den Bergen, vorzüglich in Kalchbergen, findet man oft sehr große und merkwürdige Höhlen. Es giebt deren, welche mehrere tausend Menschen fassen könnten, und andere, in welchen man die sonderbarsten Figuren, Säulen ꝛc. von Tropfstein, einer mit Wasser vermengten Steinmaterie, findet. Aus einigen Höhlen dringt ein schweflichter, oder auch wohl giftiger Dampf hervor, und in andern findet man Gerippe von unbekannten und fremden Land- und Seethieren.

Wer die Berge mit aufmerksamem Auge betrachtet, und da nicht von des Schöpfers Allmacht und Güte überzeugt wird, der hat entweder keinen Sinn, oder er will vorsetzlich seine Augen dem Lichte am hellen Tage verschließen.

Die Luft.

Es gehen in der unsere Erdoberfläche umgebenden Luft so viele Veränderungen und Erscheinungen vor, daß ich den Dank meiner Leser zu verdienen hoffe, wenn ich einiges, so viel nemlich, als sie zu Folge ihrer Vorkenntnisse verstehen können, davon erkläre. Wir werden dadurch zu neuer Bewunderung der Größe und Allmacht des Schöpfers ermuntert werden, und werden manche Dinge, welche wir bisher blos anstaunten, ohne sie zu begreifen, oder wohl gar abergläubisch fürchteten, weil wir den Grund davon nicht kannten, von einer andern Seite betrachten lernen.

Die Luft ist jener feine und unsichtbare Körper, welcher uns umgiebt, in welcher wir leben, und ohne welchen kein lebendes Wesen bestehen kann. Sie ist flüssig, und sucht daher, wie jede Flüssigkeit, sich im Gleichgewicht zu erhalten; elastisch, daher sie sich zusammendrücken und ausdehnen läßt, und schwer, das heißt, sie hat, so wie jeder Körper, ihr eigenthümliches Gewicht.

Die Luft, welche unsere Erde umgiebt, ist nicht rein, denn die aus der Erde, und allen auf ihr befindlichen Körpern aufsteigenden Dünste, vereinigen sich mit ihr, und lösen sich in ihr auf. Man nennt sie den Dunstkreis oder die Atmosphäre. Es ist nicht

bestimmt, wie weit dieser Dunstkreis reiche, so viel ist indessen erwiesen, daß man, je mehr man sich von der Erde entfernt, desto reinere und ungemischtere Luft antrifft. Die untere Luft, die, welche wir einathmen, ist schon deßwegen, weil sie von der obern gedrückt wird, dichter, und auf hohen Bergen wird sie immer dünner, daher auch dort das Athemholen beschwerlicher wird.

Die Veränderungen, welche in dem uns umgebenden Dunstkreis vorgehen, werden *Lufterscheinungen* genannt, und sie sind verschiedener Art, je nachdem die in der Luft vorhandenen Dünste verschieden sind. Zufolge der in der Luft vorhandenen Dünste kann dieselbe feucht oder trocken, kalt oder warm, leicht oder schwer 2c. seyn, und daher kömmt es, daß an einem Orte gesunde, und an einem andern ungesunde Luft herrschen kann.

Der *Wind* ist eine Folge, daß die Luft als ein flüssiger Körper immer das Gleichgewicht zu erhalten sucht. Wenn durch Wärme oder Kälte, durch den Druck der Wolken 2c. dieses Gleichgewicht aufgehoben wird, so entsteht der Wind, welcher so lange fortdauert, bis dieses Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Je nachdem nun die Bewegung der Luft heftiger ist, desto fühlbarer ist auch der Wind. Ein heftiger Wind wird ein *Sturm* oder *Orkan* genannt. So fürchterlich dieser in seinen Wirkungen ist, so wohlthätig ist der Wind überhaupt. Er reinigt die Luft, und ohne ihn würde diese durch die vielen Ausdünstungen bald verdorben werden, und in Fäulniß übergehen. Durch ihn

werden die Wolken, und mit ihnen der Regen über die Erde verbreitet. Er mindert Hitze und Kälte, welche ohne ihn oft unerträglich seyn würden. Er trägt den Saamen der Blumen, Bäume und Gewächse umher und befeuchtet sie. Er setzt Mühlen in Bewegung, und führt Schiffe von einem Ende der Erde an das andere.

Man kann die Lufterscheinungen in verschiedene Klassen eintheilen, je nachdem sie aus Arten der Dünste entstehen. Sind die Dünste feucht, so entstehen aus ihnen wässerichte Lufterscheinungen; sind sie trocken und brennbar, so bringen sie die feurigen Erscheinungen hervor, und dann können wir noch eine dritte Gattung annehmen, nemlich solche, welche blos durch die Berechnung der Lichtstrahlen entstehen, und können sie füglich glänzende Lufterscheinungen nennen.

Wenn die aus den Körpern in die Luft aufsteigenden wässerigen Dünste sich so sammlen, daß sie sichtbar werden, so entstehen Wolken. Diese können entweder auf der Oberfläche der Erde schweben oder emporsteigen. In dem erstern Falle heißen sie Nebel, denn der Nebel besteht aus Dünsten, welche in der untern Luft sich so verdicken, daß sie sichtbar werden. Die Ursache hievon ist die Kälte, denn diese verdickt die Dünste, so wie die Wärme dieselben verdünnt und leichter macht, daher der Nebel, wenn die obere Luft wärmer wird, sich zertheilt, und in die Höhe geht. Erhält die obere Luft einen höhern Grad der Kälte, so ziehen sich die Dünste so sehr zusammen, daß sie schwerer werden als die Luft, und in Tropfen herabfallen.

Die Wolken sind also nichts als in die Höhe gestiegener Nebel, und sie steigen um so höher, als die obere Luft heiter und warm ist. Es geschieht daher sehr oft, daß man auf hohen Bergen der heitersten Luft genießt, und die Wolken unter sich und im Thale erblickt.

Werden die Wolken durch den Wind zusammengetrieben, durch die Kälte verdickt, oder durch die Erschütterung des Donners auf einander gestürzt, so werden sie schwerer, als die Luft, können von derselben nicht mehr getragen werden, und fallen in Tropfen herab. Dieses ist der Regen. Je dichter die Dünste sind, und je heftiger sie gedrückt werden, desto stärker fällt der Regen, und sind die Wolken so schwer, daß ihre Wassertheile plötzlich zusammenfließen, so stürzen sie auf einmal herab, und dieses ist es, was man einen Wolkenbruch nennt.

Der Thau entsteht, wenn nach einem heitern und warmen Tage am Morgen und Abend die obere Luft kälter wird. Die aufsteigenden Dünste können dann nicht durch die Wärme verdünnt werden, und fallen in kleinen Tropfen herab. Haben im Herbst und Frühling die Körper auf der Erde, auf welche der Thau niederfällt, schon einen hohen Grad von Kälte, so gefriert derselbe, und das ist es, was wir Reif nennen.

Gefrieren die Dünste in der obern Luft, so entsteht der Schnee, und die Schlossen oder der Hagel. Wenn diese Dünste in der obern Luft gefrieren, so

setzen sie sich in Sternchen, wie Reif aneinander, und fallen als Flocken herab. Dieses ist der Schnee. Fallen aber die Tropfen als Regen aus der obern wärmern Luft in die untere, welche kälter ist, und gefrieren im Herunterfallen, so erscheinen sie bey uns als kleine Stücken Eis, und dieses sind die Schlossen. Fallen die Dünste als Regen wirklich bis auf die Erde, gefrieren aber da plötzlich, weil die Erde noch viel kälter ist als die obere Luft, so entsteht das Glatteis.

Die glänzenden Lufterscheinungen stehen mit den wässerichten in der genauesten Verbindung, denn sie sind nichts anders, als die Brechung und Zurückprallung der Lichtstrahlen an den in der Luft befindlichen Wolken. Die Sonnenstrahlen fallen auf diese Wolken, und werden von ihnen wie von einem Spiegel zurückgeworfen, daher wir dann verschiedene Bilder sehen. Hierher gehören die Morgen- und Abendröthe und der Regenbogen. Die Ringe, oder wie man sie an vielen Orten nennt, die Höfe um die Sonne oder den Mond, entstehen, wenn unser Dunstkreis sehr angehäuft ist, und daher das Bild der Sonne oder des Mondes wie verschleiert erscheint. Oefter erblickt man auch das Bild der Sonne oder des Mondes doppelt und mehrfach, und man nennt dieses Nebensonnen oder Nebenmonde. Abergläubige Menschen halten dieses, so wie überhaupt jede ungewöhnliche Erscheinung in der Luft für Vorbedeutungen irgend eines Unglücks, und ängstigen sich und andere mit diesen Gedanken, da doch alle diese Erscheinungen sich sehr leicht und sehr natürlich aus der Berechnung der Strahlen erklären lassen.

Die feurigen Erscheinungen entstehen aus den in der Luft befindlichen brennbaren Dünsten. Diese entzünden sich auf verschiedene Weise und aus verschiedenen Gründen, und bringen dann auch verschiedene Wirkungen hervor.

Die Gewitter sind bey vielen Menschen der Gegenstand der größten Furcht. Sie sind auch oft schrecklich in ihren Wirkungen, allein zugleich sind sie auch von großem Nutzen, und dann giebt es Mittel, sich gegen die Gefahr zu sichern. Der Bliz entsteht durch die Entzündung der in der Luft befindlichen elektrischen Materie. Diese Materie ist durch die ganze Natur verbreitet, und hat die Eigenschaft andere leichte Körper anzuziehen und wieder zurückzustoßen. Nähert sich ein Körper, welcher nicht elektrisch ist, einem andern, in welchem viele Materie sich befindet, so wird er von diesem angezogen; zugleich entzündet sich die Materie, und es fährt ein Funke aus dem elektrischen Körper. Wenn nun eine mit vielen Materien schwangere Wolke andere unelektrische Wolken anzieht, und mit ihnen zusammenstoßt, so entsteht ein großer Feuerfunke, welchen man den Bliz nennt. Dieser Funke, oder vielmehr dieses Feuer, brennt so lange fort, als es Nahrung findet, und entzündet die elektrische Materie, welche grade mit ihr in Verbindung steht. Dieses Fortfahren des Funkens heißt man den Strahl, und wenn dieser Strahl, weil er bis dahin Nahrung findet, in einen Körper, in ein Haus, in einen Baum ꝛc. fährt, so sagt man: es hat eingeschlagen.

Mit dem Blize ist der Donner verbunden. Die-

ser entsteht durch die heftige Erschütterung der Luft durch den Bliz. Durch die Entzündung entsteht ein luftleerer Raum, die Luftschichten, um sich wieder in das Gleichgewicht zu setzen, stürzen heftig zusammen, und verursachen jenes Rollen, jenes Geräusch, welches man den Donner nennt. Je geschwinder der Bliz und Donner auf einander folgen, desto näher ist das Gewitter, und desto größer die Gefahr.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Bliz gerne den Metallen folgt, an den Wänden der Gebäude herabfährt, und vorzüglich in hohe Bäume fällt, und dem Luftzuge folgt, und zwar läßt sich dieses alles aus sehr natürlichen Ursachen erklären. Aus diesen Erfahrungen hat man Vorsichtsmaaßregeln gezogen, um sich gegen die Gefahr zu schützen. Man hat auf die Thürme und hohen Gebäude Spitzen von Metall angebracht, um dadurch den Strahl anzuziehen. An diese Spitzen hat man Draht befestigt, welcher bis zur Erde herabgeht. An diesem fährt nun der Strahl, wenn er einfällt, herab, ohne die Häuser noch die darin wohnenden Menschen zu beschädigen. Dieses nennt man Wetterableiter. Man hütet sich unter hohe Bäume, besonders unter Eichen, sich während des Gewitters zu stellen. Man vermeidet sorgfältig, in die Zugluft sich zu stellen, noch mehr aber durch heftiges Laufen, Reiten oder Fahren selbst die Luft zu zertheilen, und dadurch den Strahl anzuziehen. Man legt während des Gewitters gerne alle Metalle von sich, und tröstet sich dann mit dem Gedanken, daß man überall in der Hand Gottes stehe, und daß uns, wenn es sein Wille ist, ein

vom Dache fallender Ziegel eben so gut, als der Bliz, erschlagen kann.

Der Nutzen, welchen die Gewitter bringen, ist sehr groß. Sie reinigen die Luft, denn durch sie werden die schweflichten und ungesunden Dünste verzehrt. Der Gewitterregen bringt den Pflanzen Kraft und Nahrung, indem er viele ölige und salzige Theile enthält. Es ist wohl Keiner unter uns, der nicht schon die Erfahrung machte, wie sehr die Natur durch ein Gewitter erfrischt wird. Menschen und Thiere athmen leichter, und Pflanzen und Gewächse erhalten neue Kraft.

An heitern Sommerabenden sehen wir oft entfernte Blize, ohne den Donner zu hören, und man nennt dieses das Wetterleuchten, oder man sagt: das Wetter kühlt sich ab.

Das Nordlicht ist ein heller Schein, welchen wir oft gegen Norden erblicken. Bey uns sind sie äußerst selten, allein in den nördlich gelegenen Ländern sind sie so gemein, daß sie regelmäßig zu gewissen Jahreszeiten erscheinen, und daß die dort wohnenden Menschen bey ihrem Scheine, so wie wir bey der Tageshelle, ihre Geschäfte verrichten. Die Meinungen über derselben Entstehen sind verschieden. Einige glaubten, daß das Nordlicht der Wiederschein der an dem Eise sich brechenden Lichtstrahlen sey. Andere behaupten, daß es von elektrischen Dünsten herrühre. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist ausgemacht, daß die Nordlichter die Folge sehr natürlicher Ursachen sind, und die Furcht derjeni-

gen, welche sie als schlimme Vorbedeutungen, als Anzeichen von Krieg, Hunger und anderm Unglück betrachten, sehr ungegründet und unvernünftig sind.

Eine andere Lufterscheinung, welche furchtsame Menschen oft in großes Schrecken versetzt, sind die Irrlichter, oder wie man sie manchmal nennt Irrwische. Der Furchtsame hält sie für Kobolde und Gespenster, welche Vergnügen daran finden, die armen Sterblichen zu necken, und doch sind sie nichts anders, als brennbare Dünste, welche aus sumpfigen Orten, oder aus jenen, wo sich verweste Körper befinden, als Kirchhöfen, Hochgerichten rc. emporsteigen, und sich entzünden. Da sie sehr leicht sind, so folgen sie dem Luftzug. Geht man ihnen entgegen, so gehen sie immer vorwärts, flieht man vor ihnen, so folgen sie dem Zuge der Luft, und laufen nach. Daher die Geschichte von den feurigen Männern.

Manchmal entzünden sich brennbare Dünste in der höhern Gegend des Dunstkreises, und fallen dann brennend herunter. Man nennt sie Sternschnuppen. Einige ziehen einen feurigen Schweif nach sich, und folgen gerne dem Luftzuge, daher sie auch manchmal in Kamine stürzen. Sie sind unter dem Namen der feurigen Drachen bekannt.

Druckfehler.

Seite	10	Zeile	9	v. o.	lies	der	statt	das
=	13	=	8	v. o.	=	andern	=	andere
=	18	=	2	v. u.	=	zu recht führen	=	zu recht zu führen
=	340	=	3	v. o.	=	Meven, oder Seewegen	=	Seeven
=	342	=	12	v. o.	=	Pelikanen	=	Pelitanen
=	345	=	9	v. u.	=	offnen Kampf	=	offenen Kampfe
=	—	=	8	v. u.	=	Zerstörern	=	Zerstörer
=	349	=	4	v. o.	=	zur	=	zum
=	353	=	9	v. o.	=	im	=	am
=	356	=	12	v. o.	=	seine	=	seinen
=	360	=	4	v. u.	=	Spieß	=	Spiß
=	363	=	1	v. u.	=	ihren	=	ihrem
=	369	=	8	v. u.	=	4000	=	400
=	374	=	5	v. o.	=	Beken	=	Beben

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Anton.

Geschenk für die erwachsene Jugend aus allen Ständen

Paßau 1821

Paed.pr. 3879#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761420-8